

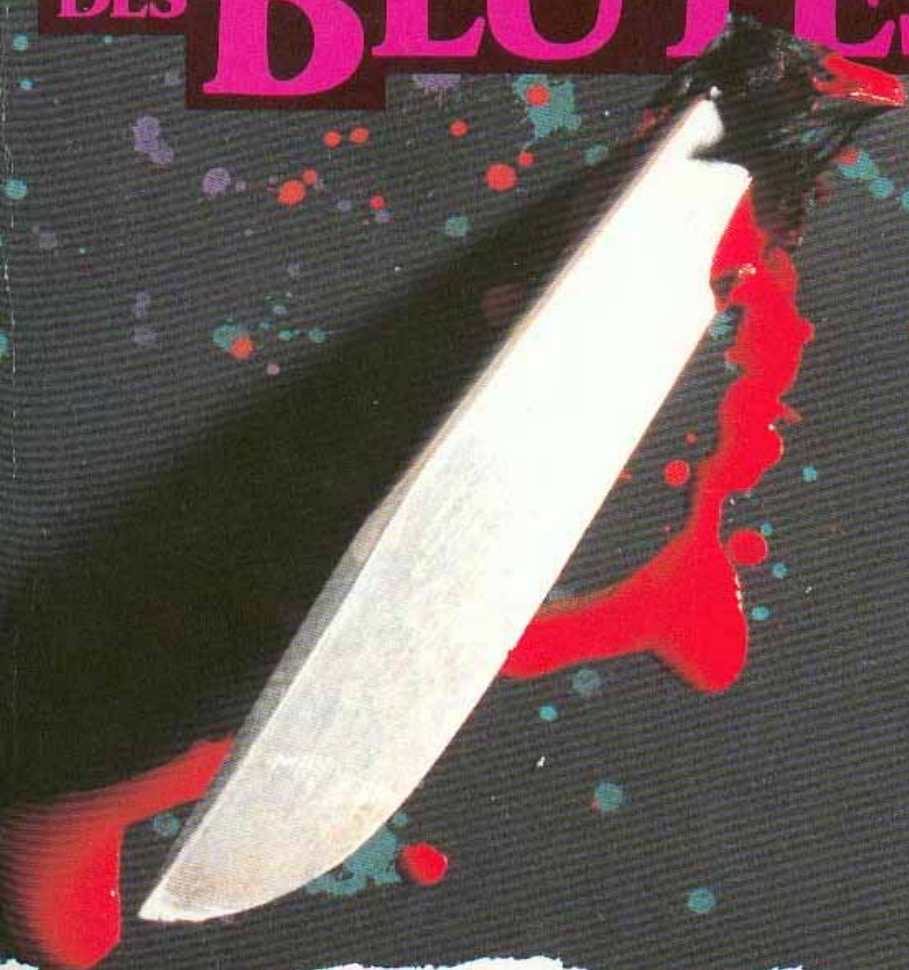
**Knaur®**

Horror

**CLIVE  
BARKER**

**DAS**

**FÜNFTE BUCH  
DES  
BLUTES**



Clive Barker wurde 1952 in Liverpool geboren, studierte dort Philosophie und begann zunächst zu malen. Seine ersten schriftstellerischen Werke sind Theaterstücke in der Grand-Guignol-Tradition, denen bald Drehbücher, Kurzgeschichten und Romane folgten. Inzwischen hat sich Barker, der 1985 mit dem World Fantasy Award ausgezeichnet wurde, auch als Filmregisseur eigener Stoffe etabliert.

Von Clive Barker sind außerdem erschienen:

- »*Spiel des Verderbens*« (Band 1800)
- »*Das erste Buch des Blutes*« (Band 1830)
- »*Das zweite Buch des Blutes*« (Band 1834)
- »*Das dritte Buch des Blutes*« (Band 1840)
- »*Das vierte Buch des Blutes*« (Band 1849)
- »*Das sechste Buch des Blutes*« (Band 1851)

digitalisiert von  
**DUB SCHMITZ**

korrektur gelesen von  
**MATHASWINTHA**

***nicht zum Verkauf bestimmt !***



Deutsche Erstausgabe Juni 1991

© 1991 Droemersch Verlagsgesellschaft Th. Knaur Nachf., München

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar.

Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Titel der Originalausgabe »Clive Barker's Books of Blood Vol. V«

© 1984 Clive Barker

Umschlaggestaltung Charlie Dengler, München

Umschlagfoto Charlie Dengler/A. Ries

Druck und Bindung Ebner Ulm

Printed in Germany 5 4 3 2

ISBN 3-426-01850-0

# **Clive Barker:**

## **Das fünfte Buch des Blutes**

Roman

Aus dem Englischen von Peter Kobbe

**Knaur®**



*Blutbücher sind wir Leiber alle;  
wo man uns aufschlägt: lesbar rot.*

*Für Julie*

## *Inhalt*

Das Verbotene .....	8
Die Madonna .....	75
Babels Kinder .....	143
Leibhaftig .....	194

# *Das Verbotene*





Wie eine makellose Tragödie, deren strukturelle Eleganz auf jene keinen Eindruck macht, die leidend in ihr befangen sind, war die vollendete Geometrie des Spector-Street-Wohnkomplexes nur aus der Vogelperspektive sichtbar. War man in seinen trübseligen Schluchten unterwegs und durchquerte seine schmuddligen, von grauem Rechteck zu grauem Rechteck führenden Korridore, so stieß man auf wenig, was das Auge fasziniert, die Phantasie beflügelt hätte. Die paar in den Viereckinnenhöfen angepflanzten Bäumchen waren längst verstümmelt oder ausgerissen worden; der wenn auch hohe Grasbewuchs verweigerte entschieden ein gesundes Grün. Zweifellos waren die Wohnanlage und ihre zwei benachbarten Gegenstücke einst der Traum eines Architekten gewesen. Zweifellos hatten die Stadtplaner Freudentränen über eine bauliche Gestaltung vergossen, die dreihundertsechunddreißig Personen pro Hektar unterbrachte und zusätzlich noch Raum für einen Kinderspielplatz bot. Zweifellos hatten bei dem Spector-Street-Unternehmen manche ein Vermögen respektive sich einen Namen gemacht, und anlässlich seiner Einweihung war es mit schönen Worten zum Maßstab erklärt worden, an dem alle künftigen Baukonzepte zu messen sein würden. Aber die Planer hatten - nach den Freudentränen und schönen Worten - die Wohnanlage sich selber überlassen; die Architekten bewohnten restaurierte georgianische Häuser am anderen Ende der Stadt und kreuzten hier wahrscheinlich niemals auf.

Und selbst wenn sie's getan hätten: Der verschlechterte Zustand der Wohnanlage hätte sie nicht beschämt. Ihr Geistesprodukt war (so würden sie zweifelsohne argumentieren) brillant wie eh und je: seine geometrischen Strukturen unverändert präzise, seine Proportionen unverändert wohldurchdacht. *Menschen* waren es, die Spector Street verschandelt hatten. Und mit einem derartigen Vorwurf hätten sie nicht unrecht gehabt. Selten hatte Helen einen derart rigoros zerstörten Innen-

stadtbereich gesehen. Lampen waren zertrümmert und Hinterhofzäune eingerissen; Wagen, deren Räder und Motoren man entfernt und deren Fahrgestelle man dann in Brand gesteckt hatte, blockierten Garagenanlagen. In einem der Höfe waren drei oder vier Erdgeschoß-Maisonettes vollständig ausgebrannt, ihre Fenster und Türen mit Wellblech verrammelt. Alarmierender noch waren die Graffiti. Helen war hergekommen, um sie sich anzusehen, da Archies Äußerungen über diese Gegend sie neugierig gemacht hatten, und sie wurde nicht enttäuscht. Angesichts der mannigfaltigen Schichten von Zeichnungen, Namen, Obszönitäten und Parolen, die auf jeden verfügbaren Ziegelstein gekritzelt und gesprayt waren, fiel es schwer zu glauben, daß Spector Street erst dreieinhalb Jahre alt war. Die vor noch so kurzer Zeit unberührten Mauern waren jetzt so gründlich verunstaltet, daß die Städtische Gebäudereinigung sich keinerlei Hoffnung machen durfte, ihren früheren Zustand wiederherstellen zu können. Eine zur Beseitigung dieser visuellen Kakophonie aufgetragene Schicht Tünche böte den Schreibern lediglich eine neue und noch verführerischere Oberfläche, um ihre Zeichen zu hinterlassen. Helen war im siebten Himmel. Jede Ecke, um die sie bog, lieferte ihr neues Material für ihre Dissertation *Graffiti: zur Semiotik urbaner Hoffnungslosigkeit*. In dieser Themenstellung verknüpften sich ihre zwei Lieblingsfächer - Soziologie und Ästhetik -, und während sie in der Wohnanlage umherwanderte, fragte sie sich allmählich, ob nicht außer ihrer Dissertation bereits ein Buch mit derselben Themenstellung existiere. Sie ging von Hof zu Hof und zeichnete dabei, unter jeweiliger Angabe des Standorts, eine Vielzahl der interessanteren Kritzeleien ab. Dann ging sie zum Wagen zurück, um sich ihre Kamera und ihr Stativ zu holen, und suchte erneut die ergiebigsten Bereiche auf, um ein eingehendes visuelles Protokoll der Wände zu erstellen.

Es war ein frostiges Unterfangen. Helen war keine erfahrene

Fotografin, und der Spätoktoberhimmel befand sich in rastloser Bewegung, veränderte von einem Moment zum anderen das Licht auf den Ziegeln. Während sie, um die Helligkeitswechsel auszugleichen, die Belichtungszeit immer wieder neu einstellte, wurden ihre Finger zusehends unbeholfener und ihre Stimmung dementsprechend mieser. Aber sie plagte sich weiter, ungeachtet der beiläufigen Neugier von Passanten. Es gab so viele Zeichnungen zu dokumentieren. Sie hielt sich vor Augen, daß sie für ihre gegenwärtige Unannehmlichkeit reichlich entschädigt werden würde, wenn sie die Dias Trevor zeigte, dessen Skepsis gegenüber dem Wert des Projekts von Anfang an absolut offenkundig gewesen war. »Die Schrift an der Wand?« hatte er gesagt und dabei andeutungsweise gelächelt, auf diese für ihn typische, irritierende Art. »Das ist schon hundertmal beackert worden.« Das stimmte natürlich; und doch auch wieder nicht. Sicherlich gab es gelehrte Studien über Graffiti, zum Bersten voll mit soziologischem Jargon: *kulturelle Abkopplung; urbane Entfremdung*. Aber sie bildete sich ein, daß *sie* in diesem Wust von Kritzeleien möglicherweise etwas finden würde, das der bisherigen Forschung entgangen war: irgendein durchgängiges Darstellungsprinzip, das sie als Aufhänger ihrer Dissertation verwenden könnte. Nur eine resolute Katalogisierung und vergleichende Zuordnung der Formulierungen und Bilder vor ihr würde einen derartigen gemeinsamen Grundzug aufdecken; daher die Wichtigkeit dieser fotografischen Erfassung. So viele Hände hatten hier gearbeitet, so viele Charaktere ihre Signatur hinterlassen, wie zufällig auch immer. Wenn sie irgendeine elementare Struktur finden könnte, irgendein vorherrschendes Movens, ein *Motiv*, durfte ihr Forschungsbeitrag garantiert mit einigem ernsthaftem Interesse rechnen, und sie dann ihrerseits auch.

»Was tun Sie da?« fragte jemand hinter ihr.

Aus ihren Überlegungen gerissen, drehte sie sich um und

sah hinter sich auf dem Gehsteig eine junge Frau mit einem Kinderwagen. Sie sieht müde aus, dachte Helen, und richtig durchgefroren. Der Kleine im Kinderwagen quäkte, seine beschmierten Finger umklammerten einen orangefarbenen Lutscher und die Umhüllung von einem Schokoriegel. Der größte Teil der Schokolade sowie frühere Hustenbonbonreste waren vorn über seinen Mantel verteilt.

Helen offerierte ein dünnes Lächeln; die Frau machte den Eindruck, als würde sie das dringend brauchen. »Ich mach' Fotos von den Wänden«, sagte sie als Antwort auf die soeben gestellte Frage, obwohl das sicher absolut offenkundig war. Die Frau, die nach Helens Einschätzung kaum zwanzig sein konnte, sagte: »Sie meinen, von dem Schweinkram?«

»Von den Sprüchen und den Bildern«, sagte Helen. Dann: »Ja. Von dem Schweinkram.«

»Sie sin' von der Stadtverwaltung?« »Nein, von der Universität.«

»Is' einfach eklig«, sagte die Frau. »Wie sie's machen. Sin' übrigens nich' nur Kids.«

»Nein?«

»Ausgewachsene Männer. Ausgewachsene Männer auch. Die scheren sich um nichts. Tun's am hellichten Tag. Wo jeder sie sehen kann... am hellichten Tag.« Flüchtig blickte sie zu dem Kleinen hinunter, der seinen Lutscher auf dem Boden zuspitzte. »Kerry!« schnauzte sie, aber der Junge nahm keine Notiz davon. »Soll das jetzt abgewischt werden?« fragte sie Helen.

»Das weiß ich nicht«, sagte Helen und wiederholte: »Ich bin von der Universität.«

»Ach«, antwortete die Frau, als hätte sie eben eine neue Information erhalten, »dann haben Sie nichts mit der

Stadtverwaltung zu tun?«

»Nein.«

»'n paar sind obszön, nicht? Richtig schweinisch. Was die so zeichnen - 'n paar von den Sachen machen mich echt fertig.« Helen nickte und warf dabei ein Auge auf den Jungen im Kinderwagen. Kerry hatte beschlossen, seine Süßigkeiten zur sicheren Verwahrung ins Ohr zu stecken. »Laß das!« sagte seine Mutter und beugte sich hinüber, um dem Kind eins auf die Finger zu geben. Auf den läppischen Klaps hin begann der Kleine loszuplärren. Helen ergriff die Gelegenheit, um hinter ihre Kamera zurückzukehren. Aber die Frau wollte sich noch weiter unterhalten. »Und das Zeugs findet sich nicht nur auf den Außenmauern«, bemerkte sie.

»Wie bitte?« sagte Helen.

»Sie brechen in die Wohnungen ein, sobald sie leer stehen. Die Stadtverwaltung hat versucht, sie zu verrammeln, aber das nutzt gar nichts. Sie brechen so oder so ein. Benutzen sie als Toiletten und schreiben noch mehr Schweinkram an die Wände. Sie zünden auch Feuer an. Dann kann niemand Neuer mehr einziehen.« Die Schilderung weckte Helens Neugier. Ob die Graffiti auf den Innenwänden sich wohl wesentlich von den öffentlichen Präsentationen unterschieden? Das war sicher eine Nachforschung wert. »Sind Ihnen hier in der Nähe solche Plätze bekannt?«

»Leerstehende Wohnungen meinen Sie?« »Mit Graffiti.«

»Gleich bei uns gibt's ein oder zwei«, sagte die Frau bereitwillig. »Ich bin im Butts-Block.«

»Könnten Sie mir die vielleicht zeigen?« fragte Helen.

Die Frau zuckte mit den Achseln.

»Übrigens, ich heiße Helen Buchanan.«

»Anne-Marie«, antwortete die Mutter.

»Ich war' Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mich zu einer dieser leerstehenden Wohnungen bringen könnten.«

Anne-Marie war über Helens Begeisterung verblüfft, machte auch keinen Versuch, es zu verhehlen, aber sie zuckte erneut mit den Achseln und sagte: »Da gibt's nicht viel zu sehen. Nur noch mehr von dem gleichen Zeugs.«

Helen packte ihre Fotoausrüstung zusammen, und die beiden Frauen gingen nebeneinander durch die sich kreuzenden Passagen zwischen einem Häuserviereck und dem nächsten. Obwohl die Anlage niedrig gehalten war, jeder Wohnblock nur fünf Stockwerke hoch, war die Wirkung in jedem Innenhof gräßlich klaustrophobisch. Die Laufgänge und Treppenhäuser waren der Traum jedes Diebes, voller toter Winkel und schlecht beleuchteter Tunnels. Die Müllschluckerschächte, durch die man aus den oberen Etagen Abfalltüten direkt in den Kellercontainer werfen konnte, waren längst versiegelt worden, weil sie sich als ausgesprochene Feuerfallen erwiesen hatten. Jetzt stapelten sich in den Gängen meterhoch Plastiktüten voller Abfall, viele von streunenden Hunden aufgerissen, ihr Inhalt über den Boden verstreut. Der Geruch war, selbst bei kalter Witterung, unangenehm. Im Hochsommer mußte er überwältigend sein.

»Da drüben auf der anderen Seite wohn' ich«, sagte Anne-Marie und deutete über den viereckigen Innenhof. »Das mit der gelben Tür.« Dann wies sie mit dem Finger am gegenüberliegenden Häuserblock entlang. »Fünf oder sechs Maisonettes vor dem anderen Ende«, sagte sie. »Zwei davon sind inzwischen geräumt, 'n paar Wochen her jetzt. Die eine Familie is' in den Ruskin-Block umgezogen, die andere is' mitten in der Nacht verduftet.«

Damit kehrte sie Helen den Rücken und schob Kerry, der

dazu übergegangen war, seitlich vom Kinderwagen eine Spuckespur zu ziehen, um den Hof herum.

»Danke«, rief Helen ihr nach. Anne-Marie blickte kurz über die Schulter, antwortete aber nicht. Mit angestachelter Neugier ging Helen an den Erdgeschoßmaisonettes entlang, von denen viele, obgleich bewohnt, eher den gegenteiligen Eindruck erweckten. Die Vorhänge waren dicht zugezogen; keine Milchflaschen standen vor der Haustür, kein liegengelassenes Kinderspielzeug verwies auf seine Benutzer. Tatsächlich keinerlei *Leben* hier. Weitere Graffiti hingegen *waren* vorhanden, anstößig auf die Türen bewohnter Häuser gesprayt. Sie besah sich die Schmierereien nur flüchtig, teils weil sie befürchtete, eine der Türen könne sich öffnen, während sie gerade die daraufgesprühte deftige Schweinerei inspizierte, aber mehr noch weil sie darauf brannte zu sehen, was für Offenbarungen die leeren Wohnungen da vorn wohl zu bieten hatten.

Der aggressive Duft von Urin, frischem ebenso wie altem, schlug ihr auf der Schwelle von Nummer 14 entgegen, und, darunter vermischt, der Geruch von verbrannter Farbe und Kunststoff. Volle zehn Sekunden lang zögerte sie, im Ungewissen, ob das Betreten der Maisonette ein vernünftiger Schritt sei. Das Territorium der Wohnanlage hinter ihr war unbestreitbar fremd, ganz und gar in sein eigenes Elend verschlossen, aber die Zimmer vor ihr waren noch einschüchternder; ein dunkles Labyrinth, das Helens Augen kaum durchdringen konnten. Aber als ihr Mut sie verließ, dachte sie an Trevor und daran, wie sehr sie seiner herablassenden Art einen Dämpfer verpassen wollte. Diesen Gedanken im Kopf, rückte sie ins Innere vor, kickte dabei absichtlich ein Stück verkohltes Bauholz beiseite, in der Hoffnung, es werde einen etwaigen Bewohner veranlassen, sich zu zeigen.

Kein Laut ließ jedoch auf eine Nutzung der Wohnung schließen. Mit wachsendem Selbstvertrauen begann sie, das

vordere Zimmer der Maisonette zu erkunden, das - nach den Überresten eines ausgeweideten, verkohlten Sofas in der einen Ecke und dem aufgeweichten Teppich unter ihren Füßen zu urteilen - ein Wohnzimmer gewesen war. Die blaßgrünen Wände waren, wie von Anne-Marie versprochen, ausgiebig verunstaltet, sowohl von minderwertigen Kritzeln - die sich zufriedengaben, mit dem Stift, oder gar noch gröber, mit Sofakohle zu arbeiten - als auch von jenen mit Öffentlichkeitsambitionen, die die Wände in einem halben Dutzend Farben besprüht hatten. Einige der Kommentare waren ganz interessant, obwohl Helen viele schon auf den Außenmauern gesehen hatte. Vertraute Namen und Paarungen wiederholten sich. Obwohl sie diese Personen nie zu Gesicht bekommen hatte, wußte sie, wie dringend Fabian J. (super in Form!) Michelle deflorieren wollte; und daß Michelle ihrerseits auf einen gewissen Mr. Sheen scharf war. Hier, wie anderswo auch, prahlte ein Mann namens Weiße Ratte mit seiner Ausstattung, und in roter Farbe wurde die Rückkehr der Syllabub-Brüder versprochen. Ein oder zwei der Bilder, die diese Sätze begleiteten oder zumindest an sie angrenzten, waren besonders reizvoll. Neben dem Wort *Christos* befand sich ein Stockmensch, dem die Haare wie Stacheln strahlenförmig vom Kopf abstanden, und auf jeden Stachel war wieder ein Kopf aufgespießt. Dicht daneben befand sich eine so brutal vereinfachte Geschlechtsverkehrsdarstellung, daß Helen sie erst für die Abbildung eines Messers hielt, das in ein blindes Auge eintaucht. Aber so faszinierend die Bilder auch waren, das Zimmer war zu düster für Helens Film, und sie hatte es versäumt, ein Blitzlicht mitzunehmen. Wenn sie eine verlässliche Dokumentierung dieser Entdeckungen wollte, würde sie nochmals herkommen und sich im Augenblick mit einer schlichten Erkundung der Räumlichkeiten zufriedengeben müssen.

Die Maisonette war nicht besonders groß, aber die Fenster



waren durchweg mit Brettern vernagelt, und während sie sich von der Eingangstür weiter nach drinnen begab, erstarb das ungewisse Licht vollständig. Außerdem nahm der Uringeruch, der schon an der Tür stark gewesen war, an Intensität zu; bis sie den rückwärtigen Teil des Wohnzimmers erreicht und sich einen kurzen Korridor entlang in ein anderes, dahinterliegendes Zimmer vorangetastet hatte, war er so stickig wie Weihrauchdampf. Dieses Zimmer, das von der Eingangstür am weitesten ablag, war auch das dunkelste, und sie mußte in dem vollgestopften Raum ein paar Sekunden abwarten, ehe sie von ihren Augen halbwegs Gebrauch machen konnte. Hier, nahm sie an, war das Schlafzimmer gewesen. Das wenige Mobiliar, das die Mieter zurückgelassen hatten, war in tausend Stücke zertrümmert worden. Nur die Matratze war relativ unangetastet geblieben: in die Ecke des Zimmers hingeworfen, inmitten eines abstoßenden Durcheinanders aus Decken, Zeitungen und Geschirrscherben.

Draußen hatte die Sonne sich einen Weg durch die Wolken gebahnt, und zwei oder drei Sonnenstrahlen glitten zwischen den vor das Schlafzimmerfenster genagelten Brettern herein und durchstießen den Raum wie Verkündigungen, markierten mit hellen Streifen die gegenüberliegende Wand. Hier waren die Graffitiproduzenten wieder tätig gewesen; das übliche Tamtam aus Liebesbriefen und Drohungen. Rasch überflog sie die Wand, und dabei folgte ihr Blick wie von selbst den Lichtstrahlen durch das Zimmer zu der Wand, in der sich die Tür befand, durch die sie eingetreten war.

Auch hier waren die Künstler am Werk gewesen, hatten aber ein Bild geschaffen, das sich von allen bisher gesehenen unterschied. Die in der Mitte der Wand platzierte Tür als Mund einbeziehend, hatten die Künstler einen einzigen riesigen Kopf auf den nackten Putz gesprayt. Das Gemälde war geschickter gestaltet als die meisten, die sie sonst gesehen hatte, von einer Detailfülle, die dem Bild eine beunruhigende Lebendigkeit ver-

lieh. Die Backenknochen ragten durch buttermilchfarbene Haut hervor; die Zahnreihen - zu unregelmäßigen Spitzen geschärft - umsäumten die Tür. Die Augen des Modells saßen, wegen der niedrigen Zimmerdecke, bloß eine Handbreit über der Oberlippe, aber diese physiognomische Anpassung verlieh dem Bild nur expressive Wucht, da sie den Eindruck erweckte, der Mann habe den Kopf zurückgeworfen. Verknotete Strähnen seines Haars schlängelten sich von seiner Kopfhaut über die Decke.

War es ein Porträt? Etwas beklemmend *Charakteristisches* zeigte sich in den Details der Brauen und der Linien um den breiten Mund, in der peniblen Wiedergabe dieser schadhafte Zähne. Sicherlich ein Schreckgespenst; vielleicht die Nachbildung irgendeines im Heroindämmerzustand geschauten Horrors. Worauf es auch basierte, es hatte Ausdruckskraft. Selbst die Tür-als-Mund-Illusion funktionierte. Die kurze Passage zwischen Wohn- und Schlafzimmer konnte als ganz passabler Schlund durchgehen, mit einer zerfetzten Lampe anstelle der Mandeln. Jenseits der Speiseröhre brannte der weiße Tag im Bauch des Schreckgespenstes. Der Gesamteindruck ließ einen unwillkürlich an ein Geisterbahngemälde denken: dieselbe drastische Verzerrung, dieselbe unverschämte Absicht, Angst einzujagen. Und es funktionierte. Geradezu in Trance versetzt von dem Bild, stand Helen im Schlafzimmer; gnadenlos fixierten sie die rotgeränderten Augen. Morgen, beschloß sie, würde sie wieder herkommen, dann aber mit einem hochempfindlichen Film und einem Blitzlicht.

Als sie gerade gehen wollte, verschwand die Sonne hinter einer Wolke, und die Lichtstreifen verblaßten. Flüchtig blickte sie über die Schulter zu den verrammelten Fenstern und bemerkte zum erstenmal den Vier-Worte-Slogan, der unter ihnen auf die Wand gesprayt war.

»Süßes für die Süße«, lautete er. Das Zitat war ihr vertraut,

nicht aber seine Quelle. War es eine Liebeserklärung? Wenn ja, dann war dies hier ein seltsamer Ort für ein solches Geständnis. Trotz der Matratze in der Ecke und der relativen Ungestörtheit dieses Zimmers konnte sie sich nicht vorstellen, daß die Adressatin solcher Worte je hier eintreten würde, um ihr Kompliment entgegenzunehmen. Kein noch so erregtes Teenager-Liebespaar würde sich hier hinlegen, um Vater und Mutter zu spielen. Nicht unter dem Starrblick des Schreckensmonsters an der Wand. Sie ging hinüber, um sich die Parole genauer anzuschauen. Die Farbe war allem Anschein nach derselbe Pinkton, wie er zur Kolorierung der Zahnfleischpartien des Schreienden verwendet worden war; vielleicht von derselben Hand?

Hinter ihr ein Geräusch. Sie drehte sich so rasch um, daß sie fast über die mit Decken übersäte Matratze stolperte. »Wer... ?«

Am anderen Ende des Schlundes, im Wohnzimmer, stand ein sechs- oder siebenjähriger Junge mit schorfigen Knien. Seine Augen glitzerten im Zwielflicht, während er Helen anstarrte, als warte er auf ein Stichwort.

»Ja?« sagte sie.

»Anne-Marie meint, ob Sie 'ne Tasse Tee wollen«, erklärte er ohne Pause oder Intonation.

Ihre Unterhaltung mit der Frau schien Stunden her zu sein. Sie war jedoch dankbar für die Einladung. Ihr war richtig kühl geworden in der Feuchtigkeit der Maisonette. »Ja...« sagte sie zu dem Jungen. »Ja, gern.«

Der Kleine rührte sich nicht, sondern starrte sie einfach weiter an.

»Zeigst mir den Weg, ja?« fragte sie ihn.

»Wenn Sie wollen«, antwortet er, außerstande, auch nur eine Spur Begeisterung aufkommen zu lassen.

»Fänd' ich nett.«

»Sie machen Fotos?« fragte er.

»Ja. Ja, tu' ich. Aber nicht hier herin.«

»Wieso nicht?«

»Es ist zu dunkel«, sagte sie ihm.

»Funktioniert's im Dunkeln nicht?« wollte er wissen.

»Nein.«

Der Junge nickte dazu, als passe die Information irgendwie gut in seine Sicht der Dinge, und machte ohne ein weiteres Wort kehrt; er erwartete offensichtlich, daß Helen ihm folgte.

Wenn sie auf der Straße eher einsilbig gewesen war, hier in der Zurückgezogenheit ihrer eigenen Küche war Anne-Marie das genaue Gegenteil. Verschwunden war die verhaltene Neugier -ersetzt durch einen Strom lebhaften Geplappers und ein fortwährendes flinkes Pendeln zwischen einem halben Dutzend kleinerer häuslicher Aufgaben, wie ein Jongleur, der mehrere Teller gleichzeitig am Rotieren hält. Helen sah diesem Balanceakt mit einiger Bewunderung zu; ihre eigenen häuslichen Fähigkeiten waren nicht der Rede wert. Endlich kehrte die ziellos herumschweifende Unterhaltung zu dem Gegenstand zurück, der Helen hierhergebracht hatte.

»Diese Fotografien«, sagte Anne-Marie, »wozu wollten Sie die eigentlich machen?«

»Ich schreib' über Graffiti. Die Fotos gehören zum Bildteil meiner Doktorarbeit.« »Besonders hübsch is' es nicht.«

»Nein, da haben Sie recht, is' es nicht. Aber ich find's interessant.«

Anne-Marie schüttelte den Kopf. »Ich hasse diese ganze Wohnanlage«, sagte sie. »Man ist hier nicht sicher. Leute wer-

den vor ihrer eigenen Tür ausgeraubt. Kids stecken tagein, tagaus den Abfall in Brand. Diesen Sommer hatten wir drei-, viermal am Tag die Feuerwehr da, bis sie diese Müllschächte zugemauert haben. Jetzt schmeißen die Leute die Tüten einfach in die Durchgänge, und das zieht Ratten an.« »Wohnen Sie hier allein?«

»Ja«, sagte sie, »seit Davey weg ist.«

»Is' das Ihr Mann?«

»Er ist Kerrys Vater, aber wir waren nie verheiratet. Wir haben zwei Jahre zusammengelebt. Hatten's zeitweise recht schön miteinander. Und dann is' er eines Tages, als ich mit Kerry bei meiner Mam war, auf und davon.« Sie guckte in ihre Teetasse. »Ich bin ohne ihn besser dran«, sagte sie. »Aber manchmal kriegst du schon Angst. Woll'n Sie noch Tee?« »Ich glaub', ich hab' keine Zeit mehr.« »Bloß eine Tasse«, sagte Anne-Marie bereits im Stehen und steckte den Elektrokessel aus, um ihn wieder aufzufüllen. Gerade als sie den Hahn aufdrehen wollte, sah sie etwas auf der Abtropfplatte und zerdrückte es blitzschnell mit dem Daumen. »Erwischt, du Scheißkerl«, sagte sie, und dann zu Helen: »Wir ham hier diese Drecksameisen.« »Ameisen?«

»Die ganze Wohnanlage is' verseucht. Aus Ägypten sind die; Pharao-Ameisen heißen die. Kleine, braune Sauviecher. Sie vermehren sich in den Heizungsrohren, wissen Sie. Auf die Art kommen sie in sämtliche Wohnungen. Sind 'ne wahre Plage hier.«

Diese unwahrscheinliche Exotik (Ameisen aus Ägypten?) kam Helen komisch vor, aber sie sagte nichts. Anne-Marie starrte aus dem Küchenfenster, in den Hinterhof.

»Sie sollten sie informieren...« sagte sie, wobei sich Helen im unklaren war, wen zu informieren Anne-Marie sie gerade beauftragte, »sie informieren, daß sich unsereiner nicht mal

mehr auf der Straße aufhalten kann...«

»Ist es wirklich so schlimm?« sagte Helen und machte kein Hehl daraus, daß sie diesen Unglückskatalog langsam satt hatte.

Anne-Marie wandte sich vom Ausguß weg und sah sie scharf an. »Hier sin' Morde passiert«, sagte sie.

»Wirklich?«

»Einen hatten wir im Sommer. Ein alter Mann war das, aus'm Ruskin-Block. Das is' gleich nebenan. Hab' ihn nicht gekannt, aber er war mit der Schwester von der Frau nebenan befreundet. Hab' vergessen, wie er hieß.« »Und er wurde ermordet?«

»Zu Fetzen zerschnippelt in sei'm eigenen Wohnzimmer. Erst nach 'ner knappen Woche ham sie'n gefunden.«

»Und seine Nachbarn? Haben sie seine Abwesenheit nicht bemerkt?«

Anne-Marie zuckte mit den Achseln, wie um anzudeuten, daß mit der Mitteilung der Ermordung und Isoliertheit des Mannes das Wesentliche gesagt sei und sich jede weitere Prüfung der Angelegenheit erübrige.

Aber Helen ließ nicht locker. »Find' ich aber merkwürdig«, sagte sie.

Anne-Marie schaltete den vollen Kessel ein. »Na, jedenfalls is' es passiert«, antwortete sie unbewegt.

»Das bestreit' ich ja nicht, nur kann ich...«

»Man hat ihm die Augen rausgenommen«, sagte sie, ehe Helen noch irgendwelche Zweifel äußern konnte.

Helen schrak zusammen. »Nein«, sagte sie im Flüsterton.

»Das ist die Wahrheit«, sagte Anne-Marie. »Und das is' lang

nicht alles, was ihm angetan wurde.« Sie machte eine effektvolle Pause, fuhr dann fort: »Sie fragen sich, was für 'ne Sorte Mensch zu solchen Dingen fähig is', ja? Das fragen Sie sich.«

Helen nickte. Eben dieser Gedanke ging ihr gerade durch den Kopf. »Hat man den Verantwortlichen je gefunden?«

Anne-Marie schnaubte voller Verachtung. »Die Polizei kümmert's einen Dreck, was hier passiert. Die halten sich möglichst von der Anlage fern. Und wenn sie tatsächlich auf Streife gehn, dann greifen sie Kids wegen Trunkenheit auf und so. Sie haben Angst, wissen Sie. Deshalb unternehmen sie nichts.« »Gegen diesen Schlächter?«

»Schon möglich«, antwortete Anne-Marie. Dann: »Er hatte einen Haken.«

»Einen Haken?«

»Der Mann, der's getan hat. Er hatte einen Haken, wie Jack the Ripper.«

Helen war keine Mordexpertin, aber sie war sich ziemlich sicher, daß der Ripper keinen Haken besessen hatte. Sie wollte jedoch nicht so unverfroren sein und die Wahrheit von Anne-Maries Geschichte anzweifeln; obwohl sie sich stillschweigend fragte, wieviel von dem Ganzen - die herausgenommenen Augen, der in der Wohnung verwesende Körper, der Haken - erfundenes Beiwerk war. Auch der gewissenhafteste Berichtstatter war sicherlich hin und wieder versucht, eine Geschichte auszuschmücken.

Anne-Marie hatte sich eine frische Tasse Tee eingeschenkt und war im Begriff, für ihren Gast dasselbe zu tun.

»Nein, danke«, sagte Helen, »ich muß dann wirklich gehen.«

»Sind Sie verheiratet?« fragte Anne-Marie völlig unerwartet.

»Ja. Mit einem Dozenten von der Uni.«

»Wie heißt er?«

»Trevor.«

Anne-Marie nahm zwei gehäufte Löffel Zucker zu ihrer Tasse Tee.

»Kommen Sie wieder her?« fragte sie.

»Ja, ich hoffe schon. Noch diese Woche. Ich will Fotos von den Bildern in der Maisonette machen, Nummer 14, da drüben.«

»Dann komm' Sie doch vorbei.«

»Mach' ich. Und danke für Ihre Hilfe.«

»Is' schon okay«, antwortete Anne-Marie. »Sie müssen jemand Bescheid sagen, ja?«

»Der Mann hatte offenbar einen Greifhaken statt einer Hand.«

Trevor schaute von seinem Teller *tagliatelle con prosciutto* auf. »Wie bitte?«

Helen hatte sich bemüht, bei der Wiedergabe dieser Geschichte so wenig von ihrer eigenen Reaktion einfließen zu lassen wie nur irgend möglich. Es lag ihr daran zu erfahren, was Trevor davon hielt, und sie wußte, daß er, sobald sie ihre eigene Einstellung signalisierte, aus reiner Querköpfigkeit einen entgegengesetzten Standpunkt einnehmen würde. »Er hatte einen Haken«, wiederholte sie in unverändertem Tonfall.

Trevor legte seine Gabel hin, zupfte an seiner Nase und schniefte dabei. »Hab' nichts darüber gelesen«, sagte er.

»Du schaust nicht in die Lokalpresse«, erwiderte Helen.



»Das tun wir beide nicht. Vielleicht ist es nie in die Überregionalen gelangt.«

»>Greis von hakenhändigem Irren ermordet<?« sagte Trevor und kostete die Hyperbel aus. »Also, wenn das nicht ausgesprochen berichtenswert ist. Wann soll denn das Ganze passiert sein?«

»Irgendwann diesen Sommer. Vielleicht waren wir da in Irland.« »Vielleicht«, sagte Trevor und nahm seine Gabel wieder in die Hand. Als er sich zu seinem Essen beugte, war in den glänzenden Gläsern seiner Brille nur der vor ihm stehende Teller mit Nudelteig und gehacktem Schinken zu sehen, nicht seine Augen.

»Weshalb sagst du *vielleicht*?« stieß Helen nach.

»Es klingt irgendwie unwahr«, sagte er. »Genaugenommen klingt es schauerlich abstrus.«

»Du glaubst es nicht?« sagte Helen.

Trevor schaute von seinem Essen auf, wobei seine Zunge ein Stückchen Tagliatelle aus seinem Mundwinkel befreite. Sein Gesicht hatte sich zu diesem für ihn typischen Ausdruck nichtssagender Unverbindlichkeit entspannt - dasselbe Gesicht setzte er zweifellos auf, wenn er seinen Studenten zuhörte. »Glaubst *du* es denn?« fragte er Helen. Das war einer seiner Lieblingskunstgriffe, um Zeit zu gewinnen, ein weiterer Seminartrick: den Frager befragen.

»Ich bin mir nicht sicher«, antwortete Helen, zu sehr daran interessiert, in diesem Meer der Zweifel irgendeinen festen Boden zu finden, um ihre Energie mit Punktemachen zu verschleudern.

»Na schön, dann vergiß mal die Erzählung«, sagte Trevor und ließ sein Essen für ein weiteres Glas Rotwein stehen. »Wie steht's mit der Erzählerin? Hast du ihr getraut?«

Helen vergegenwärtigte sich, mit welchem ernstesten Ausdruck Anne-Marie die Geschichte von der Ermordung des Alten erzählt hatte. »Ja«, sagte sie. »Ja. Ich glaub', ich hätt' es gespürt, wenn sie mich belogen hätte.«

»Warum ist das denn überhaupt so wichtig? Ich mein', ob sie lügt oder nicht, was für 'ne Rolle spielt das schon, verdammt noch mal?«

Das war eine vernünftige, wenn auch provozierend gestellte Frage. Warum spielte es eine Rolle? Wollte sie etwa, daß sich ihre schlimmsten Ressentiments gegenüber dem Spector-Street-Komplex als irrig erwiesen? Daß so eine Wohnanlage abscheulich zu sein hatte, eine Katastrophe in jeder Hinsicht, eine Müllkippe, in der die Unerwünschten und Benachteiligten vor dem Auge der Öffentlichkeit versteckt wurden - all das war ein liberaler Gemeinplatz, und sie akzeptierte es als unerfreuliches soziales Faktum. Aber die Geschichte von der Ermordung und Verstümmelung des Alten war etwas anderes. Das Bild eines gewaltsamen Todes, das sich, seit es sich in ihr festgesetzt hatte, einfach nicht mehr vertreiben ließ.

Zu ihrem Verdruß erkannte sie, daß sich diese Verwirrung klar und deutlich auf ihrem Gesicht abzeichnete und daß Trevor, der sie über den Tisch hinweg beobachtete, sich darüber nicht wenig amüsierte.

»Wenn's dich so sehr beunruhigt«, sagte er, »wieso gehst du dann nicht wieder hin und hörst dich um, anstatt das ganze Abendessen über Glaub-dran-oder-nicht zu spielen?«

Auf diese Bemerkung mußte sie ihm einfach herausgeben. »Ich dachte, du magst Ratespiele«, sagte sie.

Er warf ihr einen mürrischen Blick zu. »Wieder falsch.«

Trevors Vorschlag, sie solle Nachforschungen anstellen, war

nicht übel, obwohl er dafür zweifellos hintergründigere Motive hatte. Tag für Tag betrachtete sie ihn mit weniger Nachsicht. Was sie an ihm einmal für leidenschaftliche Diskussionsbereitschaft gehalten hatte, durchschaute sie jetzt als bloßes Machtspiel. Er stritt sich nicht wegen der prickelnden Spannung der Dialektik, sondern weil er ein pathologischer Wetteiferer war. Immer wieder hatte sie ihn Standpunkte annehmen sehen, von denen sie wußte, daß er sie nicht wirklich vertrat - einfach um Blut zu vergießen. Auch stand er, was die Sache nur verschlimmerte, nicht allein da in diesem Sport. Die akademische Welt war eine der letzten Hochburgen des professionellen Zeitverschwenders. Gelegentlich schien der Trevorsche Bekanntenkreis vollständig dominiert von gebildeten Idioten, verrannt in eine Öde schaler Rhetorik und hohlen Engagements.

Von einer Öde zur anderen. Tags darauf kehrte sie zum Spector-Street-Komplex zurück, ausgerüstet mit einem Blitzlichtgerät zusätzlich zu ihrem Stativ und ihrem hochempfindlichen Film. Heute ging ein Wind, und zwar ein arktischer, der hier nur noch wilder tobte, weil er im Labyrinth der Passagen und Häuserkarrees eingefangen war. Sie arbeitete sich zur Nummer 14 vor und verbrachte die nächste Stunde in der besudelten Enge der Maisonette, fotografierte peinlich genau sowohl die Schlafzimmer- als auch die Wohnzimmerwände. Sie hatte insgeheim erwartet, die expressive Wucht des Kopfes im Schlafzimmer werde durch neuerlichen Umgang gemildert; das war nicht der Fall. Zwar strengte sie sich an, ihn in Format und Detail so gut wie nur irgend möglich auf den Film zu bannen, aber sie wußte, daß die Fotografien bestenfalls ein schwacher Widerhall seines ewigen Geheuls sein würden.

Viel von seiner Macht lag natürlich in seinem Kontext. Daß man auf ein solches Bild in einer so trostlosen, so augenfällig geheimnislosen Umgebung stoßen konnte, das war ganz so,

wie wenn man eine Ikone auf einem Abfallhaufen findet: ein schimmerndes Symbol des Übergangs von einer Welt der Plakerei und des Verfalls in irgendeinen dunkleren, aber gewaltigeren Bereich. Sie wurde sich schmerzhaft bewußt, daß sich die Intensität ihrer Reaktion kaum formulieren ließ. Ihr Wortschatz war analytisch, vollgestopft mit intellektuellen Wischwaschiwörtern und Fachterminologie, aber jämmerlich und arm, wenn es galt, etwas plastisch zu schildern. Hoffentlich würden die Fotografien, die sicher nur ein matter Abklatsch sein konnten, doch zumindest eine Ahnung von der ungeheuerlichen Wirkung dieses Bildes vermitteln, auch wenn sie nicht vor Augen führen konnten, wie es einen bis ins Innerste erstarren ließ.

Als sie aus der Maisonette herauskam, war der Wind so unbarmherzig wie nur je, aber der draußen wartende Junge - derselbe, der sie gestern zum Tee abgeholt hatte - war wie für Frühlingswetter angezogen. Grimassen schneidend, bemühte er sich, sein Schlottern einigermaßen zu unterdrücken.

»Hallo«, sagte Helen.

»Ich hab' gewartet«, verkündete der Kleine.

»Gewartet?«

»Anne-Marie hat gesagt, Sie kommen wieder.« »Ich hatte eigentlich vor, erst gegen Ende der Woche zu kommen«, sagte Helen. »Da hättest du womöglich lang warten können.«

Die Grimasse des Jungen entspannte sich etwas. »Is' schon okay«, sagte er, »Ich hab' nichts zu tun.«

»Und was is' mit der Schule?«

»Die mag ich nicht«, antwortete der Junge, als sei er zur Schulbildung nicht verpflichtet, wenn er keinen Geschmack dran fand.

»Verstehe«, sagte Helen und begann, längsseits des

Viereckhofs voranzumarschieren. Der Junge folgte ihr. Auf dem Rasenfleck im Mittelpunkt des Innenhofs waren mehrere Stühle und zwei oder drei tote Bäumchen aufgeschichtet.

»Was is' das?« sagte sie, halb zu sich selbst.

»Scheiterhaufennacht«, informierte sie der Junge. »Nächste Woche.« »Natürlich.«<sup>\*</sup>

»Woll'n Sie bei Anne-Marie reinschaun?« fragte er.

»Ja.«

»Sie is' nich' daheim.«

»Ach. Bist du sicher?«

»Ja klar.«

»Na ja, vielleicht kannst du mir helfen...« Sie blieb stehen und drehte sich um, um dem Kleinen ins Gesicht zu sehen; weiche Säckchen der Ermüdung hingen unter seinen Augen. »Hier ganz in der Nähe soll ein alter Mann ermordet worden sein«, sagte sie zu ihm. »Im Sommer. Weißt du irgendwas darüber?«

»Nein.«

»Überhaupt nichts? Du kannst dich nicht erinnern, daß irgendwer ermordet wurde?«

»Nein«, sagte der Junge wieder, mit beeindruckender Entschiedenheit. »Kann mich nicht erinnern.«

»Na gut. Jedenfalls danke.«

Sie machte sich auf den Weg, zurück zu ihrem Wagen, und diesmal folgte ihr der Junge nicht. Aber während sie um die Ecke am Hofausgang bog, blickte sie flüchtig zurück und sah

---

<sup>\*</sup> Gemeint ist der 5. November, der Guy Fawkes Day, an dem in England Nachbildungen des gleichnamigen Verschwörers (Hauptdrahtzieher im sog. Gunpowder Plot gegen James I. und das Parlament, 1605), die »guys«, verbrannt werden. (Anm. d. Übers.)

ihn an der Stelle stehen, wo sie ihn verlassen hatte. Er starrte ihr nach wie einer Wahnsinnigen.

Bis sie den Wagen erreicht und die Fotoausrüstung im Kofferraum verstaut hatte, waren Regentropfen im Wind, und sie war sehr versucht zu vergessen, daß sie Anne-Maries Geschichte je gehört hatte, und sich direkt nach Hause zu begeben, wo der Kaffee, wenn schon nicht der Empfang, warm sein würde. Aber sie brauchte dringend eine Antwort auf die Frage, die ihr Trevor gestern abend gestellt hatte. »Glaubst *du* es denn?« hatte er sie gefragt, als sie ihm die Geschichte erzählt hatte. Da hatte sie nicht gewußt, wie sie antworten sollte, und jetzt wußte sie's noch immer nicht. Vielleicht (aus welchem Grund ahnte sie das?) war das Begriffssystem nachprüfbarer Wahrheit hier überflüssig; vielleicht war die endgültige Antwort auf seine Frage überhaupt keine Antwort, nur eine weitere Frage. Wenn es sich so verhielt, dann bitte. Sie mußte es herausfinden.

Der Ruskin-Viererblick war trostlos wie seine Pendants, wenn nicht noch trostloser. Er hatte nicht einmal einen Scheiterhaufen aufzuweisen. Auf dem Balkon im dritten Stock nahm eine Frau die Wäsche ab, ehe der Regen voll einsetzte; auf dem Rasenstück in der Hofmitte fickten in mechanischer Trance zwei Hunde; die gedeckte Hündin starrte zum kahlen Himmel hinauf. Helen setzte ein entschlossenes Gesicht auf. Ein zielstrebiges Ausdrück, hatte Bernadette einmal gesagt, schützt vor Überfall. Als sie die zwei Frauen erblickte, die sich am anderen Ende des Hofes unterhielten, marschierte sie eilig zu ihnen hinüber, dankbar dafür, daß sie da waren.

»Entschuldigen Sie...«

Die Frauen, beide im mittleren Alter, stellten ihren lebhaften Meinungsaustausch ein und musterten sie von Kopf bis Fuß. »Ob Sie mir vielleicht behilflich sein könnten?«

Sie konnte die Abschätzung und den Argwohn der beiden spüren; sie verstellten sich nicht. Die eine, mit rosigem Gesicht, sagte unumwunden: »Was wollen Sie?«

Plötzlich hatte Helen jegliche Kraft, charmant zu sein, verloren. Was sie zu den beiden auch sagen würde - müßten sie nicht daraus schließen, daß sie makabre Beweggründe hatte? »Ich hab' gehört...« begann sie und verhaspelte sich dann, weil ihr bewußt wurde, daß sie von diesen zwei Frauen keinerlei Beistand erwarten durfte. »... ich hab' gehört, daß hier in der Nähe ein Mord geschehen ist. Stimmt das?«

Die Rosige zog die Augenbrauen in die Höhe, die so gezupft waren, daß man sie kaum sah. »Ein Mord?« sagte sie.

»Sind Sie von der Presse?« erkundigte sich die andere Frau. Die Jahre hatten aus ihren Zügen alles Versüßende herausgeätzt. Tiefe Falten umfurchten ihren kleinen Mund; ihr brünett gefärbtes Haar zeigte einen Fingerbreit Grau am Ansatz.

»Nein, ich bin nicht von der Presse«, sagte Helen. »Ich bin eine Freundin von Anne-Marie, aus dem Butts-Block.« Diese Freundin-Behauptung nahm es mit der Wahrheit nicht so genau, schien aber die Frauen etwas milder zu stimmen.

»Auf Besuch sind Sie?« fragte die Rosige.

»Sozusagen...«

»Sie ham die warme Zeit verpaßt...«

»Anne-Marie hat mir von jemand erzählt, der hier irgendwann im Sommer ermordet wurde. Darüber würd' ich gern Genaueres erfahren.«

»Ach tatsächlich?«

»Wissen Sie irgendwas davon?«

»'ne Menge Dinge passieren in der Gegend hier«, sagte die

zweite Frau. »Nicht mal die Hälfte davon bekommt man mit.«

»Also ist es wahr«, sagte Helen.

»Sie mußten die Toiletten schließen«, warf die erste Frau ein.

»Das stimmt. Ham sie gemacht«, sagte die andere.

»Die Toiletten?« sagte Helen. Was hatte das mit dem Tod des Alten zu tun?

»Es war fürchterlich«, sagte die erste. »War's dein Frank, Maureen, der dir davon erzählt hat?«

»Nein, nicht Frank«, antwortete Maureen. »Frank war noch auf See. Es war Mrs. Tyzack.«

Nachdem die Zeugin benannt war, trat Maureen die Geschichte an ihre Gefährtin ab und nahm Helen wieder voll ins Visier. Das Mißtrauen war noch nicht aus ihrem Blick gewichen.

»Das war erst vorigen Monat«, sagte die andere. »So gegen Ende August. Es war doch August, oder?« Sie suchte zur Bestätigung Maureens Blick. »Du hast doch immer alle Daten im Kopf.«

Maureen wirkte unangenehm berührt. »Kann mich nicht erinnern, Josie«, sagte sie, offenkundig nicht bereit, irgend etwas zu bezeugen.

»Ich würd' gern mehr drüber hören«, sagte Helen. Josie tat ihr, trotz des Widerstands ihrer Gefährtin, gern den Gefallen.

»Es gibt da 'n paar Toiletten«, sagte sie, »vor den Läden draußen - wissen Sie, öffentliche Toiletten. Ich kann nicht hundertprozentig sagen, wie das alles genau passiert is', aber da war früher immer so'n Junge... na ja, er war eigentlich kein Junge, ich mein', er war ein Mann um die Zwanzig oder mehr, aber er war...«, sie suchte nach den Worten, »... geistig



zurückgeblieben, würden Sie wahrscheinlich sagen. Seine Mutter hat ihn immer mit sich rumgeschleppt, als ob er'n Vierjähriger wäre. Jedenfalls, sie hat ihn auf die Toiletten gehen lassen, während sie in den kleinen Supermarkt ging, wie heißt er gleich?« wandte sie sich an die andere, damit diese ihr soufflierte; aber Maureen erwiderte bloß mit offenkundiger Mißbilligung ihren Blick. Josie war jedoch nicht zu bändigen. »Am hellichten Tag war das«, sagte sie zu Helen. »Mitten am Tag. Jedenfalls, der Junge ging aufs Klo, und die Mutter war im Laden. Und nach 'ner Weile, wie's so geht, sie is' voll mit Einkaufen beschäftigt, sie denkt nicht mehr an ihn, und dann merkt sie, daß er schon lange Zeit weg ist...«

An dieser Stelle konnte Maureen sich nicht zurückhalten, dazwischenzufahren; die Richtigkeit der Geschichte war ihr offenbar wichtiger als ihr Argwohn. »Sie is' ins Streiten gekommen«, korrigierte sie Josie, »mit dem Geschäftsführer. Über 'nen schlechten Schinken, den sie von ihm hatte. Deshalb war sie so lange...«

»Verstehe«, sagte Helen.

»Jedenfalls«, sagte Josie und nahm ihre Erzählung wieder auf, »sie war dann mit dem Einkaufen fertig, und als sie rauskam, war er noch immer nicht da...«

»Also hat sie jemand aus dem Supermarkt gebeten...« begann Maureen, aber Josie hatte nicht vor, sich ihren Bericht an dieser entscheidenden Stelle wieder entreißen zu lassen.

»Sie hat einen der Männer aus dem Supermarkt gebeten«, wiederholte sie, Maureens Einwurf übertönend, »in die Toiletten rüberzugehn und ihn zu suchen.«

»Es war fürchterlich«, sagte Maureen, die sich offensichtlich den Greuel vor ihrem inneren Auge ausmalte.

»Er lag auf dem Boden, in einer Blutlache.«

»Ermordet?«

Josie schüttelte den Kopf. »Tot wär' er besser dran gewesen. Er is' mit 'nem Rasiermesser angegriffen worden...« sie ließ dieses Stück Information erst einmal wirken, ehe sie den Gnadenstoß verabreichte, »und sie ham ihm die Geschlechtsteile abgeschnitten und sie die Kloschüssel runtergespült. Ohne den geringsten Grund.«

»O mein Gott.«

»Tot wär' er besser dran gewesen«, wiederholte Josie. »Ich mein', so was läßt sich nicht mehr reparieren, oder?«

Die Kaltblütigkeit der Erzählerin und das beiläufig wiederholte »Tot wär' er besser dran gewesen« machten die grauenvolle Erzählung nur noch schlimmer.

»Und der Junge«, fragte Helen, »konnt' er wenigstens die Täter beschreiben?«

»Nein«, sagte Josie, »er ist praktisch schwachsinnig. Mehr als zwei zusammenhängende Wort bringt er nicht zustande.« »Und keiner hat jemand in das WC reingehen sehen? Oder rauskommen?«

»Da kommen und gehen ständig welche«, sagte Maureen. Das klang zwar wie eine passende Erklärung, stand aber im Widerspruch zu Helens eigener Erfahrung. In dem Häuserkarree und den Passagen herrschte kein großer Betrieb; ganz und gar nicht. Vielleicht geht es im Einkaufsbezirk lebhafter zu, überlegte sie. Möglicherweise ließ sich dort ein solches Verbrechen unbemerkt begehen.

»Also haben sie den Schuldigen nicht gefunden«, sagte sie.

»Nein«, antwortete Josie, und das Feuer in ihren Augen verlor sich. Das Verbrechen und seine unmittelbaren Auswirkungen waren der springende Punkt dieser Geschichte; der Schuldige oder seine Ergreifung interessierten Josie wenig

oder gar nicht.

»In unserem eigenen Bett sind wir nicht sicher«, bemerkte Maureen. »Fragen Sie, wen Sie wollen.«

»Dasselbe hat Anne-Marie gesagt«, antwortete Helen. »In dem Zusammenhang hat sie mir dann von dem alten Mann erzählt. Sie sagte, er sei irgendwann im Sommer ermordet worden, hier im Ruskin-Block.«

»Ja, doch, ich erinnere mich an was«, sagte Josie. »Ich habe davon läuten hören. Ein alter Mann und sein Hund. Der Alte wurde totgeschlagen, und den Hund habe ich... keine Ahnung. Das war bestimmt nicht hier. Es muß in einem von den anderen Blocks gewesen sein.«

»Sind Sie sicher?«

Diese Verunglimpfung ihres Erinnerungsvermögens schien die Frau sichtlich zu verletzen. »Aber ja«, sagte sie, »ich meine, wenn's hier gewesen wäre, dann hätten wir die Geschichte doch mitbekommen, oder?«

Helen dankte den beiden für ihre Hilfe und beschloß, auf alle Fälle noch einen Bummel um den Hof herum zu machen, bloß um zu sehen, wieviel Maisonettes hier noch leer standen. Wie im Butts-Block waren viele der Vorhänge zugezogen und sämtliche Türen abgeschlossen. Aber freilich, wenn im Spector-Street-Komplex tatsächlich ein Rasender sein Unwesen trieb, der zu einer derartigen Mordtat und Verstümmelung fähig war, wie man sie ihr geschildert hatte, dann war es nicht verwunderlich, daß sich die Bewohner in ihre vier Wände verschanzten und dort blieben. Es gab nicht viel zu sehen rund um den Hof. Sämtliche unbewohnten Maisonettes und Wohnungen waren, nach der Handvoll verstreuter Nägel zu urteilen, die die Gemeindearbeiter auf

einer Türschwelle hatten liegen lassen, erst vor kurzem versiegelt worden. *Ein* Anblick zog jedoch sehr wohl ihre Aufmerksamkeit auf sich: Hingeschmiert auf die Pflastersteine, über die sie schritt - und vom Regen und den vielen Tritten fast ausgelöscht -, derselbe Spruch, den sie im Schlafzimmer von Nummer 14 gesehen hatte: *Süßes für die Süße*. Die Worte waren so freundlich; weshalb witterte sie etwas Bedrohliches in ihnen? Lag das vielleicht daran, daß sie zuviel des Guten verhiessen, in krasser Übersteigerung Zucker auf Zucker, Honig auf Honig häuften?

Trotz des anhaltenden Regens wanderte sie weiter, und allmählich führte ihr Fußmarsch sie von den Häuserkarrees fort, in ein betoniertes Niemandsland, durch das sie bislang nicht gekommen war. Dieses Areal war das Freizeitzentrum der Wohnanlage - oder das, was davon noch übrig war. Hier war der Kinderspielplatz, seine metallgerahmten Rutschbahnen und Wippen umgestürzt, sein Sandkasten von Hunden verunreinigt, sein Planschbecken leer. Und hier waren auch die Läden. Mehrere davon waren mit Brettern vernagelt; die anderen wirkten ausgesprochen schäbig und wenig anziehend, ihre Schaufenster waren mit schwerem Maschendraht gesichert. Sie ging die Ladenzeile entlang und bog um eine Ecke - und sah sich einem flachen Ziegelgebäude gegenüber. Das öffentliche WC, erriet sie, obwohl die entsprechenden Schilder verschwunden waren. Die Eisentüren waren zu und mit Vorhängeschlössern versehen. Wie sie so vor dem reizlosen Gebäude stand, ihre Beine vom böigen Wind umfegt, mußte sie einfach daran denken, was hier geschehen war. An den Kindmann, blutend auf dem Boden, nicht einmal imstande aufzuschreien. Schon von der bloßen Vorstellung wurde ihr übel. Lieber richtete sie ihre Gedanken auf den Schwerverbrecher. Wie er wohl aussah, ein Mann, der solcher Greuelthaten fähig war? Sie versuchte, ein Bild von ihm heraufzubeschwören, aber jeder Einzelheit, die sie sich ausmalen konnte, fehlte die nötige

Wucht. Andererseits waren Monster selten besonders schrecklich, sobald man sie ans helle Tageslicht gezerzt hatte. Solange man diesen Mann nur durch seine Taten kannte, übte er unsäglich Macht über die Einbildungskraft aus; aber die menschliche Wahrheit hinter dem Schrecken war bestimmt bitter enttäuschend, das wußte sie. Kein Monster war er; nur ein käsiges Jammerbild von Mann, das Mitleid nötiger hatte als Furcht. Der nächste Windstoß führte heftigeren Regen heran. Es wird Zeit, beschloß sie, Schluß für heute mit Abenteuern. Sie kehrte der öffentlichen Toilette den Rücken und eilte durch die Häuserkarrees zum Schutz des Wagens, wobei ihr der eisige Regen das Gesicht bis zur Fühllosigkeit zernadelte.

Allem Anschein nach waren die Dinnergäste über die Geschichte erfreulich entsetzt, und Trevor, nach seinem Gesichtsausdruck zu urteilen, war wütend. Doch jetzt war es heraus, es ließ sich nicht mehr zurücknehmen. Auch konnte sie die Befriedigung nicht leugnen, die es ihr bereitete, das interfakultative Geschwätz rings um den Tisch zum Verstummen gebracht zu haben. Es war Bernadette, Trevors Assistentin im Historischen Fachbereich, die das quälende Schweigen brach.

»Wann war das?«

»Irgendwann im Sommer«, sagte Helen.

»Kann mich nicht entsinnen, davon gelesen zu haben«, sagte Archie, der wesentlich erträglicher war nach zweistündigem Trinken. Es besänftigte seine Zunge, die sich sonst überschwänglich in Geistesblitzen erging.

»Vielleicht wird's von der Polizei vertuscht«, warf Daniel ein.

»Ein Komplott?« sagte Trevor unverhohlen zynisch.

»Das kommt alle Tage vor«, gab Daniel zurück.

»Weshalb sollten sie so etwas vertuschen?« sagte Helen.

»Das ergibt keinen Sinn.«

»Seit wann ergibt polizeiliches Vorgehen schon einen Sinn?« entgegnete Daniel.

Bernadette schaltete sich ein, ehe Helen antworten konnte. »Es läßt uns ja mittlerweile völlig kalt, wenn wir solche Sachen lesen«, sagte sie.

»Red gefälligst nur für dich selber«, legte jemand los, aber sie ignorierte ihn und fuhr fort:

»Wir sind ganz belämmert vor lauter Gewalt. Wir nehmen sie nicht mehr wahr, selbst wenn sie sich direkt vor unserer Nase abspielt.«

»Jeden Abend auf dem Bildschirm«, warf Archie ein, »Tod und Unheil voll in Farbe.«

»Da ist aber nichts besonders Modernes dran«, sagte Trevor. »Ein Elisabethaner war andauernd mit dem Tod konfrontiert, öffentliche Hinrichtungen waren als Unterhaltung sehr beliebt.«

Die Tischrunde brach in eine Kakophonie von Meinungen aus. Nach zwei Stunden höflichen Smalltalks hatte die Dinnerparty plötzlich Feuer gefangen. Eine hitzige Debatte war jetzt in Gang, und Helen tat es leid, daß sie keine Zeit gehabt hatte, die Fotos entwickeln und abziehen zu lassen; die Graffiti hätten diesem erfrischenden Streit weiteren Zündstoff geliefert. Wie üblich war es Purcell, der als letzter seine Ansicht vorbrachte; und - wiederum wie üblich - sie war verheerend.

»Helen, meine Süße, es könnte natürlich auch sein«, begann er, und beißend schwang die Vorfreude auf eine Kontroverse in der affektierten Müdigkeit seiner Stimme mit, »daß deine Zeuginnen alle lügen, nicht wahr?«

Die Unterhaltung rund um den Tisch versiegte, und alle Köpfe wandten sich in Purcells Richtung. Perverserweise

ignorierte er die Aufmerksamkeit, die er auf sich gezogen hatte, und wandte sich zur Seite, um dem Jungen, den er mitgebracht hatte, etwas ins Ohr zu flüstern - eine neue Flamme, die, wie gehabt, nur Wochen später wegen des nächsten hübschen Bengels aufgegeben werden würde.

»Lügen?« sagte Helen. Schon konnte sie spüren, wie sie auf die Bemerkung hin wütend wurde, und Purcell hatte erst ein Dutzend Worte gesprochen.

»Wieso nicht?« antwortete er und hob dabei sein Glas Wein an die Lippen. »Vielleicht bosseln sie alle an irgendeiner vielschichtigen Fiktion. Die Geschichte von der Verstümmelung des Spastikers in der öffentlichen Toilette. Die Ermordung des alten Mannes. Selbst dieser Haken. Alles ganz geläufige Elemente. Du solltest bedenken, daß diese Greuelgeschichten etwas *Traditionelles* an sich haben. Sie waren früher ständig im Umlauf; eine unterschwellige Dynamik lag darin. Ein gewisser Anreiz zum Wettbewerb womöglich. Man versuchte, ein neues Detail zu finden, das sich der kollektiven Fiktion hinzufügen ließ; ein neues Überraschungsmoment, durch das die Erzählung wieder ein klein wenig entsetzlicher wurde, wenn man sie weitergab.«

»Dir mag das ja geläufig sein«, sagte Helen abwehrend. Purcell war immer so *gelassen*; das irritierte sie. Selbst wenn er mit seinem Einwand letztlich recht hätte - was sie bezweifelte -, würde sie das um keinen Preis zugeben. »*Ich* hab' noch nie eine derartige Geschichte gehört.«

»Tatsächlich nicht?« sagte Purcell, als ob sie sich eben zum Analphabetentum bekannt hätte. »Was is' mit der von den Verliebten und dem entlaufenen Irren, hast du die gehört?« »Ich hab' davon gehört...« sagte Daniel.

»Der Liebhaber wird ausgeweidet - gewöhnlich von einem hakenhändigen Mann - und die Leiche auf dem Wagendach zu-

rückgelassen, während die Verlobte auf dem Vordersitz kauert. Mit dieser abschreckenden Erzählung wird vor den Übeln zügelloser Heterosexualität gewarnt.« Der Scherz entlockte jedem außer Helen eine Lachsalve. »Diese Geschichten sind weit verbreitet.«

»Also sagst du, daß sie mir Lügen erzählen...« begehrte sie auf.

»Nicht gerade Lügen...«

»Du sagtest *Lügen*.«

»Das war provozierend gemeint«, erwiderte Purcell, und sein beschwichtigender Tonfall war empörender als je. »Es liegt mir fern, etwa anzudeuten, daß irgendeine ernstliche Böswilligkeit dahintersteckt. Aber du *mußt* zugeben, daß du bis jetzt keinen einzigen *Zeugen* kennengelernt hast. All diese Vorkommnisse sind zu einem nicht näher bestimmten Zeitpunkt einer nicht näher bestimmten Person passiert. Ihr Bericht stammt aus x-ter Hand. Zugestoßen sind sie bestenfalls den Brüdern von Freunden entfernter Verwandter. Bitte, berücksichtige die Möglichkeit, daß diese Vorkommnisse vielleicht überhaupt nicht in der wirklichen Welt existieren, sondern bloß ein Nervenkitzel für gelangweilte Hausfrauen sind...«

Helen brachte kein Gegenargument vor, aus dem einfachen Grund, weil ihr keines zur Verfügung stand. Purcells Einwand wegen der auffallenden Nichtvorhandenheit von Zeugen war absolut stichhaltig; sie selbst hatte sich darüber gewundert. Auch war es merkwürdig, wie prompt die Frauen im Ruskin-Block die Ermordung des alten Mannes einem anderen Wohnkomplex zugeordnet hatten, als ob sich diese Greuel grade außer Sichtweite - um die nächste Ecke, am anderen Ende der nächsten Passage - ereigneten, aber nie *hier*.

»Wozu also?« fragte Bernadette.



»Was wozu?« rätselte Archie.

»Die Geschichten. Wozu diese Geschichten erzählen, wenn sie nicht wahr sind?«

»Ja«, sagte Helen und warf damit die Kontroverse in Purcells ausladenden Schoß zurück. »Wozu?«

Purcell gratulierte sich, war er sich doch bewußt, daß sein Eintritt in die Debatte die Grundthese auf einen Schlag geändert hatte. »Das weiß ich nicht«, sagte er, froh, das Spiel abbrechen zu können, jetzt da er seine Muskeln gezeigt hatte. »Du darfst mich wirklich nicht allzu ernst nehmen, Helen. *Ich* versuch's zumindest.« Der Junge neben Purcell kicherte.

»Vielleicht ist das Ganze einfach tabuisiert«, sagte Archie.

»Vertuscht«, half Daniel nach.

»Nicht so, wie du das meinst«, entgegnete Archie scharf. »Die Welt besteht nicht nur aus Politik, Daniel.«

»So was Naives.«

»Was sollte am Tod denn so *tabu* sein?« sagte Trevor. »Bernadette hat schon drauf hingewiesen: Wir haben ihn ständig vor Augen. Das Fernsehen, die Zeitungen.«

»Vielleicht ist das nicht nah genug«, gab Bernadette zu bedenken.

»Hat jemand was dagegen, wenn ich rauche?« platzte Purcell dazwischen. »Wo doch der Nachtschisch anscheinend auf unbestimmte Zeit verschoben ist...«

Helen ignorierte die Bemerkung und fragte Bernadette, was sie denn mit »nicht nah genug« meine.

Bernadette zuckte die Achseln. »Ich weiß es nicht genau«, gestand sie, »vielleicht bloß, daß der Tod in *greifbarer Nähe* sein muß; wir müssen die *Gewißheit* haben, daß er gleich um

die Ecke zu finden ist. Das Fernsehen ist nicht dicht genug dran...«

Helen runzelte die Stirn. Der Gedanke kam ihr irgendwie einleuchtend vor, aber in dem momentanen Durcheinander konnte sie seinen tieferen Sinn nicht erfassen. »Glaubst du auch, daß es nur Geschichten sind?« fragte sie.

»Andrew hat ein starkes Argument...« antwortete Bernadette.

»Sehr freundlich«, sagte Purcell. »Hat jemand 'n Zündholz? Der Junge hat mein Feuerzeug versetzt.«

»... mit diesem Fehlen von Zeugen.«

»Fest steht lediglich, daß ich niemand kennengelernt hab', der tatsächlich was *gesehen* hat«, widersprach Helen, »aber nicht, daß keine Zeugen existieren.«

»Also schön«, sagte Purcell. »Beschaff mir einen. Wenn du mir beweisen kannst, daß dein Greuelverbreiter tatsächlich lebt und lebt, dann spendier' ich jedem ein Dinner im *Appollinaires*. Wie findet ihr das? Bin ich übertrieben großzügig, oder weiß ich bloß, wann ich nicht verlieren kann?« Er lachte und klopfte zum Applaus mit den Knöcheln auf den Tisch.

»Hört sich gut an«, sagte Trevor. »Was sagst du, Helen?«

Erst am folgenden Montag ging sie wieder zur Spector-Street-Anlage, aber in Gedanken war sie das ganze Wochenende über dort, stand draußen vor der abgesperrten Toilette, vom regenbringenden Wind umweht; oder im Schlafzimmer mit dem drohenden Porträt. Gedanken an die Wohnanlage nahmen sie voll in Anspruch. Als Trevor am späten Samstagnachmittag einen läppischen Anlaß für einen Streit fand, ließ sie die Beleidigungen unerwidert, sah ihm zu, wie er sich nach altbekanntem Ritual als Märtyrer aufspielte,

ohne daß es sie im geringsten berührte. Ihre Gleichgültigkeit brachte ihn nur noch mehr in Rage. Kochend vor Wut, stürmte er hinaus, um seine diesmonatliche Favoritin aufzusuchen, welche von seinen Frauen das auch immer sein mochte. Sie war froh, ihn von hinten zu sehen. Als er diese Nacht nicht heimkam, dachte sie nicht einmal daran, deswegen zu weinen. Er war albern und leer. Sie gab alle Hoffnung auf, in seinen stumpfen Augen je einen ruhelosen Blick zu sehen; und was war ein Mann wert, der Ruhelosigkeit nicht kannte?

Auch Sonntag nacht blieb er aus, und während sie, am Morgen darauf, den Wagen im Zentrum der Wohnanlage parkte, schoß ihr durch den Kopf, daß ja gar niemand wußte, daß sie hergekommen war; sie könnte sich hier tagelang verirren, und es wüßte immer noch niemand. Wie der alte Mann, von dem ihr Anne-Marie erzählt hatte: lag vergessen in seinem Lieblingsstuhl, die Augen mit dem Haken herausgerissen, während die Fliegen schmausten und die Butter auf dem Tisch ranzig wurde.

Die Scheiterhaufennacht stand unmittelbar bevor, und übers Wochenende war der kleine Haufen Brennmaterial im Hof des Butts-Blocks zu beträchtlicher Größe angewachsen. Die Konstruktion sah unstabil aus, aber das hielt mehrere kleine Jungen und Halbwüchsige nicht davon ab, darüber hinweg- oder hineinzuklettern. Der sperrige Stapel setzte sich größtenteils aus Möbelstücken zusammen, die zweifellos aus verrammelten Wohnungen geklaut waren. Sie zweifelte, ob er überhaupt brennen würde; wenn ja, würde das Feuer sicher jeden Moment zu ersticken drohen. Viermal wurde sie auf ihrem Weg hinüber zu Anne-Maries Maisonette von Kindern abgefangen, die um Geld zum Kauf von Feuerwerkskörpern bettelten.

»'n Penny für den Guy«, sagten sie, obwohl keines so einen Guy vorzeigen konnte. Bis Helen die Haustür erreichte, war kein Kleingeld mehr in ihren Taschen.

Anne-Marie war heute daheim, aber ein Willkommenslächeln gab es nicht. Sie starrte ihre Besucherin nur wie hypnotisiert an.

»Sie haben hoffentlich nichts dagegen, daß ich vorbeischaue ...«

Anne-Marie gab keine Antwort.

»... wollt' nur kurz mit Ihnen reden.«

»Ich hab' zu tun«, verkündete die Frau schließlich. Es gab kein Hereinbitten, kein Anbieten von Tee.

»Oh. Also... 's dauert auch nur 'n Augenblick.«

Die Hintertür war offen, und der Luftzug fegte durchs Haus. Zeitungen flogen im Hinterhof herum. Helen konnte sehen, wie sie sich, riesigen weißen Motten gleich, in die Luft erhoben.

»Was wollen Sie?« fragte Anne-Marie.

»Sie bloß nach dem alten Mann fragen.«

Die Frau runzelte kaum merklich die Stirn. Auf Helen machte sie den Eindruck, als ob sie krank würde. Ihr Gesicht hatte die Farbe und Beschaffenheit von altem Teig, ihr Haar war glatt und fettig.

»Was für'n alter Mann?«

»Als ich's letztmal hier war, haben Sie mir von einem alten Mann erzählt, der ermordet wurde, erinnern Sie sich?«

»Nein.«

»Er hat im nächsten Block gewohnt, sagten Sie.«

»Ich kann mich nicht erinnern«, sagte Anne-Marie.

»Aber Sie haben mir *klar und deutlich* erzählt...«

Etwas fiel in der Küche zu Boden und zerbrach. Anne-Marie

zuckte zusammen, rührte sich aber nicht von der Türschwelle, wobei ihr Arm Helen den Weg ins Haus versperrte. Über die ganze Diele waren die Spielsachen des Kindes verstreut, angelegt und zerbeult.

»Sind Sie okay?«

Anne-Marie nickte. »Ich hab' zu arbeiten«, sagte sie.

»Und Sie erinnern sich nicht daran, daß Sie mir von dem alten Mann erzählt haben?«

»Da müssen Sie was mißverstanden haben«, antwortete Anne-Marie, und dann, mit wesentlich leiserer Stimme: »Sie hätten nicht kommen sollen. Jeder *weiß es*.«

»Weiß was?«

Die junge Frau hatte zu zittern angefangen. »Ja, begreifen Sie denn nicht? Sie glauben wohl, die Leute passen nicht auf?«

»Was macht das schon? Ich wollte von Ihnen doch nur...«

»Ich weiß *gar nichts*«, wiederholte Anne-Marie. »Egal was ich Ihnen gesagt hab', es war gelogen.«

»Also dann, danke jedenfalls«, sagte Helen, zu verwirrt durch die konfusen Signale von Anne-Marie, um noch weiter auf ihrer Forderung zu bestehen. Kaum hatte sie sich von der Tür weggewandt, als sie auch schon hörte, wie das Schloß hinter ihr zuschnappte.

Diese Unterhaltung war nur eine von mehreren Enttäuschungen, die der Morgen brachte. Sie ging zu der Ladenzeile zurück und suchte den Supermarkt auf, von dem Josie gesprochen hatte. Hier erkundigte sie sich über die Toiletten und deren jüngste Vergangenheit. Nur war der Supermarkt letzten Monat in andere Hände übergegangen, und der neue Besitzer, ein einsilbiger Pakistani, bestand darauf, nicht zu wissen, wann oder weshalb die Toiletten geschlossen

worden waren. Sie war sich bewußt, daß sie, während sie ihre Erkundigungen einzog, von den anderen Kunden im Laden kritisch gemustert wurde; sie fühlte sich wie ein Paria. Dieses Gefühl verstärkte sich, als sie, nach Verlassen des Supermarkts, Josie aus dem Waschsalon herauskommen sah und ihr hinterherrief, woraufhin diese nur ihren Schritt beschleunigte und im Labyrinth der Gänge untertauchte. Helen folgte ihr, verlor aber rasch sowohl die Beute wie auch die Orientierung.

Vor Frustration den Tränen nahe, stand sie inmitten der umgestürzten Abfalltüten; Verachtung für ihre eigene Dummheit stieg in ihr hoch. Sie gehörte nicht hierher, oder? Wie viele Male hatte sie andere wegen ihres vermessenen Anspruchs kritisiert, gesellschaftliche Gruppierungen verstehen zu können, die sie sich bloß aus weiter Ferne angesehen hatten? Und da kam sie daher und machte denselben Riesenfehler; kreuzte hier mit ihrer Kamera und ihren Fragen auf und benutzte Leben (und Tod) dieser Leute als Party-Gesprächsstoff. Sie machte Anne-Marie keinen Vorwurf, daß sie sie hatte fallenlassen; hatte sie was Besseres verdient?

Müde und ausgefroren, fand sie es nun doch an der Zeit, Purcells Einwand anzuerkennen. Es *war alles* Fiktion, was man ihr erzählt hatte. Man hatte mit ihr gespielt - hatte ihren Wunsch gewittert, ein paar Gruselgeschichten aufgetischt zu bekommen -, und sie, der komplette Trottel, war auf jedes lächerliche Wort hereingefallen. Es war Zeit, ihre Leichtgläubigkeit wieder einzupacken und abzuziehen.

*Ein* Besuch war jedoch noch zu erledigen, ehe sie zum Wagen zurückkehrte. Sie wollte ein letztes Mal den gemalten Kopf ansehen. Nicht als Anthropologin unter einer fremden Standesgemeinschaft, sondern als erklärte Geisterbahnfahrerin: des Nervenkitzels wegen. Vor Nummer 14 wurde sie jedoch mit der abschließenden und niederschmetterndsten Enttäu-

schung konfrontiert. Die Maisonette war von gewissenhaften Stadtverwaltungsarbeitern dichtgemacht worden. Die Tür war abgesperrt, das vordere Fenster mit Brettern vernagelt.

Sie war jedoch entschlossen, sich nicht so ohne weiteres geschlagen zu geben. Sie begab sich auf die Rückseite des Butts-Blocks und machte den Hof von Nummer 14 durch simples Nachrechnen ausfindig. Das Tor war von innen zugekeilt, aber sie stemmte sich schwer dagegen, und unter heftigem Druck auf beide Flügel ging es schließlich auf. Ein Haufen Plunder - verrottete Teppiche, ein Karton regendurchweichter Magazine, ein abgenadelter Weihnachtsbaum - hatte es blockiert.

Sie ging durch den Hof zu den verrammelten Fenstern und spähte durch die Holzleisten. Draußen war es zwar nicht hell, aber drinnen war es noch dunkler. Es fiel schwer, mehr als eine nur ganz vage Andeutung des Gemäldes auf der Schlafzimmerwand zu erhaschen. Sie drängte ihr Gesicht nah an das Holz, erpicht auf einen letzten flüchtigen Anblick.

Ein Schatten bewegte sich durch das Zimmer und blockierte vorübergehend ihre Sicht. Verdattert trat sie vom Fenster zurück und überlegte kurz, was sie da gesehen hatte. Vielleicht bloß ihren eigenen, durchs Fenster fallenden Schatten? Aber *sie* hatte sich ja nicht bewegt, sondern das da drinnen.

Vorsichtiger näherte sie sich erneut dem Fenster. Die Luft vibrierte; von irgendwoher konnte sie ein gedämpftes Winseln hören, obwohl sie nicht mit Sicherheit sagen konnte, ob es von drinnen oder draußen kam. Wieder legte sie ihr Gesicht an die rohen Bretter, und plötzlich sprang etwas gegen das Fenster. Diesmal entfuhr ihr ein Schrei. Von drinnen war ein Kratzgeräusch zu hören, als ob Nägel über das Holz scharrt.

Ein Hund! Und ein großer, bei dieser Sprunghöhe.

»Idiotisch«, sagte sie laut zu sich selbst. Schlagartig war sie in Schweiß gebadet.

Das Gekratze war vorbei, kaum daß es begonnen hatte, aber sie konnte sich nicht dazu bringen, zum Fenster zurückzugehen. Offensichtlich hatten die Arbeiter, die die Maisonette dichtgemacht hatten, sie nicht ordentlich überprüft und aus Versehen das Tier eingesperrt. Es war ausgehungert, nach dem Gezeifer zu urteilen, das sie gehört hatte; sie war dankbar, daß sie nicht versucht hatte einzubrechen. Der Hund - hungrig, womöglich noch tollwütig in der stinkenden Dunkelheit - hätte ihr die Kehle herausreißen können.

Sie starrte das vernagelte Fenster an. Die Schlitzte zwischen den Brettern waren allenfalls einen guten Zentimeter breit, aber sie spürte irgendwie, daß das Tier auf der anderen Seite auf den Hinterbeinen stand und sie durch die Zwischenräume beobachtete. Sie konnte sein Keuchen hören, jetzt, da ihr eigener Atem wieder gleichmäßiger ging; konnte hören, wie seine Klauen über das Fensterbrett scharrt.

»Sauvieh, verdammtes...« sagte sie. »Bleib du ja schön da drinnen.«

Sie wich Richtung Tor zurück. Schwärme von Asseln und Spinnen, durch das Verrutschen der Teppiche hinter dem Tor aus ihren Nestern aufgeschreckt, flitzten am Boden herum, auf der Suche nach einer neuen, wohnlichen Dunkelheit.

Sie schloß das Tor hinter sich und war unterwegs zur Vorderseite des Blocks, als sie die Sirene hörte; zwei häßliche Geräuschspiralen, die Helens Nackenhaare kribbeln ließen. Sie kamen näher. Sie beschleunigte ihr Tempo und bog in den Butts-Innenhof ein, gerade rechtzeitig, um zu sehen, wie mehrere Polizisten die Grasfläche hinter dem Scheiterhaufen überquerten und ein Rettungswagen auf den Gehsteig fuhr und zur gegenüberliegenden Seite des Häuserkarrees rollte. Leute waren aus ihren Wohnungen aufgetaucht, standen auf ihren Balkonen und starrten hinunter. Andere wanderten, in nackter Neugier, um den Hof, um sich einer wachsenden Menschen-



traube anzuschließen. Helens Magen schien zu ihren Eingeweiden abzusacken, als sie erkannte, *wo* der Mittelpunkt des Interesses lag: vor Anne-Maries Haustür. Die Polizei bahnte für die Männer von der Rettung einen Weg durch das Gedränge. Ein zweites Polizeiauto, das der Route des Rettungswagens gefolgt war, hielt jetzt auf dem Gehsteig. Zwei Beamte in Zivil stiegen aus.

Sie ging zum Rand der Menge. Die ohnehin wenigen Gespräche zwischen den Zuschauern wurden mit leiser Stimme geführt; ein oder zwei der älteren Frauen weinten. Obwohl sie über die Köpfe der Schaulustigen hinwegspähte, konnte sie nichts sehen. Sie wandte sich an einen bärtigen Mann, dem sein Kind auf den Schultern saß, und fragte ihn, was los sei. Er wußte es nicht. Jemand sei tot, hatte er gehört, aber er war sich nicht sicher.

»Anne-Marie?« fragte sie.

Eine Frau drehte sich um und sagte: »Sie kennen sie?« fast ehrfurchtsvoll, wie man von jemand spricht, den man liebt.

»Ein wenig«, antwortete Helen zögernd. »Können Sie mir sagen, was passiert ist?«

Die Frau führte unwillkürlich die Hand zum Mund, wie um die Worte aufzuhalten, bevor sie kamen. Aber da waren sie trotzdem: »Das Kind...« sagte sie.

»Kerry?«

»Jemand is' von hinten ins Haus gekommen. Hat ihm die Kehle durchgeschnitten.«

Helen fühlte, wie ihr neuerlich der Schweiß ausbrach. Vor ihrem geistigen Auge stiegen und fielen die Zeitungen in Anne-Maries Hinterhof.

»Nein«, sagte sie.

»Genau so war's.«

Sie sah die Tragödin an, die ihr diese Obszönität andrehen wollte, und sagte abermals: »Nein.« Es spottete jeder Glaubhaftigkeit; doch ihre Verneinungen konnten die gräßliche Einsicht, die ihr dämmerte, nicht zum Schweigen bringen.

Sie kehrte der Frau den Rücken und bewegte sich rudern hinaus aus der Menge. Zu sehen gäbe es nichts, das wußte sie; und selbst wenn, so hatte sie nicht den Wunsch, einen Blick darauf zu werfen. Diese Menschen - immer mehr kamen aus ihren Wohnungen, als die Geschichte sich verbreitete - legten eine Begierde an den Tag, von der sie angeekelt war. Sie wollte jedes sensationslüsterne Gesicht ohrfeigen, bis es zur Vernunft kam; wollte sagen: »Schmerz und Kummer sind es, die ihr ausspionieren werdet. Wozu? Wozu?« Aber sie hatte keinen Mut mehr. Vor lauter Ekel konnte sie keine andere Energie mehr aufbringen, als fortzugehen und die Menge ihrem Zeitvertreib zu überlassen.

Trevor war nach Hause gekommen. Er versuchte erst gar nicht, Gründe für seine Abwesenheit anzuführen, sondern wartete darauf, daß Helen ihn ins Kreuzverhör nähme. Als sie das unterließ, verfiel er in eine unbekümmerte Jovialität, die schlimmer war als sein erwartungsvolles Schweigen. Helen war sich vage bewußt, daß ihr Desinteresse wahrscheinlich verunsichernder für ihn war als die theatralischen Mätzchen, mit denen er gerechnet hatte. Es war ihr vollkommen gleichgültig. Sie stellte das Radio auf den Ortssender ein und wartete auf die neuesten Meldungen. Da waren sie auch schon, und sie bestätigten, was ihr die Frau in der Menge erzählt hatte. Kerry Latimer war tot. Eine oder mehrere Personen hatten sich über den Hinterhof Zugang zum Haus verschafft und das Kind ermordet, das gerade auf dem Küchenboden spielte. Ein Polizeisprecher drosch die üblichen leeren Phrasen,

bezeichnete Kerrys Tod als »unbeschreibliches Verbrechen« und den Übeltäter als »gefährliche und schwer gestörte Person«. Dieses eine Mal schien die Rhetorik berechtigt, und die Stimme des Mannes zitterte merklich, als er von der Szene sprach, mit der die Beamten in der Küche von Anne-Maries Maisonette konfrontiert worden waren.

»Was soll'n das Radio?« erkundigte sich Trevor beiläufig, nachdem sich Helen die dritte von drei aufeinanderfolgenden Nachrichtensendungen angehört hatte. Sie fand es letztlich sinnlos, ihm ihr Spector-Street-Erlebnis vorzuenthalten; früher oder später würde er es herausbekommen. Kühl gab sie ihm einen dürftigen Überblick über das, was im Butts-Block passiert war.

»Diese Anne-Marie ist die Frau, die du kennengelernt hast, als du zum erstenmal in der Wohnanlage warst, hab' ich recht?« Sie nickte und hoffte zugleich, er werde ihr nicht zu viele Fragen stellen. Sie war den Tränen nahe, und sie hatte nicht die Absicht, vor ihm zusammenzubrechen.

»Dann hast du recht gehabt«, sagte er.

»Recht womit?«

»Daß sich dort ein Irrsinniger rumtreibt.«

»Nein«, sagte sie. »Nein.«

»Aber der Kleine...«

Sie stand auf und trat ans Fenster, schaute in die zwei Stockwerke tiefer liegende, dunkel gewordene Straße hinunter. Weshalb verspürte sie das dringende Bedürfnis, die Komplott-Theorie so kategorisch zurückzuweisen? Weshalb betete sie jetzt darum, daß Purcell recht gehabt hatte, und daß alles, was man ihr erzählt hatte, erlogen war? Immer wieder vergegenwärtigte sie sich, wie Anne-Marie gewesen war, als sie sie heute morgen besucht hatte: bleich, total nervös, *voller Erwar-*

tung. Hatte sie nicht wie eine Frau gewirkt, die mit irgendeiner Ankunft rechnet? Eifrig bestrebt, unerwünschte Besucher abzuwimmeln, damit sie sich wieder der Beschäftigung des Wartens zuwenden konnte. Aber warten auf was, oder *wen*? War es denkbar, daß Anne-Marie tatsächlich den Mörder kannte? Ihn vielleicht ins Haus hereingebeten hatte?

»Hoffentlich finden sie den Dreckskerl«, sagte sie, noch immer die Straße betrachtend.

»Das werden sie«, antwortete Trevor. »Ein Kindsmörder, du lieber Himmel. Das werden sie besonders vordringlich behandeln. «

Ein Mann erschien an der Straßenecke, drehte sich um und pfiiff. Ein großer Schäferhund kam bei Fuß, und die beiden setzten sich Richtung Kathedrale in Bewegung.

»Der Hund«, murmelte Helen.

»Was?«

Über alldem, was danach gefolgt war, hatte sie den Hund vergessen. Jetzt durchzuckte sie der Schreck, den sie empfunden hatte, als das Tier gegen das Fenster sprang, zum zweitenmal.

»Welcher Hund?« drängte Trevor.

»Ich bin heut' noch mal zu der Wohnung gegangen - wo ich die Bilder von den Graffiti gemacht hab'. Es war ein Hund drin. Eingesperrt.«

»Ja, und?«

»Er wird verhungern. Niemand weiß, daß er da drin ist.«

»Und woher weißt du, daß er nicht absichtlich eingesperrt wurde?«

»Er hat solchen Lärm gemacht...« sagte sie.

»Hunde bellen«, antwortete Trevor. »Das ist das einzige, wozu sie taugen.«

»Nein...« sagte sie sehr leise, sich an die durch das vernagelte Fenster dringenden Geräusche erinnernd. »Er hat nicht gebellt.«

»Vergiß den Hund«, sagte Trevor. »Und das Kind. Du kannst nichts dran ändern. Du bist da bloß vorbeigekommen.«

In seinen Worten hallte lediglich wider, was sie früher am Tag selber gedacht hatte, aber irgendwie - aus Gründen, für die sie keine Worte finden konnte - war diese Überzeugung in den letzten Stunden dahingeschwunden. Sie kam da nicht bloß vorbei. Niemand kam je *bloß vorbei*; das unmittelbare Erleben hinterließ stets seine Spur. Manchmal kratzte es nur; gelegentlich riß es Glieder weg. Sie kannte das Ausmaß ihrer gegenwärtigen Verwundung nicht, wußte aber, daß es tiefer reichte, als sie jetzt schon zu begreifen imstande war, und das machte ihr Angst.

»Unser Alkohol ist alle«, sagte sie und leerte die letzten paar Tropfen Whisky in ihr Glas.

Trevor schien sich zu freuen, daß er einen Anlaß hatte, ihr gefällig zu sein. »Ich geh' noch mal weg, ja?« sagte er. »Besorg' uns 'ne Flasche oder zwei?«

»Klar doch«, antwortete sie. »Wenn du willst.«

Er blieb nur eine halbe Stunde weg; es wäre ihr lieber gewesen, wenn er länger gebraucht hätte. Sie wollte nicht reden, nur dasitzen und über das beklemmende Unbehagen in ihrem Bauch nachdenken. Obwohl Trevor ihre Sorge um den Hund abgeschmettert hatte - und dies vielleicht mit Recht -, mußte sie einfach vor ihrem inneren Auge zu der versperrten Maisonette zurückkehren; sich wieder das rasende Gesicht an der Schlafzimmerwand vergegenwärtigen und das gedämpfte

Knurren des Tieres hören, wie es mit den Pfoten über die vors Fenster genagelten Bretter fährt. Was immer Trevor gesagt hatte - sie glaubte nicht, daß die Wohnstätte als behelfsmäßiger Hundezwinger diene. Nein, der Hund war da drin *gefangen*, da gab es keinen Zweifel, rannte unablässig im Kreis herum, war in seiner Verzweiflung dazu getrieben, seinen eigenen Kot zu fressen, und wurde irrsinniger mit jeder Stunde, die verging. Sie bekam Angst, daß jemand - Kinder vielleicht, die nach weiterem Brennmaterial für ihren Scheiterhaufen suchten - in die Wohnung einbrechen werde, ohne zu wissen, was sie enthielt. Nicht um die Sicherheit der Eindringlinge bangte sie, sondern sie befürchtete, daß der Hund, einmal befreit, sie holen kommen werde. Er würde wissen, wo sie war (so legte es sich ihr betrunkenen Kopf zurecht), und sie ausschnüffeln.

Trevor kehrte mit dem Whisky zurück, und sie tranken zusammen bis in die frühen Morgenstunden, als dann ihr Magen revoltierte. Sie flüchtete in die Toilette - wobei Trevor draußen fragte, ob sie irgend etwas brauche, und sie ihm mit dünner Stimme zurief, er solle sie in Ruhe lassen. Als sie eine Stunde später herauskam, war er zu Bett gegangen. Sie legte sich nicht zu ihm, sondern aufs Sofa und döste vor sich hin, bis es dämmerte.

Der Mord war eine Sensation. Am Morgen prangte er als Aufmacher auf allen Titelseiten der Boulevardpresse und stand auch in den seriöseren Blättern an herausragender Stelle. Es gab Fotos von der leidgeprüften Mutter, wie sie aus dem Haus geführt wird, und andere, verwischt, aber wirkungsvoll, die über die Hinterhofmauer und durch die offene Küchentür aufgenommen waren. War das da auf dem Boden Blut oder ein Schatten?

Helen machte sich nicht die Mühe, die Artikel zu lesen - ihr schmerzender Kopf rebellierte schon bei der Vorstellung -,

aber Trevor, der die Zeitungen hereingebracht hatte, brannte darauf zu reden. Sie konnte nicht herausfinden, ob dies ein weiterer Versöhnungsversuch war oder echtes Interesse am Ausgang der Sache.

»Die Frau is' in Untersuchungshaft«, sagte er, in den *Daily Telegraph* vertieft. Politisch ging ihm dieses Blatt gegen den Strich, aber es war berühmt für seine ausführliche Behandlung von Gewaltverbrechen.

Die Bemerkung erforderte Helens Aufmerksamkeit, ob sie nun wollte oder nicht. »In Untersuchungshaft?« sagte sie. »Anne-Marie?«

»Ja.«

»Zeig her.«

Er überließ ihr die Zeitung, und sie überflog die Seite.

»Dritte Spalte«, half Trevor nach.

Sie fand die Stelle, und da stand es schwarz auf weiß. Anne-Marie befand sich in Untersuchungshaft: klärungsbedürftiges Verdachtsmoment war die Zeitdifferenz zwischen der mutmaßlichen Todesstunde des Kindes und dem Zeitpunkt, zu dem seine Ermordung gemeldet worden war. Helen las die fraglichen Sätze gleich noch einmal, um sicherzugehen, daß sie richtig verstanden hatte. Ja, das hatte sie. Nach Einschätzung des Polizeipathologen war Kerry etwa zwischen sechs und halb sieben Uhr morgens gestorben; der Mord war erst um zwölf gemeldet worden.

Sie las den Bericht ein drittes und viertes Mal durch, aber Wiederholung änderte die gräßlichen Fakten nicht. Das Kind war vor Tagesanbruch ermordet worden. Als sie an jenem Morgen zu der Maisonette gegangen war, war Kerry bereits vier Stunden tot. Sein Körper befand sich in der Küche, nur wenige Meter durch die Diele von ihr entfernt, und Anne-

Marie hatte *nichts* gesagt. Dieses erwartungsvolle Getue von ihr - was hatte es bedeutet? Daß sie auf irgendeinen Wink wartete, um den Hörer abzuheben und die Polizei zu rufen?

»Mein Gott...« sagte Helen und ließ die Zeitung fallen.

»Was?«

»Ich muß zur Polizei.«

»Wieso?«

»Ihnen sagen, daß ich Montag früh bei ihr war«, antwortete sie. Trevor schaute perplex drein. »Das Kind war tot, Trevor. Als ich Anne-Marie gestern morgen gesprochen hab', war Kerry bereits tot.«

Sie telefonierte die in der Zeitung für sachdienliche Hinweise angegebene Nummer an, und eine halbe Stunde später kam ein Polizeiwagen, um sie abzuholen. Während des anschließenden zweistündigen Verhörs erfuhr sie vieles, das sie überraschte, nicht zuletzt die Tatsache, daß niemand ihre Anwesenheit auf dem Spector-Street-Areal der Polizei gemeldet hatte, obwohl sie mit Sicherheit bemerkt worden war.

»Sie wollen nichts wissen«, sagte der Kriminalbeamte, »man sollte meinen, daß ein Platz wie der vor Zeugen nur so wimmelt. Aber sie rücken nichts raus. Ein Verbrechen wie dieses...«

»Ist es das erste?« sagte sie.

Über einen chaotischen Schreibtisch hinweg sah er sie an. »Das erste?«

»Man hat mir einige Geschichten über die Wohnanlage erzählt. Mordfälle. Diesen Sommer.«

Der Kriminalbeamte schüttelte den Kopf. »Meines Wissens nicht. Es kam zu 'ner ganzen Serie Raubüberfälle; eine Frau mußte für zirka acht Tage ins Krankenhaus. Aber Morde - nein,



keine.«

Der Kriminalbeamte gefiel ihr. Seine Augen schmeichelten *ihr*, weil sie auf ihr verweilten, und seinem Gesicht, weil sie so offen waren. Ohne sich noch länger drum zu scheren, ob es sich idiotisch anhörte oder nicht, sagte sie: »Weshalb erzählen die derartige Lügen? Von Leuten, denen man die Augen raus-schneidet. Schreckliche Dinge.«

Der Kriminalbeamte kratzte sich an seiner langen Nase. »Da geht's uns nichts anders«, sagte er. »Es kommen welche hier rein und legen Geständnisse über jeden möglichen Krampf ab. Sin' manche drunter, die reden die ganze Nacht von Dingen, die sie getan haben oder getan zu haben *glauben*. Schildern einem alles in den kleinsten Einzelheiten. Und dann macht man 'n paar Anrufe, und es ist alles erfunden. Pure Phantasie.«

»Wenn sie Ihnen die Geschichten nicht erzählen würden... vielleicht würden sie dann losziehen und es tatsächlich tun.«

Der Kriminalbeamte nickte. »Ja«, sagte er. »Gott steh' uns bei. Sie könnten recht damit haben.«

Und die Geschichten, die man *ihr* erzählt hatte, waren sie Geständnisse nicht begangener Verbrechen? Darstellungen des Schlimmsten, das man sich vorstellen konnte, ausgedacht, damit die Fiktion nicht Tatsache wurde? Der Gedanke jagte seinem eigenen Schwanz hinterher: Diese schrecklichen Geschichten brauchten noch immer einen *Urgrund*, eine Quelle, der sie entsprangen. Auf ihrem Nachhauseweg durch die belebten Straßen fragte sie sich, wie viele ihrer Mitbürger wohl solche Geschichten kannten. Waren diese Erfindungen gang und gäbe, wie Purcell behauptet hatte? War im Herzen eines jeden ein wenn auch noch so kleiner Platz für das Ungeheuerliche aufgespart?

»Purcell hat angerufen«, sagte ihr Trevor, als sie heimkam. »Um uns zum Dinner einzuladen.«

Die Einladung kam ungelegen, und Helen zog ein Gesicht.

»Ins *Appollinaires*, weißt du nicht mehr?« erinnerte er sie.  
»Er sagte, er führt uns alle zum Dinner aus, wenn du ihm nachweist, daß er sich im Irrtum befindet.«

Die Vorstellung, durch den Tod von Anne-Maries kleinem Jungen zu einem Dinner zu kommen, war grotesk; und das sagte sie auch.

»Er is' sicher beleidigt, wenn du ihm einen Korb gibst.«

»Was kümmert's mich. Ich will kein Dinner mit Purcell.«

»Bitte«, sagte er sanft. »Er kann ekelhaft werden, und grade momentan möcht' ich ihn bei guter Laune halten.«

Sie schaute flüchtig zu ihm hinüber. Der Gesichtsausdruck, den er aufgesetzt hatte, gab ihm Ähnlichkeit mit einem durchnächsten Spaniel. Manipulierer, elender, dachte sie; sagte aber: »Na schön, ich komm' mit. Aber erwart dir bloß keine Sondereinlagen. «

»Das überlassen wir Archie«, sagte er. »Ich hab' Purcell gesagt, daß es bei uns morgen abend ginge. Paßt es dir da?«

»Mir egal, wann.«

»Er läßt einen Tisch für acht Uhr reservieren.«

Die Abendzeitungen hatten »Die Tragödie des kleinen Kerry« zu einer Zehn-Zentimeter-Rubrik im Innenteil degradiert. Statt irgendwelcher großer Neuigkeiten schilderten sie bloß die Haus-zu-Haus-Befragungen, die jetzt im Spector-Street-Areal durchgeführt wurden. Einige der Spätausgaben erwähnten, daß Anne-Marie nach längerer, eingehender Vernehmung aus der Untersuchungshaft entlassen worden sei und jetzt bei Freunden wohne. Sie erwähnten nebenbei auch, daß die Beerdigung auf morgen festgesetzt sei.

Als sie an diesem Abend ins Bett ging, hatte sich Helen

keineswegs mit dem Gedanken getragen, wegen der Beerdigung nochmals zur Spector Street zu gehen, aber der Schlaf schien sie umzustimmen, und als sie erwachte, war die Entscheidung bereits für sie gefällt.

Der Tod hatte Leben in die Wohnanlage gebracht. Noch nie hatte Helen auf ihrem Weg von der Straße bis zum Ruskin-Block solche Mengen auf den Beinen gesehen. Viele säumten schon die Bordsteinkante, um sich den Vorbeimarsch des Trauerzugs anzuschauen; offenbar hatten sie sich, trotz des Windes und der immer gegenwärtigen Regengefahr, frühzeitig ihren Platz gesichert. Manche trugen das eine oder andere Stück schwarze Kleidung - einen Mantel, einen Schal -, aber der Gesamteindruck war, trotz der gesenkten Stimmen und der gekünstelt ernsten Mienen, ein festlicher. Umherlaufende Kinder, unberührt von jeder Ehrfurcht; gelegentliches Gelächter, das plaudernden Erwachsenen entfuhr - Helen verspürte einen Grundtenor prickelnder Erwartung, der sie, trotz des Anlasses, in beinahe beschwingte Stimmung versetzte.

Es war auch nicht einfach das Vorhandensein so vieler Menschen, das sie beruhigte; sie war, wie sie vor sich selber zugeben mußte, froh, wieder hier zu sein in der Spector Street. Die Innenhöfe mit ihren verkümmerten Bäumchen und ihren grauen Grasflächen kamen ihr wirklicher vor als die teppichbelegten Korridore, durch die sie normalerweise ging; die anonymen Gesichter auf den Balkonen und Straßen bedeuteten ihr mehr als ihre Kommilitonen an der Uni. Mit einem Wort, sie fühlte sich *zu Hause*.

Endlich tauchten die Wagen auf, bewegten sich im Schneckentempo durch die engen Straßen. Als der Leichenwagen in Sicht kam - der winzige weiße Sarg mit Blumen geschmückt -, gaben mehrere Frauen in der Menge leise ihrem Kummer Ausdruck. Eine Zuschauerin fiel in

Ohnmacht; ein Knäuel besorgter Menschen umringte sie. Selbst die Kinder waren jetzt still geworden.

Helen sah zu, trockenen Auges. Sie brach nicht so leicht in Tränen aus, besonders nicht in Gesellschaft. Als der zweite Wagen, der Anne-Marie und zwei weitere Frauen enthielt, auf ihrer Höhe war, sah Helen, daß die hinterbliebene Mutter gleichfalls jede öffentliche Zurschaustellung von Kummer unterließ. Ja, sie schien auf Grund der Vorgänge in gehobener Stimmung zu sein, aufrecht im Fond des Wagens sitzend, ihre bleichen Gesichtszüge die Quelle vielfacher Bewunderung. Es war ein bitterer Gedanke, aber Helen kam es vor, als sei sie Zeugin von Anne-Maries großer Stunde; diesem einen Tag in einem sonst anonymen Leben, an dem sie im Zentrum des Interesses stand. Langsam glitt der Zug vorbei und verschwand aus der Sicht.

Das Menschengewühl um Helen zerstreute sich bereits. Sie riß sich los von den wenigen Trauernden, die noch an der Bordsteinkante herumstanden, und ging von der Straße bis in den Butts-Block durch. Sie hatte vor, zu der abgesperrten Maisonette zurückzugehen, um nachzuschauen, ob der Hund noch da war. Wenn ja, würde sie sich selbst beruhigen, indem sie einen der Hausverwalter ausfindig machte und ihn informierte.

Der Hof war, im Unterschied zu den anderen Blocks, leer. Vielleicht waren die Bewohner, da sie Nachbarn von Anne-Marie waren, zur Totenmesse ins Krematorium mitgegangen. Aus welchem Grund auch immer, der Platz war unheimlich ausgestorben. Nur Kinder waren zurückgeblieben, die um die Scheiterhaufenpyramide spielten; ihre Stimmen hallten über die leere Weite des Hofes.

Sie erreichte die Maisonette und fand zu ihrer Überraschung die Tür wieder offen, wie bei ihrem ersten Erkundungsgang. Der Anblick des Inneren machte sie leichtsinnig. Wie oft hatte

sie sich in den vergangenen Tagen vorgestellt, hier zu stehen und in diese Dunkelheit zu starren! Von drinnen kam kein Laut. Der Hund war bestimmt davongelaufen; entweder das, oder verendet. Was konnte schon groß passieren, wenn sie ein letztes Mal hineinging, nur um sich das Gesicht an der Wand und den dazugehörigen Spruch anzusehen?

*Süßes für die Süße.* Sie hatte nie die ursprüngliche Bedeutung dieses Satzes nachgeschlagen. Macht nichts, dachte sie. Was immer sein Sinn sein mochte, hier war er radikal verwandelt, wie alles sonst; sie mit eingeschlossen. Ein paar Sekunden lang stand sie im vorderen Zimmer, um die bevorstehende Konfrontation in Ruhe auszukosten. In weiter Ferne hinter ihr kreischten die Kinder wie irre Vögel.

Sie schritt über einen Verhau aus Möbelstücken auf den kurzen, Wohn- und Schlafzimmer verbindenden Korridor zu, schob den entscheidenden Moment noch immer hinaus. Ihr Herz klopfte wie wild; ein Lächeln spielte um ihre Lippen.

Und da! Endlich! Drohend tauchte das Porträt vor ihr auf, unwiderstehlich wie immer. Sie machte in dem schummrigen Zimmer einige Schritte rückwärts, um das Bild in seiner ganzen Größe bewundern zu können, und verfiel dabei mit dem Absatz auf der Matratze, die noch immer in der Ecke lag. Helen blickte flüchtig nach unten. Die verwahrloste Bettunterlage war umgedreht worden und präsentierte ihre unzerrissene Seite. Einige Decken und ein fetzenumhülltes Kissen waren darüber geworfen. Zwischen den Falten der zuoberst liegenden Decke glitzerte etwas. Helen bückte sich hinab, um es sich näher anzusehen, und fand dort eine Handvoll Süßigkeiten - Pralinen und Sahnebonbons -, in Glanzpapier gewickelt. Und darunter verstreut, weder so ansprechend noch so süß, ein Dutzend Rasierklingen. Auf mehreren war Blut. Sie richtete sich wieder auf und wich vor der Matratze zurück, und während sie dies tat, drang aus dem anderen Zimmer ein Summen an ihr Ohr.

Sie drehte sich um, und das Licht im Schlafzimmer verringerte sich, als eine Gestalt den Schlund zwischen ihr und der Außenwelt betrat. Da sich der Mann in der Türöffnung als Silhouette gegen das Licht abhob, konnte Helen ihn kaum sehen, aber sie roch ihn. Er roch wie Zuckerwatte, und das Summen war um ihn oder in ihm.

»Ich wollt' mir hier...« sagte sie, »...nur das Bild anschauen.«

Das Gesumm ging weiter, Geräusch eines verträumten Nachmittags, weit von hier. Der Mann in der Türöffnung rührte sich nicht.

»Also...« sagte sie, »ich hab' gesehen, was ich sehen wollte.«

Sie hoffte verzweifelt, daß ihre Worte ihn dazu bewegen würden, beiseite zu treten und sie vorbeizulassen, aber er rührte sich nicht, und sie fand nicht den Mut, ihn herauszufordern, indem sie auf die Tür zutrat.

»Ich muß gehen«, sagte sie, wohl wissend, daß, obwohl sie sich größte Mühe gab, Angst zwischen jede Silbe sickerte. »Ich werd' erwartet...«

Das war nicht ganz unwahr. Heut abend waren sie alle ins *Appollinaires* zum Dinner eingeladen. Aber das war erst um acht, in vier Stunden. Man würde sie noch lange nicht vermissen. »Wenn Sie mich entschuldigen wollen«, sagte sie.

Das Summen war ein wenig leiser geworden, und in die relative Stille hinein sprach der Mann in der Türöffnung. Seine Stimme, ohne jede Betonung, war fast so süß wie sein Duft.

»Kein Grund, jetzt schon zu gehen«, hauchte er.

»Ich bin verabredet... verabredet...«

Obwohl sie seine Augen nicht sehen konnte, spürte sie sie auf sich, und das machte sie schlaftrunken, wie dieser Sommer,

der in ihrem Kopf sang.

»Ich bin deinetwegen hier«, sagt er.

Sie wiederholte die vier Worte in ihrem Kopf. *Ich bin deinetwegen hier*. Wenn sie als Drohung gemeint waren, so klangen sie mit Sicherheit nicht danach.

»Ich kenn' Sie... doch gar nicht«, sagte sie.

»Nein«, murmelte der Mann.

»Aber du hast mich angezweifelt.«

»Angezweifelt?«

»Du hast dich nicht mit den Geschichten zufriedengegeben, mit dem, was sie auf die Wände geschrieben haben. Also war ich gezwungen zu kommen.«

Die Schläfrigkeit verlangsamte Helens Denken zwar, aber das Wesentliche von dem, was der Mann sagte, erfaßte sie. Daß er eine mythische Gestalt sei und sie ihn, indem sie seine Existenz in Zweifel zog, gezwungen habe, seine Pranke zu zeigen. Unwillkürlich blickte Helen hinunter auf seine Hände. Eine davon fehlte. An ihrer Stelle: ein Haken.

»Ganz ohne Beschuldigungen wird's nicht abgehen«, ließ er sie wissen. »Sie werden sagen, deine Zweifel haben unschuldiges Blut vergossen. Aber ich sage - wozu ist Blut da, wenn nicht zum Vergießen? Und mit der Zeit wird die Überwachung aufhören. Die Polizei wird abziehen, die Kameras wird man auf einen neuen Greuel richten, und die Leute hier werden sich wieder ungestört Geschichten vom Bonbonverkäufer erzählen können.«

»Bonbonverkäufer?« sagte sie. Ihre Zunge brachte dieses schuldlose Wort kaum zustande.

»Ich bin deinetwegen hier«, murmelte er so sanft, daß es schon an Verführung grenzte. Und mit diesen Worten bewegte

er sich durch den Gang und ins Licht.

Sie kannte ihn, ohne Zweifel. Sie hatte schon längst seine Bekanntschaft gemacht, hier, in diesem Domizil der Schrecken. Es war der Mann an der Wand. Der Maler seines Porträts war kein wirrer Phantast gewesen. Jedes ungewöhnliche Detail des Bildes, das da über sie hinwegheulte, hatte sein Pendant in der Gestalt des Mannes, den sie jetzt zu Gesicht bekam. Er war bunt bis zur Geschmacklosigkeit: sein Fleisch ein wächsernes Gelb, seine schmalen Lippen blaßblau; seine irren Augen funkelten, als ob ihre Iris mit Rubinen besetzt wäre. Seine Jacke war aus Flickern zusammengestückelt, seine Hose ebenso. Ja, eigentlich sah er fast lächerlich aus, mit seinem blutbefleckten Narrenkleid und dem Hauch Rouge auf seinen gelbsüchtigen Wangen. Aber die Menschen waren nun mal oberflächlich. Sie brauchten die Schau und den faulen Zauber, um ihr Interesse wachzuhalten. Wunder; Morde; Dämonen, die ausgetrieben und Steine, die von Gräbern weggewälzt werden. Der billige Glamour verdarb den dahinter hegenden Sinn nicht. In der Naturgeschichte des Geistes war es immer nur das schillernde Gefieder, das die Menschengattung dazu bewegte, sich mit ihrem geheimen Selbst zu vereinen.

Und Helen war beinah hingerissen. Von seiner Stimme, von seinen Farben, vom Gesumm aus seinem Körper. Sie gab sich jedoch alle Mühe, der Verzauberung zu widerstehen. Ein *Monster* war hier zugegen, hinter der Fassade dieser betörenden Zurschaustellung; sein Satz Rasierklingen war zu ihren Füßen, noch naß von Blut. Würde es zögern, ihr die Kehle aufzuschlitzen, wenn es sie einmal in die Finger bekommen hatte?

Als der Bonbonverkäufer nach ihr langte, ging sie zu Boden, raffte die Decke auf und schleuderte sie nach ihm. Ein Regen aus Rasierklingen und Konfekt rieselte auf seine Schultern. Die Decke folgte und nahm ihm die Sicht. Aber ehe Helen die Gelegenheit ergreifen konnte, an ihm vorbeizugleiten, rollte



das Kissen, das auf der Decke gelegen hatte, vor sie hin.

Es war überhaupt kein Kissen. Was immer der trostlose weiße Sarg im Leichenwagen enthalten haben mochte, es war nicht die Leiche vom kleinen Kerry. Die lag hier, zu ihren Füßen, das blutleere Gesicht zu ihr hinaufgewandt. Der Kleine war nackt. Sein Körper übersät von den Zeichen der eifrigen Zuwendung des Dämons.

In den zwei Herzschrägen, die Helen brauchte, um diesen letzten Horror zu registrieren, warf der Bonbonverkäufer die Decke ab. Bei der Anstrengung, aus ihren Falten freizukommen, waren die Knöpfe seines Jacketts aufgegangen, und Helen sah - obwohl ihre Sinne sich dagegen auflehnten -, daß der Inhalt seines Rumpfs weggefault und der Hohlraum jetzt von einem Bienenvolk bewohnt war. Sie durchschwärmten das Gewölbe seiner Brust und überzogen in wimmelnder Masse die Fleischüberbleibsel, die dort hingen. Er lächelte über Helens unverhohlenen Ekel.

»Süßes für die Süße«, murmelte er und streckte seine Hakenhand nach ihrem Gesicht aus. Helen konnte kein Licht von der Außenwelt mehr sehen, noch die Kinder im Butts-Block spielen hören. Es gab kein Entkommen in eine normalere Welt als diese. Der Bonbonverkäufer füllte ihre Sicht aus; ihre erschöpften Glieder hatten keine Kraft, sich seiner zu erwehren. »Bring mich nicht um«, hauchte sie.

»Glaubst du an mich?« sagte er.

Sie nickte kaum merklich. »Wie sollte ich nicht?« sagte sie.

»Warum willst du dann leben?«

Sie begriff nicht, und da sie Angst hatte, ihre Unwissenheit könne sich als tödlich erweisen, sagte sie nichts.

»Wenn du nur *ein wenig* von mir lernen wolltest...« sagte der Dämon, »... würdest du nicht um dein Leben betteln.«

Seine Stimme war zu einem Flüstern abgesunken. »Ich bin ein Gerücht«, summte er ihr ins Ohr. »Es ist ein seliger Zustand, glaub mir. In den Träumen von Menschen zu leben; an Straßenecken geflüstert zu werden; aber nicht *sein* zu müssen. Begreifst du?«

Ihr matter Leib begriff. Ihre Nerven, der Überreizung überdrüssig, begriffen. Die Süße, die er ihr anbot, war Leben ohne zu leben: tot zu sein, aber überall in der Erinnerung fortzudauern; unsterblich in Gerede und Graffiti.

»Sei mein Opfer«, sagte er.

»Nein...« murmelte sie.

»Ich werd' es dir nicht aufdrängen«, antwortete er, der vollendete Gentleman. »Ich werd' dich nicht zum Sterben zwingen. Aber denk nach. *Denke*. Wenn ich dich hier umbringe - wenn ich dich aufhake...« Mit seinem Haken zeichnete er die Bahn der versprochenen Wunde nach. Sie verlief von der Scham bis zum Hals. »Stell dir vor, welch herausragende Rolle dieser Ort in ihren Unterhaltungen spielen würde... Wie sie im Vorbeigehen auf ihn hinweisen und sagen würden: >*Sie* ist da gestorben; die Frau mit den grünen Augen.< Dein Tod wäre ein Gleichnis, um Kinder damit einzuschüchtern. Verliebte würden ihn als Vorwand benutzen, sich enger aneinanderzuklammern...«

Sie hatte recht gehabt: Dies *war* eine Verführung.

»War Ruhm jemals so leicht zu haben?« fragte er.

Sie schüttelte den Kopf. »Lieber soll man mich vergessen«, antwortete sie, »als daß man sich auf diese Weise an mich erinnert.«

Er zuckte kaum merklich mit den Achseln. »Was wissen die Guten schon«, sagte er, »außer dem, was die Bösen sie durch ihre Exzesse lehren?« Er hob seine Hakenhand. »Ich sagte, ich

will dich nicht zum Sterben zwingen, und ich steh' zu meinem Wort. Erlaub mir aber wenigstens, dich zu küssen...«

Er bewegte sich auf sie zu. Sie murmelte irgendeine absurde Drohung, die er ignorierte. Das Gsumm in seinem Körper hatte an Lautstärke zugenommen. Die Vorstellung, mit seinem Körper in Berührung und in unmittelbare Nähe der Insekten zu kommen, war gräßlich. Sie zwang ihre bleischweren Arme hoch, um sich seiner zu erwehren.

Sein gespenstisches Gesicht verfinsterte das Porträt an der Wand. Sie konnte sich nicht dazu bringen, ihn zu berühren, und wich statt dessen schrittweise zurück. Das Geräusch der Bienen schwoll an; einige waren in ihrer Aufregung seinen Schlund heraufgekrochen und flogen aus seinem Mund. Krabbelnd schwirrten sie um seine Lippen, in seinen Haaren.

Wieder und wieder bat sie ihn, sie zufriedenzulassen, aber er war durchaus nicht bereit einzulassen. Schließlich blieb ihr nichts mehr, wohin sie hätte zurückweichen können; sie stand mit dem Rücken an der Wand. Sich gegen die Stiche wappend, legte sie die Hände auf seinen wimmelnden Brustkorb und schob. Im gleichen Augenblick schnellte seine Hakenhand vor und um Helens Nacken herum, ritzte dabei die gerötete Haut ihres Halses auf. Sie spürte, wie Blut herausquoll, war sich schon dessen gewiß, daß er ihr die Schlagader mit einem einzigen Streich aufreißen werde. Aber er hatte sein Wort gegeben. Und er hielt es.

Die Bienen, durch diese plötzliche Aktivität wild geworden, waren überall. Sie spürte, wie sie sich auf ihr bewegten, auf der Suche nach Schmalzhäppchen in ihren Ohren und Zucker an ihren Lippen. Sie unternahm keinen Versuch, sie wegzuscheuchen. Der Haken war an ihrem Hals. Bei der kleinsten Bewegung würde er sie verwunden. Sie saß in der Falle, wie in den Alpträumen ihrer Kindheit, jede Chance zu entkommen war ausgeschaltet. Wenn der Schlaf sie in eine derart hoffnungslose

Lage gebracht hatte - ringsum die Ungeheuer, die nur darauf warteten, sie Glied um Glied zu zerfleischen -, blieb noch ein letzter Trick. Loszulassen; jeglichen Überlebenswunsch aufzugeben und ihren Leib dem Dunkel zu überantworten. Jetzt, da sich das Gesicht des Bonbonverkäufers an ihres drängte und das Bienengesumm sogar ihr eigenes Atmen übertönte, spielte sie diesen geheimen Trumpf aus. Und so sicher wie im Traum waren das Zimmer und der Dämon übermalt und verschwunden.

Aus Farbglanz erwachend, kam sie im Dunkel zu sich. Mehrere schreckensvolle Augenblicke verstrichen, in denen sie nicht wußte, wo sie war, und dann ein paar weitere, in denen sie sich erinnerte. Aber körperlich verspürte sie keinerlei Schmerz. Sie faßte sich an den Hals; außer der Schramme von dem Haken war er unversehrt. Sie bemerkte, daß sie auf der Matratze lag. War sie mißbraucht worden, während sie in Ohnmacht lag? Behutsam untersuchte sie ihren Körper. Sie blutete nicht; ihre Kleider waren nicht in Unordnung. Der Bonbonverkäufer hatte sich, wie es schien, lediglich seinen Kuß geholt.

Sie setzte sich auf. Durch das vernagelte Fenster kam äußerst wenig Licht - und keines von der Haustür. Also war sie vielleicht zu. Aber nein; eben jetzt hörte sie jemanden auf der Schwelle flüstern. Eine Frauenstimme.

Helen rührte sich nicht. Sie waren verrückt, diese Leute. Die ganze Zeit schon wußten sie, was durch Helens Gegenwart im Butts-Block auf den Plan gerufen wurde, und sie hatten ihn *beschützt* -diesen honigsüßen Psychopathen; ihn mit einem Bett und einem Bonbonopfer versorgt, ihn vor neugierigen Augen versteckt und ihr Schweigen gewahrt, als er ihnen Blut vor die Haustür brachte. Selbst Anne-Marie, trockenen Auges in der Diele ihres Hauses, im vollen Bewußtsein, daß ihr Kind tot und

nur wenige Meter weit weg war.

Das Kind! Das war das Beweisstück, das sie dringend brauchte. Irgendwie hatten sie es heimlich arrangiert, die Leiche aus dem Sarg herauszubekommen (was hatten sie statt dessen hineingelegt: einen Hund?), und sie hierher - zum Tempel des Bonbonverkäufers - gebracht, als Spielzeug oder als Geliebte. Sie würde den kleinen Kerry mitnehmen - zur Polizei - und die ganze Geschichte erzählen. Was die davon auch glaubten - wahrscheinlich nur sehr wenig -, die Tatsache der Kinderleiche war unbestreitbar. Auf diese Weise würden zumindest einige der Verrückten für ihr Komplott büßen müssen. Büßen für das, was *sie* durchgemacht hatte.

Das Geflüster an der Tür hatte aufgehört. Jetzt bewegte sich jemand auf das Schlafzimmer zu. Ein Licht brachte er nicht mit. Helen machte sich klein, hoffte, sie könnte einer Entdeckung entgehen.

Eine Gestalt erschien in der Türöffnung. Die Düsternis war für Helen zu undurchdringlich, um mehr als eine schlanke Gestalt auszumachen, die sich bückte und ein Bündel vom Boden aufhob. Herabfallendes blondes Haar wies den Neuankömmling als Anne-Marie aus. Das Bündel, das sie gerade aufhob, war zweifellos Kerrys Leiche. Ohne in Helens Richtung zu schauen, machte die Mutter kehrt und begab sich aus dem Schlafzimmer hinaus.

Helen lauschte, wie sich die Schritte durch das Wohnzimmer entfernten. Behende stand sie auf und ging zum Flur hinüber. Von dort konnte sie verschwommen Anne-Maries Umriß im Eingang der Maisonette erkennen. Im Hof dahinter brannten keine Lichter. Die Frau verschwand, und Helen folgte ihr so schnell sie konnte, den Blick auf die Tür vor ihr geheftet. Sie strauchelte einmal und noch einmal, erreichte aber die Tür rechtzeitig, um draußen in der Nacht Anne-Maries verschwommene Konturen zu erkennen.

Sie trat aus der Maisonette ins Freie. Es war empfindlich kühl; kein Stern am Himmel. Alle Lichter auf den Balkonen und Korridoren waren aus, auch in den Wohnungen brannten keine; nicht einmal das Flimmern eines Fernsehers. Der Butts-Block war ausgestorben.

Sie zögerte, ehe sie die junge Frau weiterverfolgte. Warum machst du dich jetzt nicht aus dem Staub, flüsterte ihr die Feigheit ein, und siehst zu, daß du zum Wagen zurückfindest? Aber wenn sie das täte, hätten die Verschwörer Zeit, den Leichnam des Kindes beiseite zu schaffen. Wenn sie dann mit der Polizei hierher zurückkam, gäbe es nur verschlossene Lippen und Achselzucken, und ihr würde man sagen, daß sie sich die Leiche und den Bonbonverkäufer eingebildet habe. All die Schrecken, die ihr widerfahren waren, würden sich wieder in Gerücht auflösen. In Worte an einer Wand. Und jeden Tag, den sie von jetzt an lebte, würde sie sich dafür hasen, nicht der gesunden Vernunft gefolgt zu sein.

Sie setzte Anne-Marie nach. Die ging nicht an der Innenseite des Häuserkarrees entlang, sondern bewegte sich auf den Mittelpunkt des Rasens im Zentrum des Hofes zu. Zum Scheiterhaufen! Ja, zum Scheiterhaufen! Drohend ragte er jetzt vor Helen auf, schwärzer als der Nachthimmel. Sie konnte grade noch Anne-Maries Gestalt ausmachen, die sich zum Rand der aufgestapelten Bauholztrümmer und Möbelteile bewegte und sich dann duckte, um in das Innere hineinzukommen. Auf *die Art* planten sie also, das Beweisstück verschwinden zu lassen. Das Kind zu begraben war nicht sicher genug; aber es einzuäschern und die Knochen zu zerstampfen - wer würde das je erfahren?

Sie stand ein Dutzend Meter von der Pyramide entfernt und schaute zu, wie Anne-Marie wieder herauskletterte und wegging; ihre Gestalt entschwand in der Dunkelheit.

Rasch bewegte sich Helen durch das hohe Gras und machte

auch bald die schmale Lücke inmitten der aufgetürmten Bauholzteile ausfindig, in die Anne-Marie den Körper hineinbugsiert hatte. Sie glaubte, die bleiche Form erkennen zu können; sie war in einen Hohlraum gelegt worden. Sie konnte sie jedoch nicht erreichen. Gott dankend, daß sie so schlank war wie die Mutter, zwängte Helen sich durch die schmale Öffnung. Dabei blieb ihr Kleid an einem Nagel hängen. Sie fuhr herum, um es mit zitternden Fingern loszumachen. Als sie sich wieder umdrehte, hatte sie die Leiche aus den Augen verloren.

Blind tastete sie vor sich herum; ihre Hände fanden Holz und Lumpen und etwas, das sich wie die Lehne eines alten Polstersessels anfühlte, aber nicht die kalte Haut des Kindes. Sie hatte sich gegen den Kontakt mit dem Körper abgehärtet. In den letzten Stunden hatte sie Schlimmeres durchgestanden, als ein totes Kind aufzuheben. Entschlossen, sich nicht unterkriegen zu lassen, rückte sie ein wenig weiter voran, die Schienbeine aufgescheuert und die Finger mit spitzen Splittern besetzt. Lichtblitze erschienen in den Winkeln ihrer schmerzenden Augen; das Blut winselte in ihren Ohren. Aber dort! *Dort!* Knappe eineinhalb Meter vor ihr war der Körper. Sie duckte sich, um unter einem Holzbalken durchzulangen, aber ihre Finger verfehlten das trostlose Bündel um Millimeter. Sie streckte sich weiter, wobei das Gewimmer in ihrem Kopf sich steigerte, aber sie konnte das Kind nicht erreichen. Es blieb ihr nichts übrig, als sich noch mehr zusammenzukrümmen und in das Schlupfloch hineinzuzwängen, das die Kinder im Kern des Scheiterhaufens gelassen hatten.

Es war schwierig, da durchzukommen. Das Versteck war so klein, daß sie kaum auf Händen und Knien kriechen konnte; aber sie schaffte es. Das Kind lag mit dem Gesicht nach unten. Sie überwand den letzten Rest Empfindlichkeit und schickte sich an, es aufzuheben. Im selben Augenblick landete etwas auf ihrem Arm. Der Schreck fuhr ihr durch die Glieder. Beinah

schrie sie auf, unterdrückte aber den Impuls und streifte den Störer mit der Hand ab. Summend erhob er sich von ihrer Haut. Dieses Gewimmer in ihren Ohren - das war gar nicht ihr Blut, es war der Bienenstock.

»Ich wußte, daß du kommst«, sagte die Stimme hinter ihr, und eine breite Hand legte sich ihr übers Gesicht. Sie fiel nach hinten, und der Bonbonverkäufer schloß sie in seine Arme. »Wir müssen gehn«, sagte er an ihrem Ohr, während sich flackernder Lichtschein zwischen den aufgeschichteten Bauholztrümmern ausbreitete. »Uns auf den Weg machen, du und ich.«

Verzweifelt versuchte sie, sich von ihm zu befreien und den Leuten da draußen zuzuschreien, sie sollten das Freudenfeuer nicht anzünden, aber er hielt sie liebevoll an sich gepreßt. Der Lichtschein wurde stärker. Er brachte Wärme mit sich; und durch das Anzündmaterial und die ersten Flammen konnte Helen Gestalten sehen, die sich aus der Dunkelheit des Hofes dem Scheiterhaufen näherten. Schon die ganze Zeit über waren sie dagewesen, in Warteposition; hatten in den eigenen vier Wänden das Licht ausgeknipst und es auf allen Korridoren zertrümmert. Ihr letztes Komplott.

Der Scheiterhaufen fing mit Macht und Liebe Feuer, aber wegen irgendeines Tricks in der Konstruktion griffen die Flammen nicht schnell auf Helens Versteck über; ebensowenig drang der Rauch durch die Möbelteile und erstickte sie. Es war ihr möglich, zu beobachten, wie die Gesichter der Kinder leuchteten; wie die Eltern ihnen zuriefen, nicht zu nah heranzutreten, und wie sie ihnen nicht gehorchten; wie die alten Frauen, innerlich erkaltet, sich die Hände wärmten und in die Flammen lächelten. Nunmehr wurden das Tosen und Prasseln ohrenbetäubend, und der Bonbonverkäufer ließ Helen sich heiser schreien, in der sicheren Gewißheit, daß niemand sie hören konnte, und selbst wenn, niemand sich rühren würde, um sie dem Feuer wieder zu entreißen.



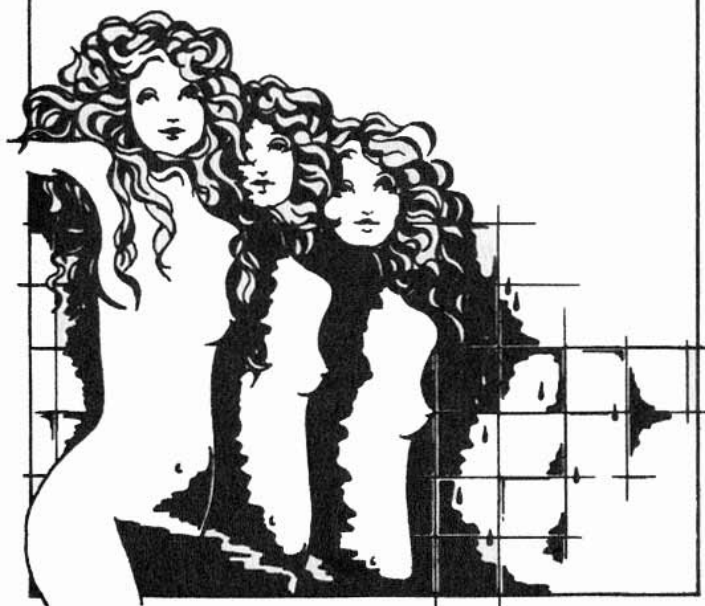
Mit dem Heißerwerden der Luft räumten die Bienen den Bauch des Dämons und irrten in schreckverstörtem Flug durch die Gegend. Einige fingen beim Versuch zu entkommen Feuer und stürzten wie winzige Meteore zu Boden. Der Körper des kleinen Kerry, der ganz in der Nähe der herankriechenden Flammen lag, begann zu schmoren. Sein flaumiges Haar rauchte, sein Rücken warf Blasen.

Bald kroch die Hitze Helens Kehle hinunter und dörnte ihr Flehen weg. Erschöpft sank sie wieder in die Arme des Bonbonverkäufers zurück, fand sich ab mit seinem Triumph. Augenblicke noch, und sie würden sich zusammen auf den Weg machen, wie er versprochen hatte, und es war nichts daran zu ändern.

Vielleicht würden die Leute sich, wie er es vorausgesagt hatte, an sie erinnern, wenn sie ihren geborstenen Schädel in der morgigen Asche fanden. Vielleicht könnte aus ihr, mit der Zeit, eine Geschichte zum Kinder-Einschüchtern werden. Sie hatte gelogen, als sie sagte, sie ziehe den Tod solch fragwürdigem Ruhm vor; das tat sie nicht. Was ihren Verführer betraf, so lachte der, als die Feuersbrunst sie beide aufspürte. Der Tod dieser Nacht war nicht von Dauer; nicht für ihn, dessen Taten auf hundert Wänden und zehntausend Lippen waren, und sollte man ihn wieder einmal anzweifeln, dann konnte ihn seine Gemeinde in aller Süße herbeirufen. Er hatte Grund zu lachen. Und Helen - während die Flammen allmählich über sie beide kamen - auch, als sie durch den Feuerschleier ein vertrautes Gesicht erblickte, das sich zwischen den Zuschauern bewegte. Es war Trevor. Er hatte sein Mahl im *Appollinaires* im Stich gelassen und war gekommen, um nach ihr zu suchen. Sie sah ihm zu, wie er den einen oder anderen Zuschauer am Feuer befragte, aber alle schüttelten den Kopf und starrten dabei weiter unbeirrt den Scheiterhaufen an, mit einem Lächeln auf dem Grunde ihrer Augen. Armer Gelackmeierter, dachte sie, angesichts seiner

diversen Mätzchen. Durch ihre Willenskraft zwang sie ihn, durch die Flammen hindurch zu schauen, in der Hoffnung, er möge sie brennen sehen. Nicht damit er sie vor dem Tode bewahrte - über diese Hoffnung war sie längst hinaus -, sondern weil er ihr in seiner Verwirrung leid tat und sie ihm, obwohl er sich bei ihr nicht dafür bedankt hätte, etwas geben wollte, das ihm die Ruhe rauben würde. Einmal das - und eine Geschichte zum Weitersagen.

*Die Madonna*



Über fünfunddreißig Minuten wartete Jerry Coloqhoun auf den Stufen des Leopold-Road-Hallenbads, ehe Garvey aufkreuzte, und er spürte seine Füße immer weniger bei der durch die Schuhsohlen hochkriechenden Kälte. Die Zeit würde kommen, beruhigte er sich, wo es *ihm* zustünde, Leute warten zu lassen. Tatsächlich lag ein solches Vorrecht in nicht allzu weiter Ferne, falls er Ezra Garvey dazu bewegen könnte, in den Vergnügungspalast zu investieren. Das erforderte zwar Risikofreudigkeit und beträchtliche Kapitalien, aber seine Gewährsmänner hatten ihm versichert, daß Garvey, egal wie es um seinen Ruf bestellt war, beides im Überfluß besaß. Wo der Mann sein Geld hernahm, stand bei den Verhandlungen nicht zur Debatte, zumindest redete Jerry sich das mittlerweile ein. Manch passablerer Plutokrat hatte in den letzten sechs Monaten das Projekt rundweg abgelehnt; unter solchen Umständen war gesteigerte Sensibilität ein Luxus, den er sich nicht leisten konnte.

Er wunderte sich nicht allzusehr über die ablehnende Haltung der Geldgeber. Dies waren schwierige Zeiten, da konnte man nicht so ohne weiteres Risiken eingehen. Und überdies brauchte man eine gehörige Portion Vorstellungskraft - eine unter den Wohlhabenden, die er kennengelernt hatte, nicht gerade häufige Gabe -, um nachvollziehen zu können, was ihm vorschwebte: die Verwandlung des Hallenbads in ein schimmerndes Freizeitzentrum. Aber aufgrund seiner Recherchen war er davon überzeugt, daß in einer Gegend wie dieser - wo Häuser, sobald sie auch nur annähernd abbruchreif aussahen, durch eine Generation von Mittelklasse-Genußmenschen aufgekauft und wieder aufpoliert wurden -, daß in einer solchen Gegend die von ihm geplanten Anlagen einfach Geld abwerfen mußten.

Es gab einen zusätzlichen Anreiz. Die Stadt, als Eigentümerin des Hallenbads, brannte darauf, das Grundstück so schnell wie möglich abzustoßen; sie hatte jede Menge

Schulden. Jerrys bestechliche Quelle im Aufsichtsrat der Städtischen Verwaltung - eben jener Mann, der gegen zwei Flaschen Gin mit Vergnügen die Schlüssel zu dem Grundstück geklaut hatte - hatte ihm verraten, daß man das Gebäude für ein Butterbrot kaufen könne, wenn das Angebot rasch erfolgte. Es war alles eine Frage des guten Timings.

Eine Fähigkeit, die Garvey offenbar fehlte. Bis er endlich eintraf, hatte sich die Gefühllosigkeit nach Norden, zu Jerrys Knien hin, ausgebreitet, und seine Geduld hatte sich erschöpft. Er ließ sich jedoch nichts anmerken, als Garvey aus seinem Rover mit Chauffeur ausstieg und die Stufen heraufkam. Jerry hatte ihn nur telefonisch gesprochen und einen größeren Mann erwartet, aber trotz des Mangels an Statur gab es keinen Zweifel an Garveys Autorität. Sie zeigte sich in dem unverhohlen abschätzenden Blick, den er Coloqhoun zuwarf; in den freudlosen Zügen; in dem makellosen Anzug.

Die beiden gaben sich die Hand.

»Erfreut, Sie zu sehen, Mr. Garvey.«

Der Mann nickte, gab aber kein Kompliment zurück. Jerry, der darauf brannte, aus der Kälte zu kommen, öffnete die Eingangstür und ging nach drinnen voran.

»Ich hab' bloß zehn Minuten«, sagte Garvey.

»Schön«, antwortete Jerry. »Ich wollt' Ihnen nur den Grundriß zeigen.«

»Sie haben ein Baugutachten erstellt?«

»Natürlich.«

Das war gelogen. Jerry hatte sich im vorigen August, durch einen Gewährsmann im Baureferat, einen flüchtigen Eindruck von den Räumlichkeiten verschafft und hatte das Gebäude seitdem mehrere Male von außen betrachtet. Aber es war jetzt fünf Monate her, seit er es tatsächlich betreten hatte; hoffentlich war

es in der Zwischenzeit nicht schon endgültig ein Opfer zunehmenden Verfalls geworden. Sie betraten die Vorhalle. Es roch feucht hier, aber noch erträglich.

»Die Stromversorgung ist abgeschaltet«, sagte er. »Wir müssen uns mit der Taschenlampe behelfen.« Er fischte die Hochleistungsstablampe aus seiner Tasche und richtete den Lichtkegel auf die Innentür. Sie war mit einem Vorhängeschloß versperrt. Wie vom Donner gerührt starrte er das Schloß an. Sollte diese Tür verschlossen gewesen sein, als er das letzte Mal hier war, dann konnte er sich nicht daran erinnern. Er probierte den einen Schlüssel, den man ihm gegeben hatte, und noch ehe er ihn ins Schloß zu stecken versuchte, wußte er, daß die beiden nie und nimmer zusammenpaßten. Er fluchte leise und ging rasch die verfügbaren Alternativen durch. Entweder machten er und Garvey kehrt und überließen das Hallenbad seinen Geheimnissen - wenn man Schimmel, schleichende Fäulnis und ein Dach, das kurz vorm Zusammenkrachen war, als Geheimnisse bezeichnen konnte -, oder er machte einen Versuch einzubrechen. Flüchtig blickte er Garvey an, der aus seiner Innentasche eine gewaltige Zigarre geholt hatte und über das Ende mit einer Flamme hinstrich; samtiger Rauch wirbelte auf.

»Tut mir leid wegen der Verzögerung«, sagte er.

»Das kommt vor«, erwiderte Garvey offensichtlich ganz gelassen.

»Ich glaub', hier ist nur mit Gewalt was auszurichten«, sagte Jerry und sondierte damit, was der andere von einem Einbruch hielt.

»Soll mir recht sein.«

Flink durchstöberte Jerry die verdunkelte Vorhalle nach einem Werkzeug. Im Kassenraum fand er einen Stuhl mit Metallbeinen. Er bugsierte ihn aus der engen Kabine, ging

wieder zur Tür hinüber - wobei er deutlich Garveys amüsierten, aber wohlwollenden Blick auf sich spürte - und zerbrach, eines der Stuhlbeine als Hebel benutzend, ein Gelenkstück des Vorhängeschlosses. Das Schloß fiel klirrend auf den gefliesten Boden. »Sesam, öffne dich«, murmelte er mit einiger Befriedigung und stieß für Garvey die Tür auf.

Als die beiden über die Schwelle traten, hallte das Geräusch des zu Boden fallenden Schlosses in dem verlassenen Gang noch nach, und während es langsam verklang, sank das Getöse zu einem Seufzer ab. Das Innere sah unfreundlicher aus, als Jerry es in Erinnerung hatte. Das unruhige Tageslicht, das im Gang durch die schimmelbeschlagenen Scheiben der Dachfenster fiel, war blaugrau - wobei das Licht und das, worauf es fiel, miteinander in Trostlosigkeit wetteiferten. Früher mal war das Leopold-Road-Hallenbad ohne Zweifel ein Art-deco-Prachtstück gewesen, mit schimmernden Kacheln und verspielten, in Boden und Wände eingearbeiteten Mosaiken. Aber bestimmt nicht in Jerrys Erwachsenenleben. Die Fliesen zu seinen Füßen hatten sich durch die Feuchtigkeit längst gehoben; von den Wänden des Ganges waren sie zu Hunderten heruntergefallen, um Muster aus weißer Keramik und schwarzem Mörtel zu hinterlassen - wie ein riesiges, bescheuertes Kreuzworträtsel. Der Eindruck desolater Verwahrlosung war so überdeutlich, daß Jerry es schon fast aufgeben wollte, Garvey das Bauprojekt zu verkaufen. Eine Verkaufschance bestand hier mit Sicherheit nicht, selbst bei der lächerlich niedrigen Preisforderung. Aber Garvey schien interessierter, als Jerry für möglich gehalten hätte. Seine Zigarre pfeifend und beim Gehen vor sich hin brummelnd, pirschte er bereits den Gang hinunter. Was anderes als makabre Neugier konnte es Jerrys Empfinden nach nicht sein, was den Baulöwen tiefer in dieses hallende Mausoleum hineinführte. Und doch:

»Das hat Atmosphäre. Aus dem Bau läßt sich was machen«,

sagte Garvey. »Ich steh' nicht gerade im Ruf, ein Menschenfreund zu sein, Coloqhoun - das wissen Sie ja wohl -, aber ich hab' durchaus Sinn fürs Schöne.« Er war vor einem Mosaik stehengeblieben, der Darstellung einer unbestimmbaren mythologischen Szene - spielende Fische, Nymphen und Meeresgötter. Er grunzte beifällig, umschrieb die kurvige Linienführung des Bildes mit dem nassen Ende seiner Zigarre. »Solch handwerkliches Können sieht man heutzutage nicht mehr«, kommentierte er.

Jerry hielt es für nichts Besonderes, sagte aber: »Ja, wirklich exzellent.«

»Zeigen Sie mir das übrige.«

Das Gebäude hatte einst, außer seinen zwei Schwimmbecken, eine Unmenge Einrichtungen aufzuweisen - Saunaräume, Dampfbäder, Thermalbäder. Diese verschiedenen Bereiche waren durch ein Gewirr schmaler Passagen verbunden, die, im Unterschied zum Hauptkorridor, kein Oberlicht hatten; Taschenlampenschein mußte hier genügen. Dunkel oder nicht, Garvey wollte sämtliche öffentlichen Einrichtungen sehen. Sein warnend angekündigtes Limit von zehn Minuten dehnte sich auf zwanzig und dreißig aus, wobei die Erkundung immer wieder zum Stehen gebracht wurde, sobald er irgendeine neue, unbedingt zu kommentierende Augenweide entdeckte. Jerry hörte mit vorgetäuschem Verständnis zu; es irritierte ihn, wie der Mann sich fürs Dekor begeisterte.

»Ich würd' jetzt gern die Schwimmbecken sehen«, verkündete Garvey, nachdem sie eine gründliche Untersuchung der Nebenanlagen vorgenommen hatten. Gehorsam ging Jerry durch das Labyrinth zu den zwei Schwimmbecken voran. In einem kleinen Korridor, nicht weit von den Dampfbädern, sagte Garvey: »Still!«



Jerry machte halt. »Wie?« »Ich hab' 'ne Stimme gehört.«

Jerry horchte. Der Strahl der Taschenlampe, von den Kacheln diffus zurückgeworfen, umgab die zwei Männer mit einer fahlen Lumineszenz, die das Blut aus Garveys Gesichtszügen tilgte.

»Also, ich hör'...«

»*Still*, sag' ich«, schnauzte Garvey. Langsam bewegte er den Kopf hin und her. Jerry konnte nichts hören. Und Garvey jetzt ebensowenig. Er zuckte mit den Achseln und sog an seiner Zigarre. Sie war ausgegangen, erstickt von der feuchten Luft, »'ne akustische Täuschung«, sagte Jerry. »Das Echo in diesen Korridoren spielt verrückt. Manchmal hört man, wie einem die eigenen Schritte wieder entgegenkommen.«

Garvey brummte wieder. Das Brummen schien sein meist geschätzter Redebestandteil zu sein. »Ich hab' aber etwas gehört«, sagte er, offenkundig von Jerrys Erklärung nicht überzeugt. Er horchte nochmals. In den Gängen war es mucksmäuschenstill. Es war nicht einmal möglich, den Verkehr auf der Leopold Road zu hören. Endlich schien Garvey zufrieden.

»Gehn Sie weiter voran«, sagte er. Genau das tat Jerry auch, obwohl er sich über den Weg zu den Schwimmbecken keineswegs im klaren war. Mehrmals nahmen sie die falsche Abzweigung und tasteten sich in Schlangenlinien durch einen Irrgarten gleichförmiger Korridore voran, ehe sie ihr gewünschtes Ziel erreichten.

»Es ist warm«, sagte Garvey, als sie endlich vor dem kleineren der beiden Schwimmbäder standen.

Jerry murmelte zustimmend. In seinem Eifer, zu den Becken zu gelangen, hatte er die ständig steigende Temperatur nicht bemerkt. Aber jetzt, da er regungslos dastand, konnte er den Schweißfilm auf seinem Körper spüren. Die Luft war dampfig,

und sie roch nicht nach Feuchtigkeit und Schimmel wie sonst in diesem Gebäude, sondern war von einem süßlicheren, fast üppigen Duft durchtränkt. Hoffentlich roch Garvey, eingesponnen in den Rauch seiner neu angezündeten Zigarre, nicht gleichfalls diese Ausdünstung; sie war alles andere als angenehm.

»Die Heizung ist an«, sagte Garvey.

»Ja, sieht ganz so aus«, erwiderte Jerry, obwohl ihm schleierhaft war, weshalb. Vielleicht temperierten die Leute vom Bauamt das Heizungssystem von Zeit zu Zeit durch, um es funktionstüchtig zu halten. Falls das stimmte, befanden sie sich dann irgendwo tief drin im Gebäude? Vielleicht hatte Garvey *doch* Stimmen gehört? Er legte sich eine Erklärungsstrategie zurecht für den Fall, daß sich ihre Wege kreuzen sollten.

»Die Schwimmbecken«, sagte er und zog eine der Doppeltüren auf. Das Oberlicht war hier sogar noch schmutziger als das im Hauptkorridor; äußerst wenig Licht erhellte den Schauplatz. Garvey ließ sich jedoch nicht entmutigen. Er schritt durch die Tür und hinüber zum Beckenrand. Es gab wenig zu sehen; die Oberflächen waren hier von mehrjährigem Schimmelbewuchs überzogen. Auf dem Beckenboden, kaum erkennbar unter den Algen, war ein Dekor in die Kacheln eingearbeitet. Ein leuchtendes Fischauge blickte zu ihnen hinauf, absolut unbeteiligt.

»Hatte immer Angst vor Wasser«, sagte Garvey grüblerisch, während er in das leere Becken schaute. »Weiß nicht, woher das kommt.«

»Aus der Kindheit«, äußerte Jerry aufs Geratewohl.

»Das glaub' ich nicht«, antwortete der andere. »Meine Frau sagt, es ist die Gebärmutter.«

»Die Gebärmutter?«

»Ich bin nicht gern drin rumgeschwommen, sagt sie«, antwortete er mit einem Lächeln, das auf seine Kosten hätte gehen können, aber noch wahrscheinlicher auf Kosten seiner Frau ging.

Ein kurzer Laut drang über die leere Weite des Beckens zu ihnen, als falle etwas zu Boden. Garvey erstarrte. »Hören Sie das?« sagte er. »Es ist jemand hier herin.« Seine Stimme war plötzlich eine halbe Oktave höher.

»Ratten«, antwortete Jerry. Er wollte eine Begegnung mit den Ingenieuren möglichst vermeiden; da könnten einem leicht schwierige Fragen gestellt werden.

»Geben Sie mir die Taschenlampe«, sagte Garvey und riß sie Jerry aus der Hand. Prüfend ließ er den Lichtkegel die gegenüberliegende Seite des Beckens entlanggleiten. Er beleuchtete eine Reihe Umkleideräume und eine offene Tür, die aus der Schwimmhalle hinausführte.

Nichts rührte sich.

»Ich mag Ungeziefer nicht...« sagte Garvey.

»Der Bau ist ziemlich verwahrlost«, antwortete Jerry.

»...und besonders nicht die menschliche Spielart.« Garvey schob die Taschenlampe wieder Jerry in die Hände. »Ich hab' Feinde, Mr. Coloqhoun. Aber Sie haben ja schließlich Ihre Nachforschungen über mich angestellt, stimmt's? Sie wissen, daß ich nicht blütenweiß bin.« Garveys Besorgnis wegen der Geräusche, die er zu hören geglaubt hatte, ergab jetzt einen unangenehmen Sinn. Nicht vor Ratten hatte er Angst, sondern vor schwerer Körperverletzung. »Ich glaub', ich sollte gehen«, sagte er. »Zeigen Sie mir das andere Schwimmbecken, und dann ab durch die Mitte.«

»Ja, klar.« Jerry wollte genauso gern hier raus wie sein

Interessant. Von dem Zwischenfall war ihm noch wärmer geworden. Der Schweiß floß jetzt reichlich, rieselte ihm den Nacken hinunter. Seine Nebenhöhlen schmerzten. Er führte Garvey durch die Halle zur Tür des größeren Schwimmbeckens und zog am Griff. Die Tür widersetzte sich.

»Schwierigkeiten?«

»Sie muß von innen abgeschlossen sein.«

»Gibt's noch 'nen anderen Zugang?«

»Ich glaub' schon. Soll ich's von der Rückseite aus probieren?«

Garvey blickte flüchtig auf seine Uhr. »Zwei Minuten«, sagte er. »Ich bin verabredet.«

Garvey sah zu, wie Coloqhoun in dem verdunkelten Korridor verschwand, bis nur noch der vor ihm herlaufende Taschenlampenschein übrig war. Er konnte den Mann nicht leiden. Er war zu glatt rasiert; und seine Schuhe waren italienisch. Aber - vom Anbieter mal abgesehen - das Projekt hatte seine Vorzüge. Garvey mochte die Schwimmbecken und die dazugehörigen Anlagen, die Gleichförmigkeit ihrer Gestaltung, die Banalität ihrer Dekoration. Im Unterschied zu vielen fand er öffentliche Einrichtungen beruhigend: Krankenhäuser, Schulen, selbst Gefängnisse. Sie schmeckten nach sozialer Ordnung, sie beschwichtigten jenen Teil in ihm, der sich vor dem Chaos ängstigte. Besser eine zu sehr geregelte Welt als eine unzureichend geregelte.

Wieder war seine Zigarre ausgegangen. Er steckte sie zwischen die Zähne und zündete ein Streichholz an. Während die erste Flamme erlosch, erblickte er andeutungsweise weiter vorn im Gang ein nacktes Mädchen, das ihn beobachtete. Ein nur ganz flüchtiger Anblick, aber als ihm das Zündholz aus den Fingern fiel und das Licht ausging, erschien sie vor seinem

geistigen Auge, vollendet erinnert. Sie war jung - allenfalls fünfzehn - und ihr Körper voll entwickelt. Der Schweiß auf ihrer Haut verlieh ihr eine solche Sinnlichkeit, daß sie seinem Traumleben hätte entsprungen sein können. Er ließ seine kalte Zigarre fallen, kramte nach einem weiteren Streichholz und zündete es an, aber in den knappen Sekunden Finsternis war die kindliche Schöne verschwunden; nur ein Rest ihres süßen Körpergeruchs hing noch in der Luft.

»He, Mädchen?« sagte er.

Der Anblick ihrer Nacktheit und der Schreck in ihren Augen machten ihn scharf auf sie.

»Mädchen?«

Die Flamme des zweiten Zündholzes drang nicht mehr als ein, zwei Meter weit in den Gang vor ihm.

»Bist du da?«

Sie konnte, seiner Überlegung nach, nicht weit sein. Er zündete ein drittes Streichholz an und ging sie suchen. Er war erst wenige Schritte gegangen, als er hinter sich jemanden hörte. Er drehte sich um. Taschenlampenlicht beleuchtete sein entsetztes Gesicht. Es war nur der mit den italienischen Schuhen.

»Es gibt kein' andern Zugang.«

»Es gibt kein' Grund, mich zu blenden«, sagte Garvey. Der Lichtkegel senkte sich.

»Verzeihung.«

»Es ist jemand hier, Coloqhoun. Ein Mädchen.«

»Ein Mädchen?«

»Vielleicht wissen Sie was davon?«

»Nein.«

»Sie war splitternackt. Stand drei oder vier Meter von mir entfernt.«

Verblüfft sah Jerry Garvey an. Litt der Mann an sexuellen Wahnvorstellungen?

»Und ich sag' Ihnen, da war ein Mädchen«, begehrte Garvey auf, obwohl kein Wort des Widerspruchs gefallen war. »Wenn Sie nicht aufgekreuzt wären, hätte ich sie gehabt.« Er blickte wieder flüchtig den Korridor hinunter. »Leuchten Sie mal da entlang.«

Jerry richtete den Strahl auf den Irrgarten: keinerlei Anzeichen von Leben.

»Verdammt«, sagte Garvey mit durchaus aufrichtigem Bedauern. Er wandte sich wieder Jerry zu. »Na gut«, sagte er. »Jetzt' aber nichts wie raus hier.«

»Ich bin interessiert«, sagte er, als sie sich vor dem Eingang trennten. »Das Projekt hat Möglichkeiten. Haben Sie einen Grundriß von dem Bau?«

»Nein, aber ich kann mir einen beschaffen.«

»Tun Sie das.« Garvey zündete sich eine neue Zigarre an. »Und schicken Sie mir ein detailliertes Angebot. Dann reden wir noch mal darüber.«

Es kostete eine beträchtliche Menge Schmiergeld, um seinem Gewährsmann im Baureferat die Hallenbadpläne abzuluchsen, aber Jerry bekam sie schließlich. Auf dem Papier sah der Komplex wie ein Labyrinth aus. Und, wie bei den besten Labyrinthen, war in der Anordnung der Duschräume und Bäder und Umkleideräume keinerlei Strukturprinzip zu entdecken. Carole war es, die diese These widerlegte.

»Was ist das?« fragte sie ihn, als er an diesem Abend über den Plänen hockte. Sie hatten in seiner Wohnung vier oder fünf Stunden zusammen verbracht - Stunden ohne die Herumstrei-

terei und Feindseligkeit, die ihr Zusammensein in letzter Zeit vergällten.

»Das is' der Grundriß vom Hallenbad in der Leopold Road. Willst du noch'n Brandy?«

»Nein danke.« Sie sah sich eingehend den Plan an, während er aufstand, um sich ein neues Glas einzuschenken.

»Ich glaub', ich hab' Garvey soweit.«

»Du willst mit ihm Geschäfte machen, ja?«

»Tu doch nicht so, als ob ich ein weißer Sklavenhändler wäre. Der Mann hat Geld.«

»Schmutziges Geld.«

»Was schadet schon 'n bißchen Schmutz unter Freunden?«

Sie sah ihn frostig an, und er wünschte, er hätte die letzten zehn Sekunden zurückspulen und die Bemerkung löschen können.

»Ich *brauche* dieses Projekt«, sagte er, während er mit seinem Drink zum Sofa ging und sich ihr gegenüber hinsetzte. Der Grundriß war auf dem niedrigen Tisch zwischen ihnen ausgebreitet. »Ich brauch' endlich was, bei dem ich Erfolg habe.«

Ihr Blick gönnte ihm keinen Aufschub. »Ich hab' einfach ein ausgesprochen ungutes Gefühl, sobald ich was von Garvey und Konsorten höre«, sagte sie. »Ist mir egal, wieviel Geld er hat. Er ist ein Ganove, Jerry.«

»Also sollt' ich die ganze Sache sein lassen, ja? Willst du das damit sagen?« Diese Auseinandersetzung hatten sie, in der einen oder anderen Aufmachung, schon mehrere Male während der letzten paar Wochen. »Ich soll einfach die ganze harte Arbeit, die ich reingesteckt habe, vergessen und diese Schlappe zu all den anderen hinzufügen?«

»Es gibt keinen Grund zu brüllen.«

»Ich brülle nicht!«

Sie zuckte mit den Achseln. »Also schön«, sagte sie ruhig, »du brüllst nicht.«

»Mein Gott!«

Sie ging wieder dazu über, den Grundriß zu studieren. Jerry betrachtete sie über den Rand seines Whiskyglases; ihren Mittelscheitel und das feine blonde Haar, das sich dort zerteilte. Wie wenig Verständnis sie doch füreinander hatten! Die Abläufe, die sie in ihre gegenwärtige Sackgasse brachten, waren völlig klar, aber immer wieder waren sie außerstande, die gemeinsame, für einen fruchtbaren Meinungsaustausch notwendige Basis zu finden. Nicht nur in dieser Angelegenheit; in einem halben Hundert anderer. Welche Gedanken auch immer unter ihrer zarten Kopfhaut herumschwirrten, sie waren ihm ein Rätsel. Und seine vermutlich ihr.

»Das ist eine Spirale«, sagte sie.

»Was?«

»Das Hallenbad. Es ist spiralenförmig konzipiert. Schau.«

Er stand auf, um sich den Grundriß aus der Vogelperspektive anzusehen, während sie mit dem Zeigefinger einen Weg durch die Gänge nachzeichnete. Sie hatte recht. Obwohl das architektonische Darstellungsreglement die Deutlichkeit des Abbildes beeinträchtigte, war tatsächlich eine Spirale in dem Irrgarten aus Korridoren und Räumen zu erkennen. Caroles sich im Kreis bewegender Finger zog immer enger werdende Schlingen bei seiner Beschreibung der Figur. Endlich langte er bei seinem Ziel an: dem großen Schwimmbecken; dem abgesperrten Schwimmbecken. Jerry starrte schweigend auf den Plan. Carole mußte gar nicht erst darauf hinweisen - er wußte, daß er die Bauskizze eine Woche



lang hätte anschauen können, ohne je die zugrunde liegende Struktur zu erkennen.

Carole beschloß, nicht über Nacht zu bleiben. Das heiße nicht, versuchte sie an der Tür zu erklären, daß es zwischen ihnen aus sei; nur sei ihr intimes Zusammensein einfach zu schade, um es als Notverband zu mißbrauchen. Ansatzweise begriff er, was sie meinte; auch in ihrer Vorstellung existierten sie als verwundete Tiere. Wenigstens hatten sie eine Art metaphorisches Leben miteinander gemein.

Allein zu schlafen war für ihn nichts Ungewohntes. In vielerlei Hinsicht war er in seinem Bett lieber für sich, als es mit jemandem zu teilen, und sei es Carole. Doch heute nacht wollte er sie bei sich haben; das heißt nicht sie, sondern *irgend jemand*. Er war grundlos gereizt, wie ein Kind. Kaum eingeschlafen, wachte er jedesmal wieder auf, als ob er sich vor Träumen fürchtete.

Da er Wachsein diesem elenden Schlafgestolper vorzog, stand er irgendwann gegen Tagesanbruch auf, wickelte sich den Morgenrock um den fröstelnden Körper und ging ins andere Zimmer, um sich Tee zu kochen. Der Grundriß war noch immer auf dem Couchtisch ausgebreitet, wo sie ihn gestern abend hatten liegenlassen. Den warmen, süßen Assamtee schlürfend, stand er da und grübelte darüber nach. Jetzt, da Carole darauf hingewiesen hatte, konnte er sich - trotz des Marginalienwirrwarrs, der seine Aufmerksamkeit beanspruchte - auf nichts anderes konzentrieren als die Spirale, diesen unbestreitbaren Beweis, daß unter dem scheinbaren Chaos des Irrgartens eine verborgene Hand am Werk war. Die Figur sprang ihm ins Auge und verleitete es dazu, ihrer beharrlichen Route zu folgen, immer im Kreis herum, enger und enger - und *wohin?* Zu einem abgesperrten Schwimmbecken.

Nachdem er seinen Tee getrunken hatte, ging er wieder zu

Bett; diesmal besiegte die Ermüdung seine Nerven, und der ihm bisher verweigerte Schlaf flutete über ihn hin. Um Viertel nach sieben wurde er von Carole geweckt, die anrief, bevor sie zur Arbeit ging, um sich wegen des gestrigen Abends zu entschuldigen.

»Ich möcht' wirklich nicht, daß zwischen uns alles schiefgeht, Jerry. Das weißt du doch, oder? Du weißt, daß du mir sehr viel bedeutest.«

Liebesgeflüster am Morgen konnte er nicht ertragen. Was um Mitternacht romantisch schien, kam ihm bei Tagesanbruch lächerlich vor. Er antwortete auf ihre Bindungsbekundungen so gut er konnte und verabredete sich mit ihr für den folgenden Abend. Dann kehrte er zu seinem Kissen zurück.

Seit Ezra Garvey das Hallenbad besucht hatte, war kaum eine Viertelstunde vergangen, in der er nicht an das Mädchen dachte, von dem er auf dem Korridor einen flüchtigen Blick erhascht hatte. Beim Essen mit seiner Frau war ihm ihr Gesicht erschienen, und beim Sex mit seiner Geliebten. So frei, dieses Gesicht, so strahlend vor Möglichkeiten.

Garvey hielt sich für einen ausgesprochenen Frauenliebhaber. Im Unterschied zu den meisten seiner mächtigen Kollegen, deren Gefährtinnen nur bequeme Einrichtungen waren, die man am besten für ihre Abwesenheit bezahlte, wenn sie nicht gerade für einen speziellen Zweck gebraucht wurden, hatte Garvey Freude an der Gesellschaft des anderen Geschlechts. An den Stimmen, dem Parfüm, dem Lachen. Seine Gier nach der Nähe von Frauen kannte nur wenige Schranken; es waren kostbare Geschöpfe; um sich ihre Gesellschaft zu sichern, gab er ohne weiteres kleine Vermögen aus. Sein Jackett war demnach schwer von Geld und teuren Kinkerlitzchen, als er an diesem Morgen zur Leopold Road zurückkehrte.

Die Fußgänger auf der Straße waren zu sehr damit beschäftigt, sich den Kopf trocken zu halten (ein kalter, ununterbrochener Nieselregen fiel seit Tagesanbruch), um den Mann zu bemerken, der unter einem schwarzen Schirm vor dem Eingang stand, während ein zweiter gebückt an dem Vorhängeschloß herumhantierte. Schlösser waren Chandamans Spezialgebiet. Innerhalb von Sekunden klickte der Metallbügel auf. Garvey klappte seinen Schirm zu und schlüpfte in die Vorhalle.

»Warte hier«, wies er Chandaman an. »Und schließ die Tür.«

»Ja, Sir.«

»Wenn ich dich brauche, ruf ich. Hast du die Stablampe?«

Chandaman zog die Stablampe aus seiner Jacke. Garvey nahm sie, knipste sie an und entschwand in den Korridor. Entweder war es draußen wesentlich kälter als vorgestern, oder hier drinnen war es heiß. Er knöpfte das Jackett auf und lockerte die straff gebundene Krawatte. Die Hitze war ihm durchaus willkommen, erinnerte sie ihn doch an den Schimmer auf der Haut des Traummädchens, an den schwül-heißen Ausdruck ihrer dunklen Augen. Im diffusen, von den Kacheln des Korridors reflektierten Taschenlampenschein schritt er voran. Sein Orientierungssinn war immer gut gewesen, und so brauchte er nur kurze Zeit, um zu der Stelle vor dem großen Schwimmbecken zu finden, wo er dem Mädchen begegnet war. Hier blieb er regungslos stehen und lauschte.

Garvey war ein Mann, der es gewohnt war, hinter sich zu schauen. Sein ganzes Berufsleben lang, ob im Gefängnis oder auf freiem Fuß, hatte er immer auf einen Attentäter in seinem Rücken gefaßt sein müssen. Diese unaufhörliche Wachsamkeit ließ ihn schon das geringste Zeichen menschlicher Gegenwart registrieren. Laute, von denen ein anderer womöglich keine

Notiz genommen hätte, schlugen einen warnenden Wirbel auf seinem Trommelfell. Aber hier? Nichts. Schweigen in den Gängen; Schweigen in den Schwitzvorräumen und den Dampfbädern; Schweigen in jeder gekachelten Enklave vom einen Ende des Gebäudes zum anderen. Und doch wußte er, daß er nicht allein war. Wenn ihm fünf Sinne versagten, ein sechster - der vielleicht mehr zu der Bestie in ihm gehörte als zu dem Mann von Welt, auf den sein teurer Anzug schließen ließ - witterte Präsenzen. Diese Fähigkeit hatte ihm mehr als einmal die Haut gerettet. Jetzt, so hoffte er, würde sie ihn in die Arme der Schönheit führen.

Er verließ sich auf seinen Instinkt; machte die Taschenlampe aus und steuerte, an den Wänden sich vorantastend, den Gang hinunter, aus dem das Mädchen zuerst aufgetaucht war. Die Gegenwart seiner Beute war ihm eine süße Qual. Er vermutete, daß sie bloß eine Wand weit entfernt war und in irgendeiner parallel verlaufenden, geheimen Passage, zu der er keinen Zugang hatte, mit ihm Schritt hielt. Die Vorstellung dieses Pirschgangs gefiel ihm. Sie und er, allein in diesem schweißtreibenden Irrgarten, ein Spiel spielend, von dem sie beide wußten, daß es mit einer Gefangennahme enden mußte. Er trat ganz leise auf, pochend zählte sein Puls die Sekunden der Jagd an Hals und Handgelenk und Weichteilen. Sein Kruzifix klebte ihm am Brustbein, so stark schwitzte er.

Endlich teilte sich der Korridor. Garvey machte halt. Es gab äußerst wenig Licht hier - und das vorhandene zeichnete die Tunnels in trügerischen Konturen. Unmöglich, die Entfernung einzuschätzen. Aber er verließ sich auf seinen Instinkt, bog nach links ab und ging immer der Nase nach. Dann: eine Tür. Sie war offen, und er ging hindurch in einen größeren Raum; zumindest schloß er das aus dem gedämpften Laut seiner Schritte. Wieder blieb er regungslos stehen. Diesmal wurden seine sich bis zum Äußersten anstrengenden Ohren mit einem

Laut belohnt: vom anderen Ende des Raumes her das weiche Tappen nackter Füße auf den Fliesen. Phantasierte er das jetzt, oder sah er das Mädchen sogar flüchtig, ihr Leib aus der Düsternis herausmodelliert, bleicher als die umgebende Dunkelheit und glatter? Ja! Sie war es. Fast hätte er laut hinter ihr her gerufen, besann sich dann aber eines Besseren. Er nahm schweigend die Verfolgung auf, bereit, ihr Spiel zu spielen, solange es ihr Spaß machte. Den Raum durchquerend, durchschritt er wieder eine Tür, den Eingang zu einem weiteren Tunnel. Hier war die Luft viel wärmer als irgendwo sonst im Gebäude, klebrig feucht und schmeichlerisch, wie sie sich so an ihn schmiegte. Eine momentane Angst schnürte ihm die Kehle zusammen; daß er als Autokrat gegen jeden Artikel seines Glaubensbekenntnisses verstieß, wenn er seinen Kopf so bereitwillig in diese warme Schlinge steckte. Es konnte so leicht eine abgekartete Sache sein: das Mädchen, die Jagd. Schon um die nächste Ecke waren möglicherweise die Brüste und die Schönheit fort - und statt dessen ein Messer an seinem Herzen. Und doch *wußte* er, daß es nicht so war; *wußte*, daß die Tritte weiter vor ihm die einer Frau waren, leicht und geschmeidig; daß die drückende Schwüle, die neue Schweißausbrüche bei ihm hervorrief, hier nur Weichheit und Passivität nähren konnte. Kein Messer konnte in solcher Hitze Erfolg haben. Die Schneide würde weich werden, ihr Ziel verfehlen. Er war hier sicher.

Weiter vorn machten die Schritte halt. Er ebenfalls. Von irgendwoher kam Licht, obwohl die Quelle nicht sichtbar war. Erleckte sich die Lippen, schmeckte Salz, rückte dann vor. Die Kacheln unter seinen Fingern waren mit Wasser lasiert; unter seinen Fersen waren sie glitschig. Freudige Erwartung wuchs in ihm mit jedem Schritt.

Jetzt wurde das Licht heller. Vom Tag stammte es nicht. Sonnenlicht fand keinen Weg in dieses Heiligtum; es war mehr wie Mondlicht - die Umrisse verwischend, diffus -, obwohl

auch das seiner Meinung nach von hier verbannt sein müßte. Egal, wo es herrührte, jedenfalls bekam er in seinem Schein das Mädchen zu Gesicht; oder vielmehr *ein* Mädchen, denn es war nicht dieselbe Person, die er zwei Tage zuvor gesehen hatte. Nackt war sie, jung war sie; aber sonst in jeder Beziehung anders. Er fing einen kurzen Blick von ihr auf, ehe sie den Korridor entlang vor ihm davonlief und um eine Ecke bog. Perplexes Staunen verlieh der Jagd jetzt eine pikante Note: nicht eines, sondern zwei Mädchen, die sich an diesem geheimen Ort aufhielten. *Weshalb?*

Er schaute hinter sich, um sicherzugehen, daß ihm sein Fluchtweg offenstand, falls er den Rückzug antreten wollte, aber sein Gedächtnis, benebelt von der duftgeschwängerten Luft, verweigerte eine klare Skizzierung des Weges, den er gekommen war. Eine leichte Unruhe stieg in ihm auf und zügelte seine Hochstimmung, aber er weigerte sich, dem Gefühl nachzugeben, und drängte weiter, folgte der jungen Frau ans Ende des Korridors und bog nach links ab, hinter ihr her. Der Gang verlief kurzfristig geradeaus, ehe er neuerlich nach links schwenkte. Eben jetzt verschwand das Mädchen um diese Ecke. Verschwommen gewahr werdend, daß diese Windungen, auf denen er sich wieder und wieder um sich selber drehte, von Mal zu Mal enger wurden, ging er, wohin sie ihn führte, keuchte jetzt wegen der atemabwürgenden Luft und der Hartnäckigkeit der Jagd.

Plötzlich, während er um eine letzte Ecke bog, wurde die Hitze erstickend dumpf, und der Gang entließ ihn in einen kleinen, schwach erleuchteten Raum. Er öffnete die oberen Hemdknöpfe; die Venen auf seiner Hand standen wie Stränge heraus; er merkte deutlich, wie sein Herz und seine Lunge stampften und pumpten. Aber mit Erleichterung sah er, daß die Jagd hier zu Ende war. Das Objekt seiner Verfolgung stand, mit dem Rücken zu ihm, auf der anderen Seite der Kammer; und beim Anblick des glatten Rückens und der köstlichen

Hinterbacken löste sich Garveys Klaustrophobie in Nichts auf.

»Mädchen...« keuchte er. »Hast mich zu 'ner ganz schönen Jagd verleitet.«

Sie schien ihn nicht zu hören oder trieb - was wahrscheinlicher war - aus kapriziöser Laune das Spiel auf die Spitze.

Er ging über die schlüpfrigen Fliesen auf sie zu. »Ich rede mit dir.«

Als er sich ihr bis auf zwei Armlängen genähert hatte, drehte sie sich um. Das war nicht das Mädchen, das er gerade durch den Korridor verfolgt hatte, und auch nicht jenes, das er zwei Tage zuvor gesehen hatte. Dieses Geschöpf war jemand ganz und gar anderer. Garveys Blick ruhte auf ihrem unbekannten Gesicht jedoch nur wenige Sekunden, ehe er schwindelnd an ihr hinabglitt und auf das Kind stieß, das sie in ihren Armen hielt. Es saugte wie jedes neugeborene Baby, zerrte mit nicht geringem Hunger an ihrer jungen Brust. Aber in den fünfeinhalb Dekaden seines Lebens hatte Garvey noch nie eine derartige Kreatur gesehen. Ekel stieg auf in ihm. Das Mädchen als stillende Mutter, das war schon Überraschung genug - aber daß sie einer solchen *Kreatur* die Brust gab, einem solchen Auswurf jedweder Gattung, ob menschlich oder tierisch, das war fast mehr, als sein Magen ertragen konnte. Die Hölle selber hatte liebenswertere Nachkommen.

»Was, in Gottes Namen...?«

Die junge Frau betrachtete erstaunt Garveys Bestürzung, und ihr Gesicht entspannte sich zu einem breiten Lachen. Er schüttelte den Kopf. Das Kind in ihren Armen rollte ein Saugorgan aus und klemmte es am Busen seiner Trösterin fest, wie um sich besseren Halt zu verschaffen. Diese Geste steigerte Garveys Abscheu zu Wut. Die Proteste der jungen Frau ignorierend, riß er ihr das grauenerregende Etwas aus den

Armen - wobei er es lang genug in den Händen hielt, um zu spüren, wie der glitzernde Körpersack sich in seinem Griff hin und her wand - und schleuderte es mit aller verfügbaren Gewalt gegen die andere Wand der Kammer. Als es auf die Kacheln klatschte, schrie es auf; seine Klage endete, kaum daß sie begonnen hatte - nur um augenblicklich von der Mutter fortgeführt zu werden. Sie lief hinüber zu der Stelle, wo das Kind lag, dessen offenbar knochenloser Körper bei dem Aufprall aufgeplatzt war. Eines seiner Glieder, von denen es mindestens ein halbes Dutzend besaß, versuchte hinaufzulangen, um das Gesicht der Schluchzenden zu berühren. Sie hob das Wesen auf und schloß es in die Arme; Fäden einer funkelnden Flüssigkeit liefen ihr über den Bauch und in die Schamgegend.

Außerhalb der Kammer erhob etwas seine Stimme. Für Garvey stand zweifelsfrei fest, was es dazu motivierte; es gab Antwort auf den Todesschrei des Kindes und das lauter werdende Wehklagen seiner Mutter - aber dieses Geräusch war beklemmender als die beiden letzteren. Garveys Einbildungskraft war ausgesprochen kümmerlich. Jenseits seiner Träume von Wohlstand und Weibern lag Ödland. Doch jetzt, beim Klang dieser Stimme, erblühte das Ödland und trieb Greuel aus, die vorzustellen er sich für unfähig gehalten hätte. Keine Bilder von Monstern, die bestenfalls doch nur Montagen tatsächlich erlebter Phänomene sein konnten. Was seine Gedanken hervorbrachten, war mehr *gefühlt* als geschaut; gehörte zu seinem innersten Kern, nicht zu seinem bewußten Selbst. Alle Gewißheit erzitterte - Männlichkeit, Macht; die Zwillingsgebote Furcht und Vernunft - sie schlugen alle den Kragen hoch und bestritten, ihn zu kennen. Er bebte, verängstigt, wie nur Träume ihn verängstigen konnten, während der Schrei ohne Unterbrechung andauerte; dann kehrte er dem Raum den Rücken und rannte los, seinem Schatten nach, den das Licht den dämmerigen Korridor entlang



vor ihn hinwarf.

Sein Orientierungssinn hatte ihn im Stich gelassen. An der ersten Kreuzung, und dann an der zweiten, ging er falsch. Wenige Meter weiter erkannte er seinen Irrtum, machte kehrt und versuchte zurückzulaufen, verschlimmerte aber nur die Verwirrung. Die Korridore sahen alle gleich aus: dieselben Kacheln, dasselbe Zwielflicht. Jede neue Ecke, um die er bog, führte ihn in einen Raum, durch den er noch nicht gekommen war, oder in totale Sackgassen. Sein panisches Entsetzen schraubte sich ständig höher. Das Wehklagen hatte jetzt aufgehört; er war allein mit seinem rasselnden Atem und halbformulierten Flüchen. Coloqhoun war für diese Tortur verantwortlich, und Garvey schwor sich, er werde ihren Sinn und Zweck aus dem Mann herausprügeln lassen, selbst wenn er Coloqhoun dabei eigenhändig jeden einzelnen Knochen im Leib brechen mußte. Er klammerte sich an die Gedankenbilder von dieser Prügelaktion, während er weiterrannte; es war sein einziger Trost. Ja, er wurde vom Denken an die Höllenqualen, die er Coloqhoun leiden lassen wollte, derart in Anspruch genommen, daß er gar nicht mitbekam, wie er, im Kreis herumlaufend, seinen eigenen Weg zurückverfolgte und schließlich wieder auf das Licht *zusteuerte* - bis ihn seine schlitternden Absätze in einen wohlbekannten Raum beförderten. Das Kind lag auf dem Boden, tot und vergessen. Seine Mutter war nirgends zu sehen.

Garvey machte halt und überprüfte seine Lage. Wenn er so zurückging, wie er gekommen war, würde er sich unterwegs nur wieder verirren; wenn er weiter vordrang, durch die Kammer und auf das Licht zu, könnte er eventuell den Gordischen Knoten durchschlagen und sich an seinem Ausgangspunkt wiederfinden. Die flotte Logik der Lösung gefiel ihm. Vorsichtig durchquerte er den Raum bis zur Tür auf der anderen Seite und spähte hinaus. Ein weiterer kurzer Korridor war zu sehen und am anderen Ende eine Tür, der

Zugang zu einem offenen Bereich. Das Schwimmbecken! Aber sicher, das Schwimmbecken!

Er schlug alle Vorsicht in den Wind und ging aus dem Zimmer und den Gang entlang.

Mit jedem Schritt, den er machte, verstärkte sich die Hitze. Der Kopf hämmerte ihm davon. Er zwang sich weiter zum Ende des Ganges und hinaus in die angrenzende Halle.

Das große Schwimmbecken hatte man, im Unterschied zum kleinen, nicht abgelassen. Fast bis zum Rand war es voll - nicht mit klarem Wasser, sondern mit einer schaumigen Brühe, die sogar bei der hier herrschenden Hitze noch dampfte. Das war die Lichtquelle. Das Wasser im Becken gab eine Phosphoreszenz ab, die alles - die Kacheln, das Sprungbrett, die Umkleideräume (bestimmt auch ihn selbst) - mit demselben rötlichgelben Farbüberzug tönte.

Aufmerksam musterte er den Schauplatz vor ihm. Von den Frauen zeigte sich nichts. Sein Weg zum Ausgang lag unangefochten da; auch konnte er keinerlei Sicherheitsschloß oder Ketten an den Doppeltüren entdecken. Er ging auf sie zu. Mit dem Absatz rutschte er auf den Kacheln aus, und als er kurz hinunterschaute, sah er, daß er durch eine Flüssigkeitsspur gelaufen war - schwierig, in dem behexten Licht ihre Farbe auszumachen -, die entweder am Wasserrand endete oder dort begann.

Er schaute wieder aufs Wasser, die Neugier hatte gesiegt. In Wirbeln drehte sich der Dampf; ein kleiner Strudel spielte mit dem Schaum. Und da! Sein Auge erblickte eine dunkle, undefinierbare Gestalt, die unter der Haut des Wassers dahinglitt. Er dachte an die Kreatur, die er getötet hatte; an ihren formlosen Körper und die baumelnden Schlingen ihrer Glieder. War das hier wieder eine von dieser Spezies? Die flüssige Helligkeit plätscherte gegen die Beckenwand zu seinen

Füßen; Schaumkontinente zerteilten sich zu Archipelen. Von dem Schwimmer aber zeigte sich nichts.

Irritiert schaute Garvey vom Wasser weg. Er war nicht mehr allein. Drei junge Frauen waren von irgendwoher aufgetaucht und bewegten sich den Beckenrand entlang auf ihn zu. Eine erkannte er als das Mädchen wieder, das er vorgestern hier gesehen hatte. Sie trug ein Kleid, im Unterschied zu ihren Schwestern. Eine ihrer Brüste war entblößt. Ernst sah die junge Frau ihn an, während sie sich näherte; sie schleifte ein Seil neben sich her, das auf seiner ganzen Länge mit fleckigen, zu losen, aber barocken Knoten geschlungenen Bändern dekoriert war. Bei der Ankunft dieser drei Grazien begannen die Wasser des Beckens wild zu brodeln, und seine Bewohner stiegen empor, um die Frauen zu begrüßen. Garvey konnte sehen, wie drei oder vier fluktuierende Formen aufreizend dicht die Oberfläche streiften, sie aber nicht durchbrachen. Er war hin und her gerissen zwischen dem Impuls, die Flucht zu ergreifen (das Seil, obgleich hübsch aufgeputzt, war doch ein Seil), und dem Wunsch, noch zu bleiben und zu sehen, was das Becken enthielt. Er blickte kurz Richtung Tür. Es waren keine zehn Meter bis dorthin. Ein schneller Spurt, und schon wäre er draußen in der kühlen Luft des Korridors. Und dort war Chandaman in Rufweite.

Die Mädchen standen zwei, drei Armlängen von ihm entfernt und beobachteten ihn. Er erwiderte ihre Blicke. All die Begierden, die ihn hierhergebracht hatten, waren wie fortgeblasen. Er wollte nicht mehr die Hand um die Brüste dieser Kreaturen legen oder an der Gabelung ihrer schimmernden Schenkel herumspielen. Diese Frauen waren nicht, was sie schienen. Ihre Ruhe signalisierte nicht Fügsamkeit, sondern eine Drogentrance; ihre Nacktheit signalisierte nicht Sinnlichkeit, sondern eine gräßliche, ihn beleidigende Gleichgültigkeit. Selbst ihre Jugend - die Weichheit ihrer Haut, der Glanz ihres Haars -, selbst die war

irgendwie verdorben. Als das Mädchen im Kleid die Hand ausstreckte und Garveys schwitzendes Gesicht berührte, schrie er leise auf vor *Abscheu*, als ob ihn eine Schlange beleckt hätte. Sie ließ sich von seiner Reaktion nicht aus dem Konzept bringen, sondern sah ihm unverwandt in die Augen und trat noch näher an ihn heran; sie roch nicht nach Parfüm wie seine Geliebte, sondern nach Fleischlosigkeit. So demütigend die Situation für ihn auch war, Garvey konnte sich nicht abwenden. Er blieb stehen und erwiderte den Blick der Nutte, bis sie ihn schließlich auf die Wange küßte und das bebänderte Seil ihm um den Hals gelegt wurde.

Den ganzen Tag über rief Jerry in halbstündlichen Abständen Garveys Büro an. Zuerst sagte man ihm, der Mann sei gerade nicht da und später am Nachmittag zu erreichen. Im Verlauf des Tages änderte sich jedoch die Nachricht. Garvey werde heute überhaupt nicht ins Büro kommen, informierte man Jerry. Mr. Garvey fühlt sich nicht wohl, sagte ihm die Sekretärin; er ist nach Haus gegangen, um sich hinzulegen. Bitte rufen Sie morgen wieder an. Jerry hinterließ bei ihr die Nachricht, daß er den Grundriß für das Hallenbad beschafft habe und er sich sehr gern mit Mr. Garvey zur weiteren Besprechung ihrer Pläne treffen würde, wann immer es diesem passe.

Carole rief am späten Nachmittag an.

»Gehn wir heut abend aus?« sagte sie. »Vielleicht ins Kino?«

»Was willst du dir denn anschauen?« sagte er.

»Och, so weit hab' ich noch gar nicht gedacht. Da reden wir heut abend drüber, ja?«

Schließlich gingen sie dann in einen französischen Film,

der, soviel Jerry mitbekam, absolut keine Handlung zu haben schien; er bestand bloß aus einer Reihe von Dialogen zwischen Figuren, die sich über ihre seelischen Defekte und ihre hochfliegenden Ambitionen unterhielten, wobei die ersteren in direkter Proportion zum Scheitern der letzteren standen. Hinterher fühlte er sich wie betäubt.

»Es hat dir nicht gefallen...«

»Nicht besonders. Dieser ganze verbale Terror.«

»Und kein knallharter Showdown.«

»Kein Showdown.«

Sie lächelte vor sich hin.

»Was is'n so lustig?«

»Nichts...«

»Sag nicht >nichts<.«

»Ich hab' bloß gelächelt, das is' alles. Darf ich nicht mehr lächeln?«

»Jesus. Alles, was dieser Konversation fehlt, sind Untertitel.«

Sie gingen eine kurze Strecke die Oxford Street entlang.

»Willst du was essen?« fragte er, als sie zum oberen Ende der Poland Street kamen. »Wir könnten ins Red Fort gehen.«

»Nein danke. Ich hass' es, spät zu essen.«

»Herrgott noch mal, streiten wir uns doch nicht über einen verdammten Film.«

»Wer streitet denn?«

»Du kannst einen rasend machen...«

»Also das haben wir jedenfalls miteinander gemein«, gab

sie zurück. Ihr Hals war gerötet.

»Heut morgen hast du gesagt...«

»Was?«

»Na, das mit uns, wieviel dir dran liegt...«

»Das war heute morgen«, sagte sie mit eisernem Blick. Und dann unvermittelt: »Nicht den geringsten *Scheiß* machst du dir draus, Jerry. Nicht aus mir, nicht aus irgend jemand sonst.«

Sie starrte ihn an, fast so, als wisse sie genau, daß er antworten würde. Als er es unterließ, schien sie merkwürdig befriedigt.

»Gut' Nacht...« sagte sie und ging von ihm fort. Er sah zu, wie sie sich fünf, sechs, sieben Schritte von ihm entfernte, und sein Innerstes wollte ihr hinterherrufen, aber ein Dutzend Belanglosigkeiten - Stolz, Ermüdung, Bequemlichkeit - hinderten ihn, dies auch zu tun. Was ihn schließlich umstimmte und ihren Namen auf seine Lippen brachte, war der Gedanke an ein leeres Bett heut nacht; an die Laken, nur dort warm, wo er lag, und höllisch kalt links und rechts von ihm.

»Carole.«

Sie drehte sich nicht um; ihr Schritt stockte nicht einmal. Er mußte traben, um sie einzuholen, und dachte sich, daß diese Szene die Passanten wahrscheinlich amüsierte.

»Carole.« Er packte sie am Arm. Jetzt blieb sie stehen. Als er vor sie hintrat, um ihr ins Gesicht zu schauen, sah er zu seinem Schrecken, daß sie weinte. Das brachte ihn aus der Fassung; er haßte ihre Tränen nur unerheblich weniger als seine eigenen.

»Ich kapituliere«, sagte er, mühsam lächelnd. »Der Film war ein Meisterwerk. Recht so?«

Sie ließ sich von seinen Mätzchen nicht beschwichtigen; ihr

Gesicht war verschwollen vor Kummer.

»Nicht doch«, sagte er. »Bitte nicht. Ich kann mich halt...« (nicht besonders gut entschuldigen, wollte er sagen, stellte sich aber so ungeschickt an, daß er nicht einmal das zustande brachte.)

»Schon gut«, sagte sie. Sie war nicht wütend; nur traurig.

»Komm wieder mit zu mir.«

»Ich will nicht.«

»Aber *ich* will es«, antwortete er. Zumindest das war ernstgemeint. »Ich mag nicht auf der Straße reden.«

Er winkte ein Taxi herbei, und sie fuhren, wortlos nebeneinandersitzend, wieder nach Kentish Town. Auf halber Höhe der Treppe zur Wohnungstür sagte Carole: »Widerliches Parfüm.«

Ein scharfer, penetranter Geruch hing in der Luft.

»Es war jemand hier oben«, sagte Jerry, plötzlich beunruhigt, und stürmte hastig die restlichen Stufen zur Eingangstür seiner Wohnung hinauf. Sie war offen; das Schloß war brutal aufgebrochen, das Holz des Türpfostens zersplittert worden. Er fluchte.

»Was is'n los?« fragte Carole, die hinter ihm die Treppe heraufkam.

»Eingebrochen.«

Er betrat die Wohnung und schaltete das Licht an. Das Innere war ein Chaos. Die ganze Wohnung war systematisch demoliert worden. Wohin man sah: kleine Akte der Zerstörungswut - Bilder zertrümmert, Kissenfüllungen herausgerissen, Möbelstücke zu Kleinholz gemacht. Er stand inmitten der Verwüstung und zitterte, während Carole von Zimmer zu Zimmer ging und in jedem auf die gleiche gründliche

Zerstörung stieß.

»Das geht gegen dich persönlich, Jerry.«

Er nickte.

»Ich ruf die Polizei«, schlug sie vor. »Du schaust nach, was fehlt.«

Mit bleichem Gesicht gehorchte er. Die Wucht dieser Invasion betäubte ihn. Während er apathisch durch die Wohnung schlenderte, um das Inferno zu besichtigen - zu Bruch gegangene Gegenstände umdrehte, Schubladen in ihre Fächer zurückschob -, stellte er sich plötzlich die Eindringlinge bei ihrer Tätigkeit vor, wie sie sich lachend durch seine Kleider und Andenken arbeiteten. In der Ecke seines Schlafzimmers fand er einen Haufen mit seinen Fotografien. Sie hatten darauf uriniert.

»Die Polizei ist unterwegs«, teilte ihm Carole mit. »Auf keinen Fall was anfassen, haben sie gesagt.«

»Zu spät«, murmelte er.

»Was fehlt?«

»Nichts«, meldete er. Alle Wertgegenstände - die Stereo- und die Videoanlage, seine Kreditkarten, seine wenigen Schmucksachen - waren vorhanden. Erst dann fiel ihm der Grundriß ein. Er ging wieder ins Wohnzimmer und machte sich daran, den Trümmerwirrwarr zu durchwühlen, aber er wußte verdammt gut, daß er den Plan nicht finden würde.

»Garvey«, sagte er.

»Was is' mit ihm?«

»Hat sich den Grundriß vom Hallenbad geholt. Oder jemand geschickt.«

»Warum nur?« antwortete Carole und betrachtete das



Chaos.

»Den wolltest du ihm doch sowieso geben.«

Jerry schüttelte den Kopf. »Du warst doch diejenige, die mir dringend geraten hat, mich auf nichts einzulassen...«

»Aber mit so etwas hab' ich nie gerechnet.«

»Dann sind wir schon zwei.«

Die Polizei kam und ging, brachte dabei matte Entschuldigungen für die Tatsache vor, daß man eine Festnahme für unwahrscheinlich hielt, »s gibt 'ne Menge Vandalismus zur Zeit«, sagte der Officer. »Im untern Stock is' niemand...«

»Nein. Sie sind weg.«

»War die letzte Hoffnung, fürcht' ich. Anrufe wie diesen kriegen wir ständig. Sind Sie versichert?«

»Ja.«

»Na ja, das is' doch was.«

Während der ganzen Unterredung ließ Jerry nichts von seinem Verdacht verlauten, obwohl er wiederholt versucht war, darauf hinzuweisen. Es hatte in diesem Augenblick wenig Sinn, Garvey zu beschuldigen. Zum einen würde Garvey für Alibis vorgesorgt haben; zum anderen würden haltlose Beschuldigungen den Mann nur zu weiteren Unsinnigkeiten anstacheln.

»Was willst du unternehmen?« fragte Carole, nachdem die Polizisten unter pauschalem Achselzucken abgezogen waren.

»Weiß ich nicht. Ich bin mir ja nicht mal hundertprozentig sicher, daß es Garvey war. Eben ist er noch die Liebenswürdigkeit und Vernunft selbst, und dann das hier. Wie soll ich mit so jemandem umgehen?«

»Gar nicht. Das läßt du schön sein«, antwortete sie.  
»Möchtest du hier bleiben oder mit zu mir kommen?«

»Bleiben«, sagte er.

Sie machten einen oberflächlichen Versuch, den vorherigen Zustand wiederherzustellen - richteten die Möbelstücke auf, die noch nicht zu ruiniert waren, um zu stehen, und räumten das zerbrochene Glas weg. Dann drehten sie die zerschlitzten Matratzen auf die Kehrseite, machten zwei unversehrte Kissen ausfindig und gingen zu Bett.

Sie wollte mit ihm schlafen, aber selbst diese Form der Besänftigung war, wie neuerdings so vieles in seinem Leben, zum Scheitern verurteilt. Zwischen den Laken ließ sich nicht wiedergutmachen, was sich außerhalb von ihnen an schlimmer Verbitterung angestaut hatte. Sein Ärger machte ihn roh, und seine Roheit verärgerte wiederum sie. Sie runzelte die Stirn, während sie unter ihm lag, küßte ihn nur widerwillig und mit zusammengepreßten Lippen. Ihr Widerstreben spornte ihn nur zu neuer Grobheit an.

»Hör auf«, sagte sie, als er im Begriff war, in sie einzudringen. »Ich will das nicht.«

Er schon; und wie. Rücksichtslos schob er sich vorwärts, ehe sie ihren Einwänden Nachdruck verleihen konnte.

»*Nein* hab' ich gesagt, Jerry.«

Er sperrte ihre Stimme aus. Er war eineinhalbmal so schwer wie sie.

»*Hör auf*.«

Er schloß die Augen. Wieder sagte sie ihm, er solle aufhören, diesmal mit wirklicher Wut, aber er stieß bloß härter zu - so wie sie es manchmal ausdrücklich von ihm wünschte, wenn sie voll in Fahrt waren, ja von ihm erflehte. Aber jetzt fluchte sie nur auf ihn und drohte, und jedes Wort, das sie

sagte, machte ihn noch versessener darauf, sich um das hier nicht betrügen zu lassen, obwohl er in seiner Leistengegend nichts spürte als Unbehagen und drückende Fülle und den Drang, alles los zu werden.

Sie begann sich zur Wehr zu setzen: kratzte ihm mit den Nägeln über den Rücken und zerrte an seinen Haaren, um sein Gesicht von ihrem Hals wegzubekommen. Während er sich abplagte, ging ihm durch den Kopf, daß sie ihn für das hier hassen würde und sie beide wenigstens über diesen Punkt einer Meinung sein würden, aber bald schon löschte bloße Empfindung den Gedanken aus.

Nachdem das Gift ausgeschieden war, wälzte er sich von Carole herunter.

»Dreckskerl...« sagte sie.

Sein Rücken brannte. Als er vom Bett aufstand, hinterließ er Blut auf den Laken. Er grub sich durch das Chaos im Wohnzimmer und machte eine nicht zerbrochene Flasche Whisky ausfindig. Die Gläser waren jedoch alle zertrümmert, und absurderweise war er zu heikel, um aus der Flasche zu trinken. Er ging an der Wand in die Hocke - sein Rücken war mittlerweile abgekühlt - und fühlte sich weder elend noch stolz. Die Wohnungstür ging auf und wurde zugeknallt. Er wartete ab, Caroles Füßen auf der Treppe lauschend. Dann kamen ihm Tränen, allerdings mit dem Gefühl, als hätten auch sie nichts mit ihm zu tun. Schließlich, nach rascher Überwindung des Anfalls, ging er in die Küche hinüber, trieb eine Tasse auf und trank sich aus dieser bewußtlos.

Garveys Arbeitszimmer war ein imposanter Raum. Er hatte es nach dem eines Steueranwalts aus seinem Bekanntenkreis gestaltet; die Wände mit nach dem laufenden Meter gekauften Büchern tapeziert, die Farbe von Teppich und Anstrich gleichermaßen gedämpft - wie durch ständige Ablagerung von Zi-

garrenrauch und Gelehrsamkeit. Wenn er Schwierigkeiten mit dem Schlafen hatte wie jetzt, konnte er sich ins Arbeitszimmer zurückziehen, sich auf seinen lederbezogenen Chefsessel hinter einen riesigen Schreibtisch setzen und von einer weißen Weste träumen. Heute nacht jedoch nicht; heute nacht waren seine Gedanken anderweitig in Anspruch genommen. Stets kehrten sie, wie sehr er sich auch bemühen mochte, einen anderen Weg einzuschlagen, zur Leopold Road zurück.

Er erinnerte sich kaum daran, was im Hallenbad passiert war. Das war an und für sich schon bedrückend; auf die Präzision seines Gedächtnisses hatte er sich immer etwas eingebildet. In der Tat hatte ihm seine Fähigkeit, sich gesehener Gesichter und erwiesener Gefälligkeiten zu entsinnen, in nicht geringem Maße zu seiner gegenwärtigen Macht verholfen. Unter den Hunderten der bei ihm Beschäftigten gab es, so brüstete er sich, keinen Pfortner oder Putzer, den er nicht mit dem Vornamen anreden konnte. Aber an die kaum sechsunddreißig Stunden alten Ereignisse in der Leopold Road hatte er nur die verschwommenste Erinnerung: wie die Frauen ihn umringten und das Seil um seinen Hals sich straffte; wie sie ihn den Beckenrand entlang zu irgendeiner Kammer führten, deren Scheußlichkeit ihm buchstäblich die Sinne raubte. Was auf seine Ankunft dort folgte, bewegte sich in seinem Gedächtnis wie jene Formen im brackigen Schmutz des Beckens: nur dunkel erahnbar, aber grauenvoll beklemmend. Hatte er nicht Erniedrigung und Greuel erlebt? An mehr konnte er sich nicht erinnern.

Er war jedoch nicht der Mann, der vor solchen Vieldeutigkeiten ohne jede Beweisführung auf die Knie fiel. Wenn hier Geheimnisse aufzudecken waren, dann würde er das tun und die eventuellen Folgen der Enthüllung tragen. Sein erster Gegenschlag hatte darin bestanden, Chandaman und Fryer loszuschicken, damit sie Coloqhouns Wohnung umkrepelten. Wenn, wie er argwöhnte, dieses ganze

Unternehmen irgendeine ausgefuchste, von seinen Feinden ersonnene Falle war, dann hatte Coloqhoun sie mit aufgestellt. Nicht mehr als ein Strohmann, ohne Zweifel; sicherlich nicht der eigentliche Drahtzieher. Aber Garvey war davon überzeugt, daß die Zerstörung von Coloqhouns Hab und Gut den Bossen im Hintergrund seinen Vorsatz zu kämpfen ankündigen würde. Und sie hatte auch noch weitere Früchte getragen. Chandaman war mit dem Grundriß vom Hallenbad zurückgekommen; der lag jetzt ausgebreitet auf Garveys Schreibtisch. Immer wieder hatte er seinen Weg durch den Komplex verfolgt, in der Hoffnung, das würde seinem Gedächtnis auf die Sprünge helfen. Sie hatte sich nicht erfüllt.

Überdrüssig stand er auf und ging zum Arbeitszimmerfenster. Der Garten hinter dem Haus war riesig und in strengster Ordnung gehalten. Garvey konnte jedoch im Moment wenig von den makellosen Rabatten sehen; das Sternenlicht vermittelte von der Welt da draußen allenfalls noch eine abstrakte Ahnung. Das einzige, was er sehen konnte, war sein Spiegelbild in der polierten Scheibe.

Als er sich darauf konzentrierte, schien sein Umriß unruhig hin und her zu flackern, und er spürte ein Auflockern im Unterbauch, als ob sich dort etwas gelöst hätte. Er legte seine Hand an den Unterleib. Der zuckte, zitterte, und einen Augenblick lang war Garvey wieder im Hallenbad, und nackt, und irgend etwas Klumpiges bewegte sich vor seinen Augen. Beinah hätte er aufgeschrien, hielt sich aber zurück, indem er sich vom Fenster wegwandte und den Raum anstarrte; die Teppiche und die Bücher und die Möbel; nüchterne, solide Realität. Auch dann wollten die Bilder nicht ganz aus seinem Kopf. Die Schlingen seiner Eingeweide waren noch immer in Aufruhr. Es dauerte mehrere Minuten, ehe er sich dazu bringen konnte, wieder das Spiegelbild im Fenster anzuschauen. Als er es schließlich tat, war jede Spur des Schwankens verschwunden. Er würde keine derartige Nacht mehr dulden, ruhelos und ohne

Schlaf. Mit dem ersten Licht der Dämmerung festigte sich die Überzeugung, daß heute der Tag gekommen sei, um Mr. Coloqhoun abzuservieren.

Jerry versuchte, Carole diesen Morgen mehrmals in ihrem Büro anzurufen. Sie war nicht erreichbar. Schließlich gab er es einfach auf und wandte seine Aufmerksamkeit der Herkulesarbeit zu, die Wohnung wieder halbwegs in Ordnung zu bringen. Es fehlte ihm jedoch an Konzentration und Energie, um das Vorhaben auch zu bewältigen. Nach einer wirkungslosen Stunde, in der er das Problem allenfalls angekratzt zu haben schien, gab er auf. Das Chaos spiegelte exakt wider, wie er sich selber sah. Womöglich das einzig Wahre, es unverändert liegenzulassen.

Kurz vor Mittag bekam er einen Anruf.

»Mr. Coloqhoun? Mr. *Gerard* Coloqhoun?«

»Am Apparat.«

»Mein Name ist Fryer. Ich ruf im Auftrag von Mr. Garvey an...«

»Ach?«

War das nun Schadenfreude, oder drohten sie ihm weiteres Unheil an?

»Mr. Garvey wartet noch immer auf ein Angebot von Ihnen«, sagte Fryer.

»Ein Angebot?«

»Er ist von dem Leopold-Road-Projekt sehr angetan, Mr. Coloqhoun. Er findet, daß sich da beträchtliche Summen ausschlagen lassen.«

Jerry sagte nichts; dieses Palaver brachte ihn durcheinander.

»Mr. Garvey hätte sich gern noch mal mit Ihnen getroffen, so bald wie möglich.«

»Ja?«

»Im Hallenbad. Es gibt da ein paar bauliche Einzelheiten, die er gern seinen Mitarbeitern gezeigt hätte.«

»Verstehe.«

»Ging's bei Ihnen noch heute?«

»Ja. Natürlich.«

»Halb fünf?«

Damit war die Unterredung mehr oder weniger beendet, und sie hinterließ keine geringe Verblüffung bei Jerry. In Fryers Verhalten hatte sich keinerlei Feindseligkeit gezeigt; kein auch noch so zarter Hinweis auf böses Blut zwischen den beiden Parteien. Vielleicht *waren* die Vorkommnisse der vorigen Nacht, wie die Polizei nahegelegt hatte, das Werk unbekannter Vandalen - der Diebstahl des Grundrisses eine Laune der betreffenden Verantwortlichen. Seine deprimierte Stimmung hellte sich auf. Es war nicht alles verloren.

Durch diese glückliche Wendung der Ereignisse von neuem Mut erfüllt, rief er nochmals Carole an. Diesmal ließ er sich nicht mit den wiederholten Entschuldigungen ihrer Kolleginnen abspeisen, sondern bestand darauf, sie persönlich zu sprechen. Endlich nahm sie den Hörer auf.

»Ich will nicht mir dir reden, Jerry. Scher dich bloß zum Teufel.«

»Hör mich doch erst mal an...«

Sie knallte den Hörer auf die Gabel, ehe er noch ein weiteres Wort sagen konnte. Sofort rief er wieder bei ihr an. Als sie abhob und seine Stimme hörte, schien sie perplex zu sein, daß er so versessen darauf war, den Schaden wiedergutzumachen.

»Wozu versuchst du's denn überhaupt?« fragte sie. »Gott im Himmel, was hat das noch für einen Zweck?« Er konnte die Tränen in ihrer Kehle hören.

»Ich möchte nur, daß du Bescheid weißt, wie mies ich mich fühle. Laß es mich wieder in Ordnung bringen. *Bitte*, laß es mich wieder in Ordnung bringen.«

Sie reagierte mit keinem Wort auf sein Flehen.

»Leg nicht auf. Bitte nicht. Ich weiß, es war unverzeihlich. Gott, ich weiß...«

Und noch immer schwieg sie.

»Denk einfach drüber nach, ja? Gib mir 'ne Chance, das Ganze wieder in Ordnung zu bringen. Machst du das?«

Sehr leise sagte sie: »Ich seh' keinen Sinn drin.«

»Darf ich dich morgen anrufen?«

Er hörte sie seufzen.

»Darf ich?«

»Ja. Ja.«

Dann wurde die Verbindung unterbrochen.

Mit einer geschlagenen Dreiviertelstunde Spielraum machte er sich zu seiner Verabredung in der Leopold Road auf; aber auf halbem Weg zu seinem Bestimmungsort setzte der Regen ein, mit großen Tropfen, gegen die seine Scheibenwischer beim besten Willen nichts ausrichten konnten. Der Verkehr geriet ins Stocken; einen knappen Kilometer kroch Jerry im Schnecken-tempo durch die Sintflut, mit den Bremslichtern des Fahrzeugs vor ihm als einziger Orientierung. Die Minuten verrannen, und seine Unruhe wuchs. Bis er sich aus dem zusammengebrochenen Verkehr hinauszwängte, um eine andere Strecke auffindig zu machen, hatte er sich bereits verspätet. Niemand war-



tete auf den Stufen zum Hallenbad; aber nicht weit davon war Garveys schießpulverblauer Rover an der Straßenseite geparkt. Vom Chauffeur keine Spur. Jerry fand eine Parklücke auf der gegenüberliegenden Straßenseite und rannte dann durch den Regen zum Hallenbad. Von der Wagen zur Eingangstür waren es nur fünfzig Meter, aber bis er dort anlangte, war er durchnäßt und außer Atem. Die Tür war offen. Garvey hatte zweifellos das Schloß geknackt und sich vor dem Regenguß ins Trockene gerettet. Jerry verdrückte sich nach drinnen.

Garvey war nicht in der Vorhalle, dafür jemand anderer. Ein Mann von Garveys Größe, aber eineinhalbmal so breit. Er trug Lederhandschuhe. Sein Gesicht hätte, bis auf die fehlenden Nähte, aus demselben Material sein können.

»Coloqhoun?«

»Ja.«

»Mr. Garvey wartet drinnen auf Sie.«

»Wer sind Sie?«

»Chandaman«, antwortete der Mann. »Gehn Sie nur rein.«

Am anderen Ende des Korridors schimmerte Licht. Jerry stieß die Sprossentüren der Vorhalle auf und ging den Gang entlang darauf zu. Er hörte, wie hinter ihm die Eingangstür zuschnappte und dann den widerhallenden Tritt von Garveys Stellvertreter.

Garvey redete gerade mit einem anderen Mann, kleiner als Chandaman, der eine ansehnliche Stablampe in der Hand hielt. Als die beiden Jerry herankommen hörten, blickten sie in seine Richtung; ihre Unterhaltung endete schlagartig. Garvey bot ihm weder einen Gruß noch die Hand, sondern sagte lediglich: »Wird auch Zeit.«

»Der Regen...« fing Jerry an, fand es dann aber sinnlos, das Offensichtliche zu erklären.

»Sie wer'n sich den Tod holen«, sagte der Mann mit der Stablampe. Jerry erkannte augenblicklich die melodische Stimme von:

»Fryer.«

»Eben der«, erwiderte der Mann.

»Erfreut, Sie kennenzulernen.«

Sie schüttelten sich die Hand, und dabei fiel Jerrys Blick auf Garvey, der ihn anstarrte, als sei er auf der Suche nach einem zweiten Kopf. Eine halbe Minute - so lang schien es zumindest - sagte der Mann kein Wort, sondern musterte nur das wachsende Unbehagen in Jerrys Gesicht.

»Ich bin kein Blödmann«, sagte Garvey endlich.

Die aus dem Nichts kommende Feststellung schloß von vornherein jede Antwort aus.

»Ich glaub' nicht mal, daß Sie der Drahtzieher bei dieser ganzen Sache sind«, fuhr Garvey fort. »Ich bin bereit, nachsichtig zu sein.«

»Worum geht's hier überhaupt?«

»Nachsichtig«, wiederholte Garvey, »weil ich glaube, daß Sie total ins Schwimmen geraten sind. Stimmt's?«

Jerry runzelte bloß die Stirn.

»Ich glaub', das stimmt«, antwortete Fryer.

»Ich glaub' nicht, daß Sie begreifen, in welch großen Schwierigkeiten Sie eben jetzt stecken, oder?« sagte Garvey.

Mit ungutem Gefühl bemerkte Jerry plötzlich den hinter ihm stehenden Chandaman und seine extreme Verwundbarkeit.

»Aber ich glaub' nicht, daß Unwissenheit in jedem Fall Seligkeit bedeuten muß«, sagte Garvey jetzt. »Ich mein', selbst

wenn Sie nichts *begreifen*, verschafft Ihnen das noch lang keinen Freibrief, oder?»

»Ich hab' nicht die leiseste Ahnung, wovon Sie reden«, protestierte Jerry schwach. Garveys Gesicht war im Schein der Stablampe verzerrt und bleich; er sah aus, als hätte er dringend einen Ruhetag nötig.

»Von dem Bau hier«, erwiderte Garvey. »Ich red' von dem Bau hier. Den Frauen, die Sie hier reingesteckt haben... für mein Wohl. Was soll das alles, Coloqhoun? Das is' alles, was ich wissen will. Was soll das alles?«

Jerry zuckte leicht mit den Achseln. Jedes Wort, das Garvey äußerte, stürzte ihn nur in noch größere Verwirrung; aber der Mann hatte ihm schon gesagt, daß man Unwissenheit nicht als legitime Entschuldigung akzeptieren würde. Vielleicht war eine Frage die vernünftigste Antwort.

»Sie haben Frauen hier gesehen?« sagte er.

»Schon eher Huren«, entgegnete Garvey. Sein Atem roch nach der Zigarrenasche der letzten Woche. »Für wen arbeiten Sie, Coloqhoun?«

»Für mich selber. Das Geschäft, das ich Ihnen angeboten...«

»Vergessen Sie Ihr bekacktes Geschäft«, sagte Garvey. »Mir liegt nichts an Geschäften.«

»Ich verstehe«, antwortete Jerry. »Dann weiß ich nicht, was für einen Sinn diese Unterhaltung haben soll.« Er machte einen halben Schritt von Garvey weg, aber dessen Arm schnellte vor und packte ihn an seinem regendurchnässten Mantel. »Von Gehen hab' ich nichts gesagt«, meinte Garvey.

»Ich hab' zu tun...«

»Dann muß das eben warten«, antwortete der andere, ohne seinen Griff spürbar zu lockern. Jerry wußte, daß er, falls er

versuchte, Garvey abzuschütteln und auf die Eingangstür loszustürmen, nach nicht einmal drei Schritten von Chandaman aufgehalten werden würde; andererseits, falls er nicht versuchte, zu entweichen...

»Solche Typen wie dich kann ich nicht besonders leiden«, sagte Garvey und ließ Jerry los. »Smarte Rotzbengel, immer auf den eigenen Vorteil aus. Glaubt, ihr seid so verdammt schlau, bloß weil ihr 'ne gepflegte Aussprache und 'ne Seidenkrawatte habt. Eins kann ich dir sagen« - er stieß mit dem Finger nach Jerrys Hals -, »du bist mir scheißegal. Ich will bloß wissen, für wen du arbeitest. Verstanden?«

»Ich hab' Ihnen schon gesagt...«

»Für *wen arbeitest du?*« insistierte Garvey und unterstrich dabei jedes Wort mit einem extra Stoß seines Fingers. »Oder dir geht's gleich ausgesprochen mies.«

»Herrgott noch mal, für gar niemand arbeite ich. Und ich weiß absolut nichts von irgendwelchen Frauen.«

»Mach's nicht noch schlimmer, als es sowieso schon is'«, riet ihm Fryer mit scheinbarer Anteilnahme.

»Ich sag' die Wahrheit.«

»Ich glaub', der Mann will sich Verletzungen zuziehen«, sagte Fryer. Chandaman gab ein freudloses Lachen von sich. »Willst du das, ja?«

»Nenn einfach 'n paar Namen«, sagte Garvey. »Oder wir werden dir die Beine brechen.« Die Drohung, so unmißverständlich sie war, trug nichts zu Jerrys Einsicht bei. Für ihn war kein anderer Ausweg aus dieser Sache vorstellbar, als weiterhin beharrlich seine Unschuld zu beteuern. Wenn er sich auf irgendeinen frei erfundenen Oberherrn berief, würde die Lüge im Nu aufgedeckt werden, und die Konsequenzen mußten wegen der versuchten Täuschung nur um so schlimmer

ausfallen.

»Überprüfen Sie meine Referenzen«, bat er. »Sie haben die Mittel dazu. Hören Sie sich um. Ich bin in keiner Firma, Garvey; das war ich nie.«

Garveys Blick löste sich einen Moment lang von Jerrys Gesicht und glitt zu seiner Schulter. Jerry begriff die Bedeutung dieses Zeichens einen Herzschlag zu spät, um sich auf den Hieb in seine Nierengegend gefaßt zu machen, den der hinter ihm stehende Mann ihm versetzte. Er kippte nach vorn, aber ehe er mit Garvey zusammenstoßen konnte, hatte ihn Chandaman am Kragen gepackt, um ihn dann gegen die Wand zu werfen. Jerry krümmte sich zusammen, der Schmerz schaltete jeden anderen Gedanken aus. Verschwommen hörte er, wie Garvey ihn wieder fragte, wer sein Boß sei. Er schüttelte den Kopf. Sein Schädel war voller Kugellager; sie rasselten zwischen seinen Ohren.

»Jesus... Jesus...« sagte er, suchte nach irgendeinem Wort der Verteidigung, um weitere Schläge abzuwehren, wurde aber auf die Beine hochgezerrt, ehe ihm irgendeines einfiel. Der Strahl der Taschenlampe wurde auf ihn gerichtet. Jerry schämte sich der Tränen, die ihm die Wangen herunterrollten.

»Namen«, sagte Garvey.

Die Kugellager rasselten weiter.

»Noch mal«, sagte Garvey, und Chandaman rückte an, um neuerlich seine Fäuste zu trainieren. Garvey blies die Aktion ab, als Jerry drauf und dran war, ohnmächtig zu werden. Das Ledergesicht zog sich zurück.

»Steh auf, wenn ich mit dir rede«, sagte Garvey. Jerry versuchte, ihm den Gefallen zu tun; aber sein Körper war alles andere als gewillt, sich zu fügen. Er zitterte, er fühlte sich reif zum Sterben.

»Steh auf«, wiederholte Fryer und trat zwischen Jerry und seinen Schinder, um die Forderung durchzusetzen. Jetzt, aus nächster Nähe, nahm Jerry jenen scharfen Duft wahr, den Carole auf der Treppe gerochen hatte. Es war Fryers Kölnischwasser.

»Steh auf!« insistierte der Mann.

Jerry hob eine zittrige Hand, um sein Gesicht vor dem blendenden Lichtkegel zu schützen. Er konnte keines von den Gesichtern des Trios erkennen, nahm aber vage wahr, daß Fryer Chandaman den Zugang zu ihm verstellte. Rechts von Jerry zündete Garvey ein Streichholz an und hielt die Flamme an eine Zigarre. Eine günstige Gelegenheit bot sich: Garvey beschäftigt, der Schläger matt gesetzt. Jerry ergriff sie. Unter dem Taschenlampenstrahl wegtauchend, verließ er seinen Platz an der Wand, und es gelang ihm, Fryer dabei gleichzeitig die Stablampe aus der Hand zu schlagen. Die Lichtquelle schepperte über die Fliesen und ging aus.

In der plötzlichen Finsternis kämpfte Jerry strauchelnd, aber wild entschlossen um die Freiheit. Hinter sich hörte er Garvey fluchen; hörte Chandaman und Fryer zusammenstoßen, als sie den Boden nach der heruntergefallenen Taschenlampe absuchten. Er begann, sich an der Wand entlang zum Ende des Korridors voranzuschieben. Der Weg zur Eingangstür führte an seinen Schindern vorbei, kam also nicht in Frage; seine einzige Hoffnung bestand darin, sich unauffindbar im Netzwerk der Korridore zu verlieren, das vor ihm lag.

Er erreichte eine Ecke und bog nach rechts ab, sich vage erinnernd, daß ihn das von den Hauptpassagen weg und in die Nebengänge hineinführte. Er war atemlos und übel zugerichtet von den Prügelein, die er bezogen hatte, wenn sie auch unterbrochen worden waren, bevor sie ihn völlig lahmlegen konnten. Jeden Schritt, den er machte, spürte er als schneidenden Schmerz in Rücken und Unterbauch. Als er auf den glitschigen

Fliesen ausrutschte und auf den Boden knallte, hätte er beinahe aufgeschrien.

Weiter hinter ihm brüllte Garvey wieder. Die Stablampe war entdeckt worden. Ihr Schein tanzte irrlichternd das Labyrinth entlang, um ihn aufzuspüren. Jerry eilte weiter, froh über die trübe Beleuchtung, aber nicht über ihre Quelle. Sie würden folgen, und zwar rasch. Wenn, wie Carole gesagt hatte, der Bau als einfache Spirale konzipiert war und somit die Korridore in unerbittlicher Kreisbewegung eine Figur beschrieben, aus der kein Weg hinausführte, dann war er verloren. Aber er hatte sich festgelegt. Schwindlig geworden von der steigenden Hitze, tastete er sich weiter und betete darum, daß er einen Notausgang finden möge, der ihn aus dieser Falle hinausführte.

»In die Richtung is' er gegangen«, sagte Fryer. »Das muß er sein.«

Garvey nickte; es war in der Tat am wahrscheinlichsten, daß Coloqhoun diesen Weg eingeschlagen hatte. Weg vom Licht und hinein ins Labyrinth.

»Laufen wir ihm hinterher?« fragte Chandaman. Der Mann geiferte geradezu, so scharf war er darauf, die von ihm begonnene Prügelei zu Ende zu bringen. »Er kann noch nicht so weit sein.«

»Nein«, sagte Garvey. Nichts, nicht einmal die Aussicht auf den Ritterstand, hätte ihn dazu bewegt, Jerry zu folgen.

Fryer war schon ein paar Meter in den Gang vorgedrungen und lenkte den Strahl der Taschenlampe auf die glitzernden Wände.

»Es ist warm«, sagte er.

Garvey mußte nur zu gut, wie warm es war. Solche Hitze war nicht natürlich, nicht für England. Das war eine Insel mit

gemäßigtem Klima; deshalb hatte er sie auch nie verlassen. Die drückende Hitze anderer Kontinente brachte Absonderlichkeiten hervor, auf deren Anblick er liebend gern verzichtete.

»Was machen wir?« wollte Chandaman wissen. »Warten, bis er wieder rauskommt?«

Garvey überlegte. Der Geruch aus dem Korridor begann, ihn zu beunruhigen. Seine Eingeweide regten sich heftig, es überlief ihn kalt. Instinktiv brachte er die Hand an die Schamgegend. Seine Männlichkeit war vor nervöser Beklemmung geschrumpft.

»Nein«, sagte er plötzlich.

»Nein?«

»Wir warten nicht.«

»Er kann nicht ewig da drin bleiben.«

»*Nein* hab' ich gesagt!« Er hatte nicht geahnt, wie sehr ihn die klamme Ausdünstung des Baus aus der Fassung bringen würde. So ärgerlich es auch war, Cologhoun auf diese Weise entwischen zu lassen, er wußte, daß er riskierte, seine Selbstbeherrschung zu verlieren, wenn er noch recht viel länger hierbliebe.

»Ihr zwei könnt in seiner Wohnung auf ihn warten«, sagte er zu Chandaman. »Er muß früher oder später dort aufkreuzen.«

»Jammerschade«, brummte Fryer, während er aus dem Gang austrat. »So 'ne Jagd gefällt mir.«

Vielleicht folgten sie ihm nicht. Es war jetzt mehrere Minuten her, seit Jerry die Stimme hinter sich gehört hatte. Sein Herz hatte das rasende Gepumpe eingestellt. Jetzt, da das Adrenalin seinen Schritt nicht mehr beschleunigte und seine Muskeln nicht mehr vom Schmerz ablenkte, verlangsamte sich



sein Gang zu einem Kriechen. Und selbst dagegen protestierte sein Körper noch.

Als die Qualen des Sichfortbewegens unerträglich wurden, glitt er an der Wand hinunter und ließ sich mitten auf den Gang plumpsen. Seine regengetränkten Kleider klebten ihm am Leib und um den Hals; er fror und hatte gleichzeitig das Gefühl, in ihnen zu ersticken. Er zerrte am Knoten seiner Krawatte, knöpfte sich dann Weste und Hemd auf. Die Luft des Labyrinths war warm auf seiner Haut. Ihre Berührung war angenehm.

Er schloß die Augen und unternahm den angestrengten Versuch, sich aus diesem Schmerzzustand herauszuhypnotisieren. Was war Empfinden anderes als ein Gaukelspiel der Nervenenden? Es gab Techniken, mit denen man den Geist aus dem Leib hinausverlagern und Qualen hinter sich lassen konnte. Aber kaum hatten sich seine Lider geschlossen, als er irgendwo ganz in der Nähe gedämpfte Laute hörte. Schritte; den leisen Singsang von Stimmen. Das waren nicht Garvey und seine Genossen. Die Stimmen waren weiblich. Jerry hob seinen bleiernen Kopf und öffnete die Augen. Entweder hatte er sich in den wenigen meditativen Augenblicken an die Dunkelheit gewöhnt, oder Lichtschein war in den Gang eingesickert; sicher letzteres.

Er rappelte sich hoch. Seine Jacke war reiner Ballast, und *er* streifte sie ab, ließ sie liegen, wo er gehockt hatte. Dann ging er auf das Licht zu. Die Hitze schien innerhalb der letzten paar Minuten beträchtlich gestiegen zu sein. Er bekam davon leichte Halluzinationen. Die Wände schienen die Vertikalität aufzugeben, die Luft ihre Transparenz gegen ein schimmerndes Nordlicht eingetauscht zu haben.

Er bog um die Ecke. Das Licht wurde heller. Dann noch eine Ecke, und er wurde in einen kleinen gekachelten Raum befördert, dessen Hitze ihm den Atem verschlug. Er schnappte

nach Luft wie ein gestrandeter Fisch und spähte durch die Kammer - wobei sich die Sicht mit jedem Pulsschlag stärker trübte - zur Tür auf der anderen Seite. Das durch sie fallende gelbliche Licht war noch heller, aber er brachte einfach nicht den Willen auf, ihm auch nur einen Meter weiter zu folgen; die Hitze hier hatte ihn völlig erledigt. Da er spürte, daß er drauf und dran war, das Bewußtsein zu verlieren, stützte er sich mit einer Hand, aber seine Handfläche glitt an den schlüpfrigen Kacheln ab, und er stürzte, landete voll auf der Hüfte. Er konnte nicht verhindern, daß ihm ein Schrei entfuhr.

Sein Elend hinausstöhnend, zog er die Beine eng an den Körper an und blieb liegen, wo er hingefallen war. Falls Garvey seinen Aufschrei gehört hatte und ihm seine Stellvertreter auf den Hals hetzte, dann bitte schön. Ihm war das längst egal.

Vom anderen Ende des Raumes her drang das Geräusch einer Bewegung zu ihm. Er hob den Kopf zwei, drei Zentimeter vom Boden hoch und öffnete einen Spaltbreit die Lider. Ein nacktes Mädchen war in der Türöffnung gegenüber aufgetaucht; zumindest meldeten ihm das seine taumelnden Sinne. Ihre Haut glänzte wie eingölt; da und dort, auf ihren Brüsten und Schenkeln, waren schmierige Flecken von - ja: möglicherweise von altem Blut. Aber nicht ihrem Blut. Ihr leuchtender Leib wurde von keinerlei Wunde verunstaltet.

Die junge Frau lachte ihn aus; ein leichtes, unbeschwertes Lachen, durch das er sich albern vorkam. Er war jedoch hingerissen vom Wohlklang dieses Gelächters und strengte sich an, sie deutlicher zu sehen. Sie ging jetzt durch den Raum auf ihn zu, noch immer lachend; und jetzt sah er, daß hinter ihr noch andere waren. Dies waren die Frauen, von denen Garvey gefaselt hatte; dies die Falle, die aufgestellt zu haben er Jerry beschuldigt hatte.

»Wer sind Sie?« murmelte er, während sich die junge Frau

ihm näherte. Ihr Lachen verebbte, als sie zu seinen schmerzverzerrten Zügen hinabblickte.

Er versuchte, sich aufzusetzen, aber seine Arme waren fühllos, und er glitt wieder aus, auf die Kacheln zurück. Die Frau hatte seine Frage nicht beantwortet, und ebensowenig unternahm sie irgend etwas, ihm zu helfen. Sie starrte einfach zu ihm hinunter, wie etwa ein Fußgänger einen Betrunknen im Rinnstein anstarren mag, mit undefinierbarem Gesichtsausdruck. Während er zu ihr aufblickte, spürte Jerry, wie ihm die ohnehin zarte Kontrolle über sein Bewußtsein entglitt. Die Hitze, der Schmerz und jetzt dieser plötzliche Ausbruch von Schönheit waren zuviel für ihn. Die weiter entfernt stehenden Frauen lösten sich in Dunkelheit auf, der ganze Raum faltete sich zusammen wie eine Zauberkiste, bis das wunderbare Geschöpf vor ihm seine Aufmerksamkeit total in Anspruch nahm. Und jetzt, hinter dem beharrlichen Schweigen der Schönen, schien ihm sein inneres Auge aus dem Kopf gerissen zu werden, und plötzlich raste er über ihre Haut hin, ihr Fleisch eine Landschaft, jede Pore eine Grube, jedes Haar ein Mast. Restlos war er der Ihre. Sie ertränkte ihn in ihren Augen und peitschte ihn mit ihren Wimpern bis aufs Blut; sie rollte ihn über ihren Unterleib und die weiche Rinne ihres Rückgrats hinunter. Sie führte ihn zwischen ihre Hinterbacken, und dann hinauf in ihre Hitze, und wieder heraus, als er schon glaubte, er müsse lebendigen Leibes verbrennen. Die Geschwindigkeit stimmte ihn heiter. Er merkte, daß sein Körper irgendwo da unten vor lauter Entsetzen hyperventilierte; aber seine Einbildungskraft, der das Atmen egal war, ging bereitwillig, wohin die Frau ihn schickte, Schleifen ziehend wie ein Vogel, bis er, zerfetzt und benommen, in seine Hirnschale zurückgeworfen wurde. Ehe er das zerbrechliche Werkzeug Vernunft auf die Phänomene anwenden konnte, die er eben erlebt hatte, flatterten ihm die Augen zu, und er fiel in Ohnmacht.

Der Leib braucht den Geist nicht. Er ist mit zahlreichen Vorgängen beschäftigt - dem Füllen und Entleeren der Lunge, dem Pumpen des Bluts, dem Verwerten der Nahrung -, von denen keine die Macht des Gedankens erfordert. Erst wenn einer oder mehrere dieser Vorgänge ins Stocken kommen, wird der Geist die Vertracktheit der Maschinerie gewahr, die er bewohnt. Coloqhouns Ohnmacht dauerte nur ein paar Minuten, aber als er zu sich kam, wurde er sich seines Körpers bewußt wie selten zuvor - als einer Falle. Seine Zerbrechlichkeit war eine Falle; seine Gestalt, seine Größe, ja schon sein Geschlecht waren eine Falle. Und an ein Hinausfliegen war nicht zu denken; er, Coloqhoun, war an oder vielmehr *in* diese Erbärmlichkeit geschmiedet.

Diese Überlegungen kamen und gingen. Und zwischendurch gab es kurze Anblicke, von denen ihm schwindlig wurde, und noch kürzere Momente, in denen er flüchtig die Welt außerhalb seiner selbst zu Gesicht bekam.

Die Frauen hatten ihn aufgehoben. Sein Kopf baumelte hin und her; sein Haar schleifte am Boden. Ich bin eine Trophäe, dachte er in einer zusammenhängenden Sekundenfolge, dann tauchte er wieder in die Finsternis. Und wieder kämpfte er sich an die Oberfläche, und jetzt trugen sie ihn den Rand des großen Beckens entlang. Widersprüchliche Gerüche stiegen ihm in die Nase, köstlich und stinkend zugleich. Aus dem Winkel seines trägen Auges konnte er Wasser erkennen, so hell, daß es zu brennen schien, während es plätschernd an die Ufer des Beckens schlug; und noch etwas anderes - Schatten, die sich in der Halle bewegten.

Sie haben vor, mich zu ertränken, dachte er. Und dann: Ich ertrink' ja schon. Er bildete sich ein, daß Wasser seinen Mund füllte; bildete sich ein, daß die Gestalten, die er flüchtig im Becken erblickt hatte, in seinen Schlund eindringen und in seinen Bauch schlüpfen. Er quälte sich ab, sie wieder

hochzuwürgen und auszuspeien, wobei sich sein Körper in Zuckungen wand.

Eine Hand wurde ihm aufs Gesicht gelegt. Ihre Innenfläche war beglückend kühl. »*Still*«, murmelte ihm jemand zu, und bei der Äußerung schmolzen seine Täuschungen dahin. Er fühlte sich behutsam-zärtlich aus seinen Schrecken ins Bewußtsein zurückversetzt. Die Hand war von seiner Stirn verschwunden. Er sah sich in dem schummrigen Raum nach seiner Erlöserin um, aber sein schweifender Blick kam nicht weit. Auf der anderen Seite dieses Raums - der allem Anschein nach ein Gemeinschaftsduschraum gewesen war - beförderten mehrere, hoch oben an der Wand angebrachte Rohre in dichten Bögen Wasser auf die Kacheln, wo Abflußrinnen es fortleiteten. Feiner Sprühnebel und das sprudelnde Strömen der Fontänen erfüllten die Luft. Jerry setzte sich auf. Hinter dem kaskadenartig fallenden Wasserschleier war Bewegung; eine Gestalt, bei weitem zu riesenhaft, um menschlich zu sein. Er spähte durch das Geniesel und versuchte, aus den Fleischwindungen schlau zu werden. War es ein Tier? Es hing ein stechender Geruch in der Luft, der etwas von der Menagerie an sich hatte.

Sehr vorsichtig, um nicht die Aufmerksamkeit der Bestie zu erregen, probierte Jerry aufzustehen. Seine Beine waren jedoch seiner Absicht nicht gewachsen. Er konnte lediglich auf Händen und Knien ein kurzes Stück durch den Raum kriechen und durch den Schleier spähen - ein Biest in Augenkontakt zu einem anderen.

Er nahm wahr, daß er wahrgenommen wurde, daß die dunkle, ruhende Kreatur den Blick zu ihm hingewendet hatte. Gänsehautschauer jagten über ihn hin unter ihrem Gestarr, aber er konnte einfach nicht wegschauen von ihr. Und dann, während er die Augen zusammenkniff, um das Geschöpf genauer zu betrachten, bildete sich ein Funken Phosphoreszenz

in der molluskenartigen Masse und verteilte sich - in flackernden Wellen gelbstichigen Lichts - über die ganze ungeheure Gestalt, die sich Coloqhoun nunmehr enthüllte.

Kein Neutrum; eine Sie. Er war sich absolut sicher, daß dieses Geschöpf weiblich war, obwohl es mit keiner ihm bekannten Art oder Gattung Ähnlichkeit hatte. Während die Lumineszenzwellen sich ringförmig im ganzen Körper des Geschöpfs ausbreiteten, wurde mit jedem Pulsschlag eine neue und unglaubliche Struktur sichtbar. Bei diesem Anblick mußte Jerry an etwas Zähes und Geschmolzenes denken - Glas etwa; oder Stein -, dessen Fleisch zu komplizierten Formen stranggepreßt und wieder, zur Neugestaltung, in den Ofen abgerufen wurde. Sie hatte weder Kopf noch Gliedmaßen, die als solche erkennbar gewesen wären; aber ihre Konturen waren dicht besetzt mit Trauben strahlender Blasen, die möglicherweise als Augen fungierten, und stellenweise rollte sie irisierende Bänder aus - langsame, pastellfarbene Flammen -, die jeden Augenblick die bloße Luft zu entzünden schienen.

Jetzt brachte der Körper eine Reihe leiser Geräusche hervor: Glückser und Seufzer. Jerry fragte sich, ob man ihn gerade anredete, und falls ja, welche Reaktion man wohl von ihm erwartete. Da er Tritte hinter sich hörte, schaute er sich hilfesuchend nach einer der Frauen um.

»Hab keine Angst«, sagte sie.

»Hab' ich nicht«, antwortete er. Es war die Wahrheit. Das Wunder vor ihm war zwar aufregend, aber es weckte keine Angst in ihm. »Was ist sie?« fragte er.

Die Frau trat nah an ihn heran. Ihre Haut, ins schimmernde Licht getaucht, das von der Kreatur ausging, war golden. Trotz der Umstände - oder vielleicht wegen ihnen - verspürte er einen Schauer der Begierde.

»Sie ist die Madonna. Die Jungfräuliche Mutter.«

Mutter? artikulierte Jerry tonlos und schwenkte den Kopf zurück, um wieder die Kreatur anzusehen. Die Phosphoreszenzwellen hatten aufgehört, über ihren Körper hinzuziehen. Jetzt pulsierte das Licht nur in einem Teil ihres Leibes, und in dieser Region schwoll und spaltete sich die Materie der Madonna. Hinter sich hörte er weitere Schritte; und jetzt hallte Raunen rings im Raum wider und beipflichtendes Gelächter und Applaus.

Die Madonna gebar. Das angeschwollene Fleisch öffnete sich, und flüssiges Licht strömte hervor; ein Geruch nach Rauch und Blut erfüllte den Duschraum. Ein Mädchen gab einen Schrei von sich, wie in innigem Mitgefühl mit der Madonna. Der Beifall wuchs, und plötzlich zuckte der Schlitz spasmodisch und gab das Kind frei - ein Mittelding zwischen einem Tintenfisch und einem geschorenen Lamm. Es landete auf den Kacheln. Das Wasser aus den Rohren klappte es unverzüglich ins Bewußtsein, und es warf den Kopf zurück, um umherzuschauen; sein Einzelauge riesig und vollkommen gedankenklar. Es wand sich wenige Momente auf den Kacheln, ehe die junge Frau neben Jerry in den Wasserschleier vortrat und es aufhob. Unverzüglich fand sein zahnloser Mund zu ihrer Brust. Die junge Frau brachte ihn an ihre Warze.

»Nicht menschlich...« murmelte Jerry. Auf ein so fremdartiges und doch so eindeutig intelligentes Kind war er nicht gefaßt gewesen. »Sind alle... alle Kinder wie dieses?«

Die Ersatzmutter schaute auf den Sack Leben in ihren Armen hinunter.

»Keins gleicht dem anderen«, antwortete sie. »Wir nähren sie. Manche sterben. Andere bleiben am Leben und gehen ihre Wege.«

»Wohin, um Gottes willen?«

»Zum Wasser. Zum Meer. In Träume.«

Sie säuselte dem Kindwesen etwas zu. Ein kanneliertes Glied, in dem Licht floß, wie es in seinem Elternteil geflossen war, durchruderte freudig die Luft.

»Und der Vater?«

»Sie braucht keinen Mann«, kam die Antwort. »Aus einem Regenschauer könnte sie Kinder machen, wenn ihr danach wäre.«

Jerry schaute wieder zur Madonna. Bis auf ein letztes Restchen Licht war mittlerweile alles in ihr ausgelöscht. Der riesige Leib schleuderte eine safrangelbe Flammenranke heraus, die die Wasserkaskade erfaßte und tanzende Muster an die Wand warf. Dann war sie regungslos. Als sich Jerry wieder nach der Mutter und dem Kind umsah, waren sie fort. Ja, alle Frauen waren fort, bis auf eine. Und zwar die, die sich ihm als erste gezeigt hatte. Und auch jetzt war wieder dieses Lächeln in ihrem Gesicht - wie sie ihm da auf der anderen Seite des Raums gegenüberaß, die Beine gespreizt. Er starrte auf die Stelle dazwischen und dann wieder in ihr Gesicht.

»Wovor hast du Angst?« fragte sie.

»Ich hab' keine Angst.«

»Warum kommst du dann nicht her zu mir?« Er stand auf und ging durch den Raum zu ihr. Hinter ihm klatschte und lief das Wasser noch immer auf den Kacheln, und hinter den Fontänen murmelte die Madonna in ihrem Fleisch. Er war durch ihre Gegenwart nicht eingeschüchtert. Von seinesgleichen nahm eine solche Kreatur sicherlich nicht die geringste Notiz. Wenn sie ihn überhaupt sähe, würde sie ihn zweifellos für lächerlich halten. Gott im Himmel! Er fand sich ja selbst lächerlich. Er hatte weder Hoffnung noch Würde mehr zu verlieren.

Morgen würde das alles ein Traum sein: das Wasser, die



Kinder, die Schöne, die eben jetzt aufstand, ihn zu umarmen. Morgen würde er glauben, er sei einen Tag lang tot gewesen und auf Besuch in einem Duschhaus für Engel. Hier und jetzt aber würde er aus der Gelegenheit soviel herausholen, wie er nur konnte.

Als er - nachdem sie sich geliebt hatten, er und das lächelnde Mädchen - versuchte, sich die Besonderheiten des Akts ins Gedächtnis zurückzurufen, war er sich durchaus nicht sicher, ob er das Seine überhaupt getan hatte. Nur die verschwommensten Erinnerungen blieben ihm, und zwar nicht an die Küsse des Mädchens, oder daran, wie sie sich vereinigten, sondern an ein Milchgetröpfel aus ihrer Brust, und an den Ausdruck, mit dem sie »Nie mehr... nie mehr...« murmelte, während sie sich ineinander verschränkten. Hinterher war sie gleichgültig: keinerlei Worte, keinerlei Lächeln mehr. Sie ließ ihn einfach im Sprühregen des Raumes allein. Er knöpfte sich die befleckte Hose zu und überließ die Madonna ihrer Fruchtbarkeit.

Ein kurzer Korridor führte vom Duscraum in die Halle mit dem großen Schwimmbecken. Es war randvoll; das hatte er schon vage registriert, als sie ihn vor die Madonna brachten. Deren Kinder spielten in dem irisierenden Wasser, mannigfaltig ihre Gestalten. Die Frauen waren nirgendwo zu sehen, aber die Tür zum Außenkorridor stand offen. Er ging durch sie hinaus und hatte nicht mehr als ein halbes Dutzend Schritte gemacht, als sie auch schon hinter ihm zuglitt.

Jetzt, allzu spät, wußte Ezra Garvey, daß die Rückkehr ins Hallenbad (wenn auch nur zu einem Akt der Einschüchterung, woran er üblicherweise immer Spaß gehabt hatte) ein Fehler gewesen war. Es hatte eine Wunde in ihm wieder aufgerissen, von der er gehofft hatte, daß sie bald verheilt sein würde; und es hatte Erinnerungen an seinen zweiten Besuch dort - an die Frauen und was sie ihm vorgeführt hatten (Erinnerungen, die er

zu klären versucht hatte, bis er ihre wahre Beschaffenheit zu begreifen begann) - näher an die Oberfläche gebracht. Sie hatten ihn doch irgendwie unter Drogen gesetzt, oder? Und dann, als er schwach war und jegliches Anstandsgefühl verloren hatte, hatten sie ihn schamlos zu ihrer Belustigung benutzt. Sie hatten ihn wie ein Kind gesäugt und ihn zu ihrem Spielzeug gemacht. Die Erinnerungen daran verwirrten ihn nur; aber es gab andere, zu tief liegend, um sie richtig auseinanderhalten zu können, die ihn *verstörten*. An irgendeinen geheimen Raum und an Wasser, das wie ein Vorhang herabregnete; an eine Dunkelheit, die schrecklich, und an eine Lumineszenz, die noch schrecklicher war.

Es war an der Zeit, das wußte er, diese Träume niederzutrameln und solche Verwirrung ein für allemal loszuwerden. Er war ein Mann, der weder erwiesene noch geschuldete Gefälligkeiten vergaß; kurz vor elf führte er zwei Telefonate, um einige dieser Gefälligkeiten einzufordern. Was auch immer im Leopold-Road-Hallenbad hauste, es würde dort nicht länger gedeihen. Zufrieden mit seinen nächtlichen Schachzügen, ging er nach oben und zu Bett.

Er hatte fast eine ganze Flasche Schnaps ausgetrunken, seit er von dem Zwischenfall mit Coloqhoun unruhig und ausgefroren nach Haus gekommen war. Jetzt tat der Alkohol, den er in sich hatte, seine Wirkung. Seine Glieder fühlten sich schwer an, sein Kopf noch schwerer. Er gab sich nicht einmal damit ab, sich auszuziehen, sondern legte sich auf sein Doppelbett, um seinen Sinnen ein paar Minuten der Klärung zu gönnen. Als er das nächste Mal aufwachte, war es halb zwei Uhr nachts.

Er setzte sich auf. Sein Bauch kapriolte wieder; ja sein ganzer Körper schien traumatisiert. In seinen fünfundfünfzig Jahren war er selten krank gewesen; Erfolg hatte körperliche Leiden in Schach gehalten. Aber jetzt fühlte er sich scheußlich. Er hatte solche Kopfschmerzen, daß er kaum mehr sehen

konnte - mehr mit Hilfe des Tast- als des Gesichtssinnes torkelte er aus seinem Schlafzimmer zur Küche hinunter. Dort goß er sich ein Glas Milch ein, setzte sich auf den Tisch und brachte es an die Lippen. Er trank jedoch nicht. Sein Blick war unwillkürlich auf die Hand gefallen, die das Glas hielt. Durch einen Schmerznebel starrte er sie an. Es schien nicht *seine* Hand zu sein; sie war zu feingliedrig, zu glatt. Zitternd stellte er das Glas hin, aber es kippte um; die Milch bildete eine Lache auf der Teakholztischplatte und floß auf den Boden.

Er stand auf, wobei das Geräusch der Milch auf den Küchenkacheln sonderbare Gedanken in ihm weckte, und bewegte sich schwankend in sein Arbeitszimmer hinüber. Er mußte unbedingt irgend jemanden um sich haben: *egal wen*. Er nahm sein Telefonverzeichnis und versuchte, das Gekritzel auf den einzelnen Seiten zu entziffern, aber die Nummern wurden einfach nicht lesbar. Seine Panik wuchs. War das Wahnsinn? Das Trugbild von seiner verwandelten Hand, die widernatürlichen Empfindungen, die seinen Körper durchjagten. Er streckte die Hand aus, um sein Hemd aufzuknöpfen, und dabei streifte er ein weiteres Wahngelbde, aberwitziger als das erste. Mit widerstrebenden Fingern riß er an dem Hemd, während er sich immer und immer wieder sagte, daß nichts von dem Ganzen möglich sei.

Aber die Beweise waren schlagend. Er berührte einen Körper, der nicht mehr der seine war. Es gab noch immer Zeichen, daß Fleisch und Bein ihm gehörten - eine Blinddarmnarbe an seinem Unterbauch, ein Muttermal unter seinem Arm -, aber im wesentlichen war sein Körper zu Bildungen verlockt worden (wurde noch immer, hier und jetzt, vor seinen Augen, dazu verlockt), die ihn mit Scham erfüllten. Mit den Nägeln fuhr er über die Formen, die seinen Rumpf verunstalteten, als könnten sie sich unter seiner Attacke auflösen, aber sie bluteten bloß. In seinem Leben hatte Garvey viel gelitten (und fast alle seine Leiden sich selber zugefügt).

Er hatte Zeiten der Haft durchgemacht; war knapp schwerer Körperverletzung entgangen; hatte den Betrug schöner Frauen erduldet. Aber diese Torturen waren nichts neben der Qual, die er jetzt empfand. Er war nicht er selbst! Im Schlaf hatte man ihm den eigenen Körper weggenommen und statt seiner diesen Wechselbalg zurückgelassen. Das Grauensvolle daran zerschmetterte seine Selbstachtung und brachte seine geistige Gesundheit ins Wanken.

Außerstande, die Tränen zurückzuhalten, begann er am Gürtel seiner Hose zu zerren. Lieber Gott, stammelte er, bitte lieber Gott, laß mich noch ganz sein. Wegen der Tränen konnte er kaum etwas sehen. Er wischte sie weg und schaute sich seine Weichteile an. Als er sah, welche Mißbildungen dort im Gange waren, brüllte er, bis die Fenster klirrten.

Garvey war kein Mann der Ausflüchte. Taten, das wußte er, war mit Debattieren nicht viel gedient. Er war sich nicht im klaren, wie dieser Traktat über Verwandlung in seinen Organismus geschrieben worden war, und es interessierte ihn auch nicht sonderlich. Das einzige, woran er denken konnte, war, wie viele Tode der Schande er sterben würde, wenn dieser scheußliche Zustand je das Tageslicht erblickte. Er ging wieder in die Küche, wählte ein großes Fleischmesser aus der Schublade, brachte dann seine Kleidung in Ordnung und verließ das Haus.

Seine Tränen waren versiegt. Sie waren jetzt reine Verschwendung, und er war kein verschwenderischer Mann. Er fuhr durch die leere Stadt nach Süden zum Fluß und über die Blackfriars Bridge. Dort parkte er und ging hinunter zum Ufer. Die Themse war hoch und reißend heut nacht, die Spitzen der Wasser schaumigweiß gepeitscht.

Erst jetzt, nachdem er *so* weit gekommen war, ohne seine Absichten eingehender zu prüfen, ließ ihn Furcht vor der Vernichtung zögern. Er war ein wohlhabender und einflußreicher

Mann; gab es nicht andere Wege aus dieser Heimsuchung als gerade den, auf den er Hals über Kopf gekommen war? Pillenverkäufer, die den Irrsinn, der seine Zellen befallen hatte, rückgängig machen konnten; Chirurgen, die womöglich imstande waren, die anstößigen Partien wegzuschneiden und sein verlorrenes Selbst wieder zusammenzuflickten? Aber wie lange würden solche Lösungen vorhalten? Früher oder später würde der Prozeß wieder einsetzen; das wußte er. Ihm war nicht mehr zu helfen.

Ein heftiger Windstoß blies Gischt vom Wasser herauf. Sie regnete gegen sein Gesicht, und die Empfindung brach schließlich das Siegel seines Vergessens auf. Endlich erinnerte er sich an alles: den Duschaum, die Fontänen, die aus den durchtrennten Rohren auf den Boden klatschten, die Hitze, die lachenden und applaudierenden Frauen. Und schließlich an das Wesen, das hinter der Wasserwand hauste, ein Geschöpf, das schlimmer war als jegliches Schreckgespenst der Weiblichkeit, das sein sich zermarterndes Hirn zutage gefördert hatte. Er hatte dort gefickt, im Beisein dieses Behemoth, und in der Raserei des Akts - als er sich vorübergehend vergaß - hatten die Hexen diese Entrückung an ihm vollbracht. Sinnlos, irgend etwas zu bereuen. Was geschehen war, war geschehen. Zumindest hatte er Vorkehrungen zur Zerstörung ihrer Brutstätte getroffen. Jetzt würde er durch Selbstoperation zunichte machen, was sie durch Zauberei erreicht hatten, und ihnen so zumindest den Anblick ihres Werks verweigern.

Der Wind war kalt, aber Garveys Blut war heiß. Strömend schoß es hervor, während er wie wild auf seinen Körper einhackte. Die Themse nahm das Trankopfer begeistert entgegen. Sie schlabberte zu seinen Füßen; sie peitschte sich zu kleinen Strudeln hoch. Er war jedoch mit der Arbeit noch nicht fertig, als ihn der Blutverlust überwältigte. Macht nichts, dachte er, während ihm die Knie einknickten und er ins Wasser kippte, höchstens noch Fische werden jetzt über mich Bescheid

wissen. Daß der Tod kein Weib sein möge, war sein himmelwärts gesandtes Stoßgebet, als der Fluß sich über ihm schloß.

Als Garvey in der Nacht aufwachte und seinen Körper in Aufruhr vorfand, hatte Jerry längst das Hallenbad verlassen, sich in seinen Wagen gesetzt und versucht, nach Hause zu fahren. Er war dieser einfachen Aufgabe jedoch nicht gewachsen. Sein Blick war getrübt, sein Orientierungssinn durcheinander. Nachdem er an einer Kreuzung beinah einen Unfall gebaut hatte, parkte er den Wagen und machte sich zu Fuß auf den Heimweg. Seine Erinnerungen an das, was ihm vor kurzem widerfahren war, waren keineswegs klar, obwohl die Ereignisse nur Stunden zurücklagen. Der Kopf schwirrte ihm von sonderbaren Assoziationen. Er bewegte sich in der konkreten Welt, aber halb träumend. Erst der Anblick von Chandaman und Fryer, die im Schlafzimmer seiner Wohnung auf ihn warteten, wirkte wie eine ernüchternde Ohrfeige. Er wartete ihre Begrüßung nicht ab, sondern machte kehrt und rannte los. Sie hatten seine Alkoholvorräte geleert, während sie auf der Lauer lagen, was ihre Reaktionen verlangsamte. Er war die Treppe hinunter und aus dem Haus verschwunden, ehe sie die Verfolgung aufnehmen konnten.

Er ging zu Caroles Wohnung; sie war nicht daheim. Es machte ihm nichts aus zu warten. Eine halbe Stunde saß er auf den Eingangsstufen, und als der Mieter des Obergeschosses aufkreuzte, schlüpfte er, mit dem Mann ein paar Worte wechselnd, ins vergleichsweise warme Stiegenhaus und hielt Wache auf der Treppe. Dort döste er rasch ein und ging auf demselben Weg zurück, den er gekommen war, wieder zu der Kreuzung, wo er den Wagen hatte stehenlassen. Eine Menschenmenge kam an der Stelle vorüber. »Wohin geht ihr?« fragte er sie. »Uns die Jeburten ansehen«, antworteten sie. »Was für

*Jeburten denn?*« wollte er wissen, aber schnatternd verloren sie sich bereits in der Ferne. Er marschierte eine Zeitlang weiter. Der Himmel war finster, aber die Straßen waren dennoch von einem dünnen Schimmer blauen und schattenlosen Lichts übergossen. Unmittelbar bevor er in Sichtweite des Hallenbads kam, hörte er ein Platschen, und als er um die Ecke bog, entdeckte er, daß die Flut die Leopold Road heraufkam. Welches Meer das sei, erkundigte er sich bei den Möwen droben, denn der scharfe Salzgeruch in der Luft wies dieses Gewässer als Ozean, nicht als Fluß aus. Ob das irgendeine Rolle spiele, welches Meer es sei, erwiderten sie; ob nicht, letztendlich, alle Meere *ein* Meer seien? Er stand da und sah zu, wie die kleinen Wellen über den Asphalt krochen. Bei ihrem wenngleich sachten Vorrücken kippten sie Laternenpfähle um und unterspülten so rasch die Fundamente der Gebäude, daß letztere lautlos unter der eiszeitlichen Flut zusammenstürzten. Bald schon spielten die Wellen um seine Füße. Fische, winzige Silberpfeile, bewegten sich im Wasser.

»Jerry?«

Carole war auf der Treppe und starrte ihn an.

»Was zum Teufel ist mit dir passiert?«

»Ich wäre beinahe ertrunken«, sagte er.

Er berichtete ihr von der Falle, die ihm Garvey in der Leopold Road gestellt, und wie man ihn zusammengedroschen hatte; dann von den Schlägern bei ihm zu Hause. Sie zeigte kühles Mitgefühl. Von der Jagd durch die Labyrinthspirale oder den Frauen oder dem Etwas, das er im Duscraum gesehen hatte, sagte er ihr nichts. Er hätte es nicht in Worte fassen können, selbst wenn er gewollt hätte. Seit er das Hallenbad verlassen hatte, war er sich von Stunde zu Stunde weniger sicher, überhaupt etwas gesehen zu haben.

»Willst du hierbleiben?« fragte sie ihn, als er seinen Bericht

beendet hatte.

»Hätt' nie geglaubt, daß du das fragen würdest.«

»Du nimmst am besten erst mal ein Bad. Bist du sicher, daß sie dir nichts gebrochen haben?«

»Ich glaub', wenn, müßt' ich das mittlerweile spüren.«

Nichts gebrochen vielleicht; aber ohne irgendwelche Spuren war er nicht entkommen. Sein Rumpf war ein Flickwerk aus-reifender Blutergüsse, und von Kopf bis Fuß tat ihm alles weh. Als er nach einer halben Stunde Einweichen aus der Wanne stieg und sich im Spiegel betrachtete, schien sein Körper von den Prügeln aufgebläht, die Haut seiner Brust zart und straff. Er war kein schöner Anblick.

»Morgen mußt du zur Polizei gehn«, sagte ihm Carole später, als sie nebeneinanderlagen. »Und diesen Sauhund Garvey verhaften lassen...«

»Sollt' ich wohl...« sagte er.

Sie beugte sich über ihn. Sein Gesicht war emotionslos vor Erschöpfung. Sie küßte ihn leicht.

»Ich würd' dich ja gern lieben«, sagte sie. Er schaute sie nicht an. »Warum machst du's einem so schwer?«

»Tu ich das?« sagte er, während ihm die Augen zufielen. Sie wollte ihre Hand unter den Bademantel schieben, den er immer noch anhatte - sie hatte seine Scheu nie ganz verstanden, aber sie fand sie süß -, und ihn liebkosten. Aber die Haltung, in der er dalag, hatte etwas Abgekapseltes, das den Wunsch signalisierte, nicht angefaßt zu werden, und sie respektierte das.

»Ich mach' das Licht aus«, sagte sie, aber er schlief bereits.

Die Flut war nicht nett zu Ezra Garvey. Sie ergriff seinen



Körper, warf ihn eine Weile spielend hin und her, stocherte an ihm herum wie ein vollgestopfter Tischgast in seinem Essen, wenn er keinen Appetit mehr hat. Sie trug den Körper eine Meile stromabwärts und wurde dann seiner Last überdrüssig. Die Strömung übergab ihn dem langsameren Wasser in Ufernähe, und dort - auf der Höhe von Battersea - verfrachtete er sich in einem Schiffstau. Die Flut schwand meerwärts; Garvey nicht. Bei fallendem Wasserstand blieb er am Seil hängen, Zentimeter um Zentimeter wurde seine ausgeblutete Körpermasse bloßgelegt, während die Flut ihn verließ und die Dämmerung kam, ihn sich anzusehen. Bis acht Uhr hatte er mehr Zuschauer um sich gesammelt als nur den Morgen.

Jerry erwachte vom Geräusch der Dusche, die im angrenzenden Bad lief. Die Schlafzimmervorhänge waren noch immer zugezogen. Nur ein dünner Lichtpfad fand den Weg hinunter zu ihm. Er wälzte sich herum, um seinen Kopf im Kissen zu vergraben, wo ihn das Licht nicht stören konnte, aber sein Hirn, einmal angekurbelt, begann zu rotieren. Er hatte einen schwierigen Tag vor sich, an dem er der Polizei irgendeinen Bericht über die jüngsten Ereignisse würde erstatten müssen. Es würden Fragen gestellt werden, und einige davon könnten sich als unangenehm erweisen. Je eher er seine Geschichte überdachte, desto wasserdichter würde sie ausfallen. Er wälzte sich herum und warf das Laken ab.

Als er an sich hinuntersah, war sein erster Gedanke, daß er noch nicht wirklich aufgewacht sei, sondern noch immer seinen Kopf im Kissen vergraben habe und dieses Aufwachen nur träume. Auch den Körper träume, den er bewohnte - mit diesen knospenden Brüsten und diesem weichen Bauch. Das war nicht sein Körper; seiner war vom anderen Geschlecht.

Er versuchte, sich wachzuschütteln, aber es gab kein anderes Erwachen für ihn. Er war hier. Diese verwandelte Anatomie war seine - ihr Schlitz, ihre Glätte, ihr befremdliches Gewicht -

alles seins. In den Stunden seit Mitternacht war er in Einzelteile zerlegt und nach anderem Bilde neu geschaffen worden.

Das Geräusch der Dusche von nebenan ließ die Madonna wieder vor ihm erstehen. Und auch die Frau, die ihn in sich hineingelockt und, während er stirnrunzelnd zustieß, »Nie mehr... nie mehr...« geflüstert hatte, um ihm zu sagen - obwohl er das unmöglich ahnen konnte -, daß diese Paarung für ihn als Mann die letzte sei. Sie hatten sich verschworen - Frau und Madonna -, dieses Wunder an ihm zu vollbringen, und war es nicht der subtilste Fehlschlag seines Lebens, daß er nicht einmal sein eigenes Geschlecht behielt? Daß ihm die Männlichkeit selbst, wie Wohlstand und Einfluß, in Aussicht gestellt und dann wieder entrissen wurde?

Er stand vom Bett auf, drehte und wendete dabei seine Hände, um ihre neu entdeckte Zartheit zu bewundern, und fuhr mit den Innenflächen über seine Brüste. Er hatte weder Angst, noch war er euphorisch. Er nahm diese vollendete Tatsache hin wie ein Baby seine Verfassung hinnimmt; ohne Empfinden dafür, was sie an Gutem oder Bösem bringen mochte.

Vielleicht gab es dort, wo diese herkam, noch mehr Verzauberungen. Wenn ja, würde er wieder ins Hallenbad gehen und sie sich beschaffen; der Spirale in ihr heißes Zentrum folgen und mit der Madonna über Mysterien diskutieren. Es gab Wunder auf der Welt! Kräfte, die ohne das geringste Blutvergießen Fleisch von innen nach außen stülpen konnten, die Tyrannei des Wirklichen umstürzen und in seinem Schutt ihr Spiel entfalten konnten.

Nebenan lief die Dusche unaufhörlich weiter. Er ging zur leicht angelehnten Badetür und spähte hinein. Die Dusche war zwar aufgedreht, aber Carole stand nicht darunter. Sie saß neben der Wanne, die Hände vors Gesicht gepreßt. Sie hörte ihn an der Tür. Ihr Körper bebte. Sie schaute nicht auf.

»Ich hab's gesehen...« sagte sie. Ihre Stimme war kehlig; heiser vor kaum unterdrücktem Abscheu, »... werd' ich verrückt?«

»Nein.«

»Was geschieht denn dann?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete er schlicht. »Ist es so schrecklich?«

»Scheußlich«, sagte sie. »Abstoßend. Ich will dich nicht ansehen. Hörst du? *Ich will es nicht sehen.*« Er schenkte sich irgendwelche Gegenargumente. Sie wollte nicht über ihn Bescheid wissen, und das war ihr gutes Recht.

Er schlüpfte ins Schlafzimmer hinaus, zog seine alten und verdreckten Kleider an und machte sich wieder auf den Weg zum Hallenbad.

Unterwegs blieb er unbemerkt; oder vielmehr, falls irgendwelchen anderen Fußgängern etwas Befremdliches an ihm auffiel - eine Unvereinbarkeit zwischen den getragenen Kleidern und dem Körper darunter -, schauten sie in die andere Richtung, nicht gewillt, ein solches Problem zu einer solchen Stunde anzupacken, noch dazu nüchtern.

Als er in der Leopold Road ankam, standen drei Männer auf den Eingangsstufen. Sie unterhielten sich - freilich ohne daß er davon wußte - über das unmittelbar bevorstehende Niederreißen des Komplexes. Jerry wartete in der Eingangspassage eines Geschäfts auf der dem Hallenbad gegenüberliegenden Straßenseite, bis das Trio abzog, und begab sich dann hinüber zum Haupteingang. Er befürchtete, daß sie das Schloß ausgewechselt haben könnten, aber das war nicht der Fall. Er gelangte mühelos hinein und schloß die Tür hinter sich.

Er hatte keine Taschenlampe dabei, aber als er in das Labyrinth eintauchte, vertraute er auf seinen Instinkt, und der

ließ ihn nicht im Stich. Nach wenigen Minuten der Orientierung in den nachtdunklen Korridoren stolperte er über die Jacke, die er tags zuvor abgeworfen hatte; wenige Biegungen weiter kam er in den Raum, in dem ihn die lachende junge Frau gefunden hatte. Hier gab es einen Anflug von Tageslicht aus der dahinterliegenden Schwimmhalle. Von der Lumineszenz, die ihn zum erstenmal hierhergeführt hatte, war bis auf letzte Spuren alles verschwunden.

Mit sinkender Hoffnung eilte er durch den Raum weiter. Das Wasser reichte noch immer bis an den Beckenrand, aber fast alles Licht darin war erloschen. Eindringlich musterte er die Brühe. In der Tiefe war keinerlei Bewegung. *Sie waren fort*. Die Mütter, die Kinder. Und ohne Zweifel auch der Ursprung von allem. Die Madonna.

Er ging zum Duschraum durch. Sie war tatsächlich gegangen. Überdies war der Raum zerstört worden, wie in einem Anfall erboster Wut. Die Kacheln waren von den Wänden losgebrochen worden; die Rohre aus dem Verputz gerissen und in der Hitze der Madonna geschmolzen. Da und dort sah er Blutspritzer.

Dem Trümmerhaufen den Rücken kehrend, ging er zum Becken zurück, wobei er sich fragte, ob es sein Eindringen gewesen sei, was die Madonna und ihren Anhang aus diesem behelfsmäßigen Tempel verscheucht hatte. Aus welchem Grund auch immer, die Hexen waren jedenfalls verschwunden, und ihm, ihrem Geschöpf, blieb nichts übrig, als für sich selbst zu sorgen, ihrer Mysterien beraubt.

Verzweifelt wanderte er den Beckenrand entlang. Die Wasseroberfläche war nicht völlig ruhig. Ein Kreis kleiner Wellen war darin erwacht, der sich mit jedem Herzschlag vergrößerte. Er starrte den Wasserwirbel an, der an Schwungkraft zunahm und die Arme über das Becken hinausschleuderte. Der Wasserstand hatte plötzlich zu fallen

begonnen. Der Wirbel wurde rasch zu einem Strudel, um den das Wasser herumschäumte. Irgendeine Klappe war im Beckenboden geöffnet worden, und die Wasser flossen allmählich ab. War die Madonna etwa auf diesem Weg geflohen? Er stürmte zum anderen Ende des Beckens zurück und untersuchte die Fliesen. Ja! Sie hatte eine Flüssigkeitsspur hinterlassen, während sie aus ihrem Heiligtum zur Sicherheit des Beckens kroch. Und wenn *sie* auf diesem Weg fortgezogen war, waren sie ihr da nicht alle gefolgt?

Wohin die Wasser abflossen, davon hatte er keine Ahnung. In die Kanalisation womöglich und dann zur Themse und schließlich hinaus zum Meer. Zum Tod durch Ertrinken; zur Vernichtung der Zauberei. Oder über irgendeinen geheimen Kanal hinab in die Erde, zu irgendeiner vor Nachforschung sicheren Zufluchtsstätte, wo Entrückung nicht verboten war.

Rasch wurde das Wasser rasend unter der Saugwirkung, die es fortrief. Der Strudel wirbelte und schäumte und spie. Jerry musterte die Form, die er beschrieb. Eine Spirale natürlich, elegant und unentrinnbar. Die Wasser fielen jetzt schnell; das Plätschern war zu einem donnernden Brausen angewachsen. Sehr bald würde alles verschwunden sein, der Zugang zu einer anderen Welt versiegelt und versäumt.

Ihm blieb keine Wahl: Er sprang. Der kreiselnde Sog schnappte augenblicklich nach ihm. Er hatte kaum Zeit, Atem zu holen, ehe er unter die Oberfläche gezogen und rundherum und hinab zum Grund gezerzt wurde. Er spürte seinen mehrfachen Aufprall gegen den Beckenboden, schlug dann einen Salto, während er unerbittlich immer näher zum Abfluß gesaugt wurde. Er öffnete die Augen. Und im selben Moment zerrte ihn die Strömung zum Rand, und darüber hinaus. Der Strom nahm ihn in seine Obhut und warf ihn hin und her in seiner Raserei.

Weiter vorn war Licht. In welcher Entfernung es lag, ließ

sich schwer schätzen, aber was spielte das für eine Rolle? Wenn er ertränke, ehe er die Stelle erreichte und diese Reise als Toter beendete - was tat das schon? Der Tod war nicht gewisser als der Traum von Männlichkeit, in dem er all diese Jahre gelebt hatte. Das Vokabular realistischer Beschreibung ist letztlich nur dazu da, auf den Kopf gestellt, ins Gegenteil verkehrt und von innen nach außen gestülpt zu werden. Die Erde war hell, nicht wahr, und wahrscheinlich voller Sterne. Er öffnete den Mund und schrie, während das Licht immer stärker wurde, eine Hymne in den Strudel, zum Lobpreis des Paradoxons.

*Babels Kinder*



Weshalb konnte Vanessa einer Straße, die nicht durch einen Wegweiser ausgeschildert war, nie widerstehen? Nie dem Weg, der Gott weiß wohin führte? Begeistert war sie immer schon der Nase nach gegangen, und das hatte sie in der Vergangenheit oft genug in Schwierigkeiten gebracht. Eine verirrt in den Alpen zugebrachte Nacht mit beinahe tödlichem Ausgang; jene Episode in Marrakesch, die fast mit einer Vergewaltigung endete; das Abenteuer mit dem Schwertschluckerlehrling im Dickicht von Lower Manhattan. Und trotz allem, was bittere Erfahrung sie hätte lehren sollen: Wenn sie die Wahl hatte zwischen einer beschilderten und einer unbeschilderten Straße, entschied sie sich stets, da gab es keine Frage, für die letztere.

Hier zum Beispiel. Diese Straße, die sich zur Küste von Kithnos schlängelte: Was hatte sie wohl schon zu bieten, außer einer ereignislosen Fahrt durch das gestrüppbewachsene Gelände hier in dieser Gegend - unterwegs eventuell die Begegnung mit einer Ziege - und von den Klippen eine Aussicht auf die blaue Ägäis. Eine solche Aussicht konnte sie von ihrem Hotel in der Merikha-Bucht aus genießen und brauchte dabei nicht einmal unbedingt aus dem Bett zu steigen. Aber die anderen Landstraßen, die von dieser Kreuzung wegführten, waren so eindeutig *ausgeschildert*: eine nach Loutra mit seiner verfallenen venezianischen Feste, die andere nach Driopis. Sie hatte keines der beiden Dörfer besucht, die angeblich ganz reizend waren, aber die Tatsache, daß sie so eindeutig beim Namen genannt wurden, beeinträchtigte ihre Anziehungskraft für Vanessa erheblich. Diese andere Straße hingegen, mochte sie auch nirgendwohin führen - und wahrscheinlich *war* das auch der Fall -, führte zumindest zu einem *namenlosen* Nirgendwo. Das war keine geringe Empfehlung. Und so setzte Vanessa aus reinem Spleen auf ihr die Fahrt fort.

Die Landschaft beiderseits der Straße (oder, wozu sie sehr



schnell wurde, des *Weges*) war bestenfalls mittelprächtigt. Selbst die Ziegen, die Vanessa erwartet hatte, waren nirgends zu sehen; aber schließlich wirkte die spärliche Vegetation auch alles andere als nahrhaft. Die Insel war kein Paradies. Im Unterschied zu Santorin mit seinem pittoresken Vulkan oder Mykonos - dem Sodom der Kykladen - mit seinen feudalen Stränden und noch feudaleren Hotels hatte Kithnos keinerlei touristische Attraktionen vorzuweisen. Eben deswegen war sie hier; so weit weg von den Massen, wie es ihr nur möglich gewesen war. Dieser Weg würde sie zweifellos noch weiter von ihnen entfernen.

Der von den Hügeln zu ihrer Linken ertönende Schrei war nicht zu ignorieren. Es war ein Schrei nackter Angst, und er war unüberhörbar trotz des Gebrumms ihres Mietwagens. Sie brachte das altertümliche Fahrzeug zum Stehen und stellte den Motor ab. Und wieder erschallte der Schrei, gefolgt von einem Schuß, einer Pause, dann einem zweiten Schuß. Ohne nachzudenken, öffnete sie die Wagentür und stieg aus. Die Luft duftete nach Sandlilien und wildem Thymian - Gerüche, die der Benzingestank im Wageninneren erfolgreich überdeckt hatte. Noch während sie den Wohlgeruch einatmete, hörte sie einen dritten Schuß, und diesmal sah sie, wie eine Gestalt - zu weit von ihr entfernt, um erkennbar zu sein, selbst wenn es ihr eigener Mann gewesen wäre - die Spitze eines der Hügel erklomm, nur um wieder in einer Mulde zu verschwinden. Drei oder vier Herzschläge später, und die Verfolger des Mannes erschienen. Wieder wurde ein Schuß abgefeuert; aber, wie sie erleichtert feststellte, eher in die Luft als auf den Gejagten. Sie warnten ihn damit eher stehenzubleiben, als ihn gezielt töten zu wollen. Die Verfolger waren ebenso undeutlich zu erkennen wie der Flüchtige, außer daß sie - was irgendwie ominös anmutete - von Kopf bis Fuß in wogendes schwarzes Gewand gekleidet waren.

Sie zögerte neben ihrem Wagen, unschlüssig, ob sie wieder

einsteigen und wegfahren oder ob sie losgehen und nachschauen sollte, worum es bei diesem Versteckspiel eigentlich ging. Pistolenschüsse waren nicht gerade angenehm, aber konnte sie allen Ernstes einem solchem Geheimnis den Rücken kehren? Die Männer in Schwarz waren hinter ihrer Jagdbeute her verschwunden, aber Vanessa heftete den Blick auf die Stelle, an der sie sie zuletzt erblickt hatte, und machte sich dorthin auf den Weg, hielt sich dabei jedoch gebückt, so gut sie konnte.

Entfernungen waren in solch unauffälligem Terrain trügerisch; ein sandiger Hügel sah mehr oder minder wie der andere aus. Ganze zehn Minuten lavierte sie sich zwischen dem Spritzgurkenbewuchs hindurch, ehe sie sich darüber klar wurde, daß sie die Stelle verfehlt hatte, an der Verfolgter und Verfolger verschwunden waren - und unterdessen hatte sie sich in einem Meer grasbeschopter Kuppen verlaufen. Die Schreie waren längst verstummt, die Schüsse gleichfalls. Nur noch der Laut von Möwen umgab sie hier und das schnarrende Debattieren von Zikaden zu ihren Füßen.

»Verdammt«, sagte sie. »Weshalb lass' ich mich auf so was ein?«

Sie suchte sich den größten Hügel in der Nähe aus und stapfte mühsam, da ihre Füße in dem sandigen Untergrund wenig Halt fanden, seinen Hang hinauf; womöglich gab der Aussichtspunkt einen Blick auf den Weg frei, den sie verlassen hatte, oder sogar aufs Meer. Wenn sie die Klippen entdeckte, könnte sie die Stelle, an der sie den Wagen verlassen hatte, in etwa bestimmen und in dieser ungefähren Richtung losziehen, mit der Gewißheit, daß sie den Weg früher oder später erreichen mußte. Aber der Buckel war zu kümmerlich; das einzige, was von oben aus offenbar wurde, war das Ausmaß ihrer Einsamkeit. Nach allen Richtungen die gleichen ununterscheidbaren Hügel, die ihre Rücken der

Nachmittagssonne entgegenreckten. Voller Verzweiflung leckte sie einen Finger ab und streckte ihn dann in die Luft; höchstwahrscheinlich wehte die Brise vom Meer her, und sie rechnete damit, diese dürftige Information als Basis für ihre geistige Kartographie verwenden zu können. Es ging nur ein schwaches Lüftchen, aber es war der einzige Anhaltspunkt den sie hatte, und sie marschierte in die Richtung los, in der, wie sie hoffte, der Weg lag.

Fünf zunehmend atemraubende Minuten trampelte sie die Hügel hinauf und hinunter, um nach Erklettern eines der Hänge unversehens nicht ihren Wagen, sondern eine Gruppe weißgetünchter Gebäude zu erblicken - beherrscht von einem gedrun-genen Turm und mit einer hohen Mauer eingefast wie ein Fort -, von denen sie auf ihren bisherigen Ausgucken nichts zu Gesicht bekommen hatte.

Sofort schoß ihr durch den Kopf, daß dies der Ausgangspunkt des Davonlaufenden und seiner übereifrigen Bewunderer sein müsse, und daß es die Vernunft wahrscheinlich verbot, sich dem Ort zu nähern. Aber andererseits - würde sie, ohne daß ihr jemand die Richtung wies, nicht ewig in dieser Öde herumwandern und nie wieder zum Wagen zurückfinden? Außerdem wirkten die Gebäude beruhigend harmlos. Andeutungsweise lugte sogar Blattwerk über die hohen Mauern, was auf einen abgeschiedenen Garten im Innern schließen ließ; vielleicht bekäme sie dort zumindest etwas Schatten. Sie steuerte auf den Eingang zu.

Erschöpft langte sie an dem schmiedeeisernen Tor an. Wieder einmal gestand sie sich das Ausmaß ihrer Erschlaffung erst ein, als die Erholung absehbar war. Nach dem mühseligen Marsch über die Hügel zitterten ihr die Schenkel und die Waden, als ob sie zu nichts mehr zu gebrauchen wären.

Einer der großen Torflügel war halboffen, und sie trat ein. Der Hof dahinter war gepflastert und von Taubenkot

gesprenkelt; mehrere der Missetäter saßen in einem Myrtenbaum und gurrten bei Vanessas Erscheinen. Vom Hof führten verschiedene überdachte Laufgänge in ein Gebäudelabyrinth. Das Abenteuer hatte Vanessas Spleen noch nicht gedämpft, und so folgte sie dem am wenigsten verheißungsvollen, der sie aus der Sonne in eine laue, von schlichten Holzbänken gesäumte Passage führte, und am anderen Ende hinaus in einen kleineren Hofbezirk.

Hier fiel die Sonne auf eine der Mauern; in einer Nische derselben stand eine Statue der Jungfrau Maria - das allbekannte Kind, den Finger segnend erhoben, thronte auf ihrem Arm. Und jetzt, beim Anblick der Statue, rückten die Stücke dieses Geheimnisses an ihren richtigen Platz: die Abgelegenheit, die Stille, die Einfachheit der Höfe und Laufgänge - das hier war bestimmt eine religiöse Einrichtung.

Vanessa war seit ihrer frühen Jungmädchenzeit gottlos und hatte in den dazwischenliegenden fünfundzwanzig Jahren selten die Schwelle einer Kirche überschritten. Jetzt, mit einundvierzig, war sie über jeden Gesinnungswandel weit hinaus, und so fühlte sie sich hier doppelt als Eindringling. Aber schließlich suchte sie ja keine Zuflucht, oder? Nur eine Orientierungshilfe danach. Sie konnte fragen und gleich wieder verschwinden.

Während sie über den sonnenbeschiedenen Steinboden voranschritt, verspürte sie jene merkwürdige Befangenheit, aus der sie automatisch folgerte, daß man ihr nachspionierte. Diese Sensibilität hatte sich durch ihr Leben mit Ronald zu einem sechsten Sinn verfeinert. Seine lächerliche Eifersucht, die erst vor drei Monaten ihre Ehe beendet hatte, hatte bei ihm zu Techniken des Ausspionierens geführt, deren sich die Agenturen von Whitehall oder Washington nicht hätten zu schämen brauchen. Jetzt fühlte sie nicht ein, sondern mehrere Augenpaare auf sich. Sie blinzelte zu den schmalen Fenstern hinauf, die den Hof überschauten, und glaubte an einem von ihnen Be-

wegung zu erkennen, doch niemand machte sich die Mühe, zu ihr hinunterzurufen. Ein Stummheitsgebot vielleicht, ein so rigoros eingehaltenes Schweigegelöbnis, daß sie sich mit den Bewohnern in Zeichensprache verständigen mußte? Na gut, sei's drum.

Irgendwo hinter sich hörte sie das Geräusch laufender Füße; mehrere Paare, die auf sie zueilten. Und vom Laufgang her drang das Klirren des sich schließenden Eisentors zu ihr. Aus irgendeinem Grund kam ihr Herzrhythmus ins Stolpern und brachte ihr Blut in Aufruhr. Es schoß ihr ins Gesicht. Ihre geschwächten Beine begannen erneut zu schlottern.

Sie drehte sich zur Quelle jenes eiligen Getrappels um, und dabei fiel ihr auf, daß sich der Kopf der steinernen Jungfrau um einen Bruchteil bewegte. Die blauen Augen waren Vanessa über den Hof gefolgt und folgten ihr jetzt unverkennbar in umgekehrter Richtung. Stocksteif blieb sie stehen; am besten nicht laufen, dachte sie, mit Unserer Lieben Frau im Nacken. Es hätte sowieso nichts genutzt, die Flucht zu ergreifen, weil eben jetzt drei Nonnen mit wallenden Gewändern aus dem Schatten der Arkaden auftauchten. Nur ihre Bärte und die schimmernden Selbstladegewehre, die sie bei sich trugen, zerstörten die Illusion, daß sie Christi Bräute seien. Womöglich hätte sie über diese Unvereinbarkeit gelacht, wenn die ihre Waffen nicht geradewegs auf ihr Herz gerichtet hätten.

Kein erklärendes Wort fiel; aber schließlich war an einem Ort, der bewaffnete Männer in Nonnenkleidung beherbergte, ein Aufblitzen der holden Vernunft zweifellos so selten wie gefiederte Frösche.

Sie wurde ohne weitere Umschweife von den drei heiligen Schwestern - die sie behandelten, als ob sie soeben den Vatikan ausradiert hätte - aus dem Hof geschafft und einer raschen Leibesvisitation unterzogen. Sie nahm diesen Übergriff mit allenfalls flüchtigen Einwendungen hin. Keinen Moment lang ließen

sie sie aus dem Visier. Und unter solchen Umständen schien Gehorsam das beste. Nach beendeter Durchsuchung bat sie einer höflich, sich wieder anzuziehen, und sie wurde in ein kleines Zimmer eskortiert und eingesperrt.

Kurze Zeit später brachte ihr eine der Nonnen eine Flasche wohlschmeckenden Retsina und, um diesen Katalog der Unvereinbarkeiten zu vervollständigen, die beste Pfannenpizza, die sie, soweit sie sich erinnerte, diesseits von Chicago je gegessen hatte. Die im Wunderland verirrt Alice hätte das nicht sonderbarer finden können.

»Womöglich liegt ein Irrtum vor«, räumte der Mann mit dem gewichsten Schnurrbart nach mehrstündigem Verhör ein. Erleichtert stellte sie fest, daß er trotz der Garnisonskluft nicht unbedingt für eine Äbtissin gehalten werden wollte. Sein Büro - wenn es das war - war spärlich möbliert, der einzig bemerkenswerte Gegenstand ein menschlicher Schädel mit fehlendem Unterkiefer, der auf dem Schreibtisch thronte und sie ausdruckslos anstierte. Der Mann selber war besser ausgestaffiert als das Zimmer; die Fliege makellos gebunden, die Bügelfalten seiner Hose messerscharf. Aus seinem bedachten Englisch meinte Vanessa die Andeutung eines Akzents herauszuhören. Französisch? Deutsch? Erst als er etwas Schokolade aus seinem Schreibtisch hervorholte, kam sie zu der Überzeugung, daß er Schweizer war. Er heiße, so behauptete er, Mr. Klein.

»Ein Irrtum?« sagte sie. »Da haben Sie verdammt recht, daß hier ein Irrtum vorliegt!«

»Wir haben Ihren Wagen gefunden. Wir haben bei Ihrem Hotel nachgecheckt. Insoweit hat sich Ihre Geschichte bestätigt.«

»Ich bin keine Lügnerin«, sagte sie. Über einen höflichen Umgang mit Mr. Klein war sie lang schon hinaus, ungeachtet seiner Bestechungsversuche mit den Süßigkeiten. Mittlerweile

mußte es, ihrer Schätzung nach, spät abends sein, obwohl man das, da sie keine Uhr trug und der kahle kleine Raum, der sich im Innersten eines der Gebäude befand, keine Fenster hatte, schwerlich entscheiden konnte. Bei dieser ausschließlichen Beanspruchung ihrer erschöpften Aufmerksamkeit durch Mr. Klein und seine unterernährte Nummer zwei hatte sich die Zeit ineinandergeschoben. »Na, da bin ich ja froh, daß Sie zufrieden sind«, sagte sie. »Sind Sie dann so gut und lassen mich in mein Hotel zurück? Ich bin müde.«

Klein schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte er. »Ich fürchte, das ist nicht möglich.«

Vanessa stand rasch auf, und die heftige Bewegung warf ihren Stuhl um. Auf den Laut hin öffnete sich innerhalb einer Sekunde die Tür, und eine der bärtigen Schwestern erschien, die Pistole schußbereit.

»Alles in Ordnung, Stanislaus«, schnurrte Mr. Klein, »Mrs. Jape hat mir nicht die Kehle durchgeschnitten.«

Schwester Stanislaus zog sich zurück und schloß die Tür hinter sich.

»Wozu?« fragte Vanessa; das Erscheinen des Wächters hatte sie von ihrer Wut abgelenkt.

»Wozu was?« fragte Mr. Klein.

»Die Nonnen.«

Klein seufzte tief und legte seine Hand an die Kaffeekanne, die eine volle Stunde vorher gebracht worden war, um zu sehen, ob sie noch warm war. Er goß sich eine halbe Tasse ein, ehe er antwortete. »Meiner Ansicht nach ist vieles davon überflüssig, Mrs. Jape, und ich kann Ihnen *persönlich* versichern, daß ich alles dransetze, daß man Sie so schnell wie menschenmöglich freiläßt. In der Zwischenzeit bitte ich um Ihre Nachsicht. Fassen Sie's als ein Spiel auf...« Leichte

Verbitterung überzog sein Gesicht. »... Die mögen Spiele.«

»Wer?«

Klein runzelte ärgerlich die Stirn. »Ach, nichts«, sagte er. »Je weniger Sie wissen, desto weniger müssen wir Sie vergessen lassen.«

Vanessa taxierte mit runden Augen den Schädel. »Nichts von dem ergibt irgendeinen Sinn«, sagte sie.

»Soll es auch nicht«, antwortete Mr. Klein. Er hielt inne, um an seinem abgestandenen Kaffee zu nippen. »Sie haben einen bedauerlichen Fehler begangen, Mrs. Jape. Und wir haben natürlich den Fehler begangen, Sie hereinzulassen. Normalerweise sind unsere Sicherheitsvorkehrungen strenger, als Sie sie vorgefunden haben. Aber Sie haben uns ohne Bewachung angetroffen ... und da konnten wir dann nur noch...«

»Schaun Sie«, sagte Vanessa, »ich weiß nicht, was hier vor sich geht. Ich *will* es auch nicht wissen. Ich will einzig und allein, daß man mir erlaubt, in mein Hotel zurückzugehen und in Frieden meinen Urlaub zu Ende zu bringen.« Nach dem Gesichtsausdruck ihres Vernehmungsbeamten zu urteilen, erwies sich ihr Appell nicht als überzeugend. »Ist denn das zuviel verlangt?« sagte sie. »Ich hab' nichts *getan*, ich hab' nichts *gesehen*. Wo liegt das Problem?«

Mr. Klein stand auf. »Das Problem«, wiederholte er leise für sich. »Das ist die Frage.« Er machte jedoch keinen Versuch zu antworten. Rief lediglich: »Stanislaus?«

Die Tür öffnete sich, und die Nonne war da.

»Bringen Sie Mrs. Jape wieder auf ihr Zimmer, ja?«

»Ich werd' bei meiner Botschaft protestieren!« sagte Vanessa mit ausbrechendem Unmut. »Ich habe Rechte!«



»Bitte«, sagte Mr. Klein und schaute gequält drein.  
»Herumbrüllen hilft keinem von uns weiter.«

Der Nonnenwachmann packte Vanessa am Arm. Sie spürte die Nähe seiner Pistole.

»Gehen wir?« fragte er höflich.

»Hab' ich denn eine Wahl?« antwortete sie.

»Nein.«

Das Erfolgsrezept einer guten Posse, so hatte sie einmal ihr Schwager, ein ehemaliger Schauspieler, informiert, bestand darin, sie mit tödlichem Ernst aufzuführen. Keine heimlichen Andeutungen ans Publikum zur Signalisierung der komischen Intention des Possenspielers; keine Begleitaktion, die so unerhört war, daß sie die Realität des Stücks in Frage stellte. Gemessen an diesen strikten Standards, war sie von einer Profibersetzung umgeben. Trotz Verhaltensweisen, Nonnenschleiern und spionierenden Madonnen waren alle darauf bedacht, so zu agieren, als ob diese lächerliche Situation in keiner Weise den Rahmen des Normalen sprengte. Was sie auch anstellen mochte, sie konnte sie nicht dazu zwingen, Farbe zu bekennen; ihre Pokergesichter nicht verstören, ihnen nicht ein einziges Zeichen der Befangenheit abringen. Offenkundig fehlte ihr das erforderliche Talent für diese Art Komödie. Je eher sie ihren Irrtum einsahen und sie aus dem Ensemble entließen, desto froher würde sie sein.

Sie schlief gut, wozu ihr die Hälfte einer Flasche Whisky verhalf, die irgendein aufmerksamer Mensch in ihr kleines Zimmer gestellt hatte, bevor sie dorthin zurückkehrte. Selten hatte sie innerhalb so kurzer Zeit so viel getrunken, und als sie - gerade zur Morgendämmerung - von einem leichten Pochen an ihrer Tür geweckt wurde, fühlte sich ihr Kopf geschwollen

an und ihre Zunge wie ein Wildlederhandschuh. Sie brauchte einen Augenblick, um sich zurechtzufinden, währenddessen das Klopfen wiederholt wurde und das kleine Fenster in der Tür von außen aufging. Ein zudringliches Gesicht drückte sich gegen die Öffnung: das eines alten Mannes mit pilzartigem Bart und verstörten Augen.

»Mrs. Jape«, zischelte er. »*Mrs. Jape*. Können wir kurz miteinander reden?«

Sie ging zur Tür hinüber und schaute durch das Fenster. Der Atem des Alten bestand zu zwei Teilen aus Ouzo, zu einem aus frischer Luft, und sie drängte sich lieber nicht zu nah ans Fenster, obwohl er sie heranwinkte.

»Wer sind Sie?« fragte Vanessa, nicht einfach aus reiner Neugier, sondern weil die Gesichtszüge, sonnenverbrannt und ledrig, sie an jemanden erinnerten.

Der Mann warf ihr einen zittrigen Blick zu. »Ein Verehrer«, sagte er.

»Kenn' ich Sie?«

Er schüttelte den Kopf. »Sie sind viel zu jung«, sagte er. »Aber ich kenne *Sie*. Ich hab' gesehen, wie Sie reinkamen. Ich wollte Sie warnen, aber dazu hatt' ich keine Zeit.«

»Hält man Sie hier auch gefangen?«

»Gewissermaßen. Aber sagen Sie ... haben Sie Floyd gesehen?«

»Wen?«

»Er ist entflohen. Vorgestern.«

»Ach«, sagte Vanessa, die diese hingeworfenen Perlen allmählich aufzureihen begann. »Floyd war der Mann, den die gejagt haben?«

»Zweifellos. Er ist hinausgeschlüpft, wissen Sie. Sie sind ihm nach - die Trottel - und haben das Tor offengelassen. Die Sicherheit ist neuerdings *skandalös*...« Es hörte sich an, als sei er über die Situation wirklich schockiert. »... Nicht daß ich mich nicht freue, daß Sie hier sind.« Sie glaubte in seinem Blick eine gewisse Verzweiflung wahrzunehmen; einen tiefen Kummer, gegen den er ankämpfte. »Wir hörten Schüsse«, sagte er. »Sie haben ihn nicht erwischt, oder?«

»Soviel ich gesehen habe, nicht«, antwortete Vanessa. »Ich bin hin, um nachzusehen. Aber nichts ließ darauf schließen...«

»Ha!« sagte der Alte, und sein Gesicht hellte sich auf. »Womöglich ist er also tatsächlich entwischt.«

Es war Vanessa bereits durch den Kopf gegangen, daß diese Unterhaltung eine Falle sein könnte; daß der Alte das willenlose Werkzeug derer, die sie gefangengenommen hatten, war und das Ganze lediglich eine andere Methode, Informationen aus ihr herauszuquetschen. Aber ihr Instinkt sagte ihr etwas anderes. Der Alte schaute sie mit solcher Zuneigung an, und sein Gesicht, das eines Meisterclowns, schien zur Heuchelei unfähig. Was auch geschehen mochte, sie *traute* ihm. Es blieb ihr kaum eine Wahl.

»Helfen Sie mir hier raus«, sagte sie. »Ich muß unbedingt hier raus.«

Er sah niedergeschmettert drein. »So schnell?« sagte er. »Sie sind eben erst angekommen.«

»Ich bin kein Dieb.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich bin nicht gern eingesperrt.«

Er nickte. »Natürlich nicht«, antwortete er und machte sich stumme Vorhaltungen wegen seines Egoismus. »Tut mir leid. Es ist bloß, daß eine schöne Frau...« Er brach ab, versuchte es dann anders. »Das Wortemachen hat mir noch nie recht gele-

gen...«

»Sind Sie *sicher*, daß ich Sie nicht von irgendwoher kenne?« erkundigte sich Vanessa. »Ihr Gesicht kommt mir irgendwie bekannt vor.«

»Wirklich?« sagte er. »Das ist aber schön. Wir alle glauben, daß wir hier vergessen sind, wissen Sie.«

»Alle?«

»Wir wurden vor so langer Zeit entführt. Viele von uns standen mit ihren Forschungen erst am Anfang. Deswegen hat Floyd die Flucht versucht. Er wollte vor dem Ende noch ein paar Monate lang anständige Arbeit leisten. Ich hab' manchmal die gleichen Anwandlungen.« Er brach seinen melancholischen Gedankengang ab und kam auf ihre Frage zurück. »Mein Name ist Harvey Gomm; Professor Harvey Gomm. Doch neuerdings vergess' ich, *wofür* ich Professor war.«

Gomm. Es war kein gewöhnlicher Name, und er ließ etwas anklingen, aber im Moment fiel ihr die Melodie dazu nicht ein.

»Sie erinnern sich nicht, oder?« fragte er und schaute ihr dabei direkt in die Augen.

Sie hätte am liebsten gelogen, aber das würde den Mann - die einzige Stimme der Normalität, die sie hier entdeckt hatte - möglicherweise mehr befremden als die Wahrheit, und die lautete: »Nein... ich kann mich nicht genau erinnern. Vielleicht ein kleiner Anhaltspunkt?«

Aber ehe er ihr ein weiteres Stück von seinem Geheimnis preisgeben konnte, hörte er Stimmen. »Kann jetzt nicht reden, Mrs. Jape.«

»Nennen Sie mich Vanessa.«

»Darf ich?« Er strahlte, als hätte sie ihm ein unschätzbares Geschenk gemacht. »*Vanessa*.«

»Sie werden mir doch helfen?« sagte sie.

»So gut ich kann«, antwortete er. »Aber wenn Sie mich in Gesellschaft antreffen...«

»... sind wir uns nie begegnet.«

»Genau. *Au revoir*.« Er schloß die Klappe in der Tür, und sie hörte seine Schritte den Gang entlang verhallen. Als ihr Bewacher, ein liebenswürdiger Schläger namens Guillemot, mehrere Minuten später mit einem Tablett Tee aufkreuzte, war sie die Freundlichkeit selbst.

Ihr Ausbruch vom Vortag schien doch etwas gefruchtet zu haben. An diesem Morgen schaute nach dem Frühstück Mr. Klein kurz bei ihr herein, um ihr zu sagen, daß sie in die Anlagen hinausdürfe (unter Guillemots Aufsicht), um die Sonne genießen zu können. Ferner wurde sie mit einer neuen Garnitur Kleider versorgt - ein bißchen zu groß, aber ein willkommener Ersatz für die verschwitzten Kleidungsstücke, die sie jetzt über vierundzwanzig Stunden anhatte. Dieses letzte Zugeständnis an ihren Komfort hatte jedoch einen Pferdefuß. So erfreut sie auch war, saubere Unterwäsche zu tragen - die Tatsache, daß man sie überhaupt mit der Kleidung versorgt hatte, ließ darauf schließen, daß Mr. Klein nicht mit einer baldigen Freilassung rechnete.

Wie lange würde es wohl schätzungsweise dauern, bis der ziemlich beschränkte Chef ihres winzigen Hotels merkte, daß sie nicht zurückkam; und was würde er in diesem Fall tun? Vielleicht hatte er bereits die Behörden alarmiert; vielleicht fänden sie den verlassenen Wagen und verfolgten ihre Spur bis zu dieser sonderbaren Festung.

Was diesen letzten Punkt betraf, so wurden ihre schwachen Hoffnungen an eben demselben Morgen während ihres Ver-

dauungsspaziergangs zerschlagen. Ihr Wagen war in der Lorbeerbaumeinfriedung neben dem Tor geparkt, und den ausgiebigen Segnungen nach zu urteilen, die die Tauben darauf hatten regnen lassen, stand er schon seit gestern abend hier. Die sie gefangenhielten waren bestimmt keine Narren. Sie würde möglicherweise warten müssen, bis jemand zu Hause in England anfinde, sich Sorgen zu machen, und Nachforschungen über ihren Verbleib anstellte; in der Zwischenzeit könnte sie durchaus an Langeweile sterben.

Andere an diesem Ort hatten Zerstreuungen gefunden, um nicht dem Irrsinn zu verfallen. Während Vanessa, in Begleitung Guillemots, an diesem Morgen in den Anlagen herumwanderte, konnte sie von einem nahegelegenen Hof deutlich Stimmen hören - darunter auch die von Gomm. Sie waren laut und hell vor Aufregung.

»Was geht da vor sich?«

»Sie spielen«, antwortete Guillemot.

»Können wir hin und zuschauen?« fragte sie beiläufig.

»Nein...«

»Ich mag Spiele.«

»Ach ja?« sagte er. »Dann spielen wir was, ja?«

Das war nicht die Reaktion, die sie erhofft hatte, aber auf der Forderung zu bestehen, hätte möglicherweise Verdacht erregt.

»Warum nicht?« sagte sie.

Das Vertrauen des Mannes zu gewinnen, konnte nur von Vorteil für sie sein.

»Poker?« sagte er.

»Hab' ich noch nie gespielt.«

»Ich bring' es Ihnen bei«, erwiderte er. Die Vorstellung gefiel ihm offensichtlich. Im angrenzenden Hof schrien die Spieler jetzt alle durcheinander. Es hörte sich an, als ginge es um irgendeine Art Rennen, den unterschiedlichen Anfeuerungs-schreien nach zu urteilen sowie dem anschließenden Abschwellen des Lärmpegels beim Erreichen der Ziellinie. Guillemot ertappte sie beim Lauschen.

»Frösche«, sagte er. »Sie veranstalten Froschrennen.«

»Ich hab' mich schon gefragt...«

Guillemot blickte sie fast zärtlich an und sagte: »Besser nicht.«

Trotz Guillemots Rat konnte Vanessa, nachdem sie ihre Aufmerksamkeit einmal den Geräuschen dieser Spiele zugewandt hatte, den Lärm nicht aus ihrem Kopf vertreiben. An- und abschwellend setzte er sich den ganzen Nachmittag lang fort. Hin und wieder kam es zu Lachausbrüchen, ebenso häufig zu Streitereien. Sie waren wie Kinder, Gomm und seine Freunde, daß sie sich wegen einer so belanglosen Beschäftigung wie Froschrennen derartig in die Wolle kriegten. Aber in Ermangelung sinnvollerer Arten des Zeitvertreibs - konnte sie es ihnen verdenken? Als am späten Nachmittag Gomms Gesicht an der Tür erschien, war fast das erste, was sie sagte: »Ich hab' Sie heute morgen in einem der Höfe gehört. Und heute nachmittag auch. Sie schienen sich nicht schlecht amüsiert zu haben.«

»Ach, die Spiele«, antwortete Gomm. »Heut war einiges los. So viel zu entscheiden.«

»Glauben Sie, Sie könnten die andern vielleicht dazu überreden, daß ich bei Ihnen mitmachen darf? Ich langweile mich hier so.«

»Arme Vanessa. Ich wünschte, ich könnte helfen. Aber es

ist praktisch unmöglich. Wir sind momentan derart überarbeitet, vor allem wo Floyd jetzt nicht mehr da ist.«

Überarbeitet? dachte sie. *Vom Froschrennen-Veranstalten?* Da sie ihn aber nicht beleidigen wollte, äußerte sie ihre Zweifel nicht. »Was geht hier vor?« fragte sie. »Sie sind doch keine Kriminellen, oder?«

Gomm wirkte empört. »*Kriminelle?*«

»Tut mir leid...«

»Nein. Ich kann Ihre Frage durchaus verstehen. Es muß Ihnen wohl merkwürdig vorkommen... wie man uns hier hinter Schloß und Riegel hält. Aber trotzdem, Kriminelle sind wir nicht.«

»Was dann? Was ist das große Geheimnis?«

Gomm atmete tief ein, ehe er antwortete. »Wenn ich's Ihnen verrate«, sagte er, »werden Sie uns helfen, hier rauszukommen?«

»Wie?«

»Ihr Wagen. Er steht vorn.«

»Ja, ich hab' ihn gesehen...«

»Wenn wir an ihn rankommen könnten, würden Sie uns fahren?«

»Wie viele seid ihr?«

»Insgesamt vier. Ich, Ireniya, Mottershead und dann noch Goldberg. Natürlich läuft Floyd wahrscheinlich irgendwo da draußen rum, aber der muß eben selbst sehen, wie er zurechtkommt. «

»Es ist ein kleiner Wagen«, antwortete sie.

»Wir sind auch klein«, erwiderte Gomm. »Man schrumpft



mit dem Alter, wissen Sie, wie Dörrobst. Und wir *sind* alt. Zusammen mit Floyd haben wir's auf dreihundertneunzig Jahre gebracht. All die bittere Erfahrung«, sagte er, »und keiner von uns *weise*.«

Im Hof draußen vor Vanessas Zimmer erhob sich plötzlich lautes Geschrei. Gomm verschwand von der Tür und tauchte kurz wieder auf, um zu murmeln: »Sie haben ihn gefunden. O mein Gott, sie haben ihn gefunden.« Dann floh er.

Vanessa ging zum Fenster und spähte hinaus. Von dem Hof da unten konnte sie nicht viel sehen, aber was sie sehen konnte, war voll hektischer Betriebsamkeit und hierhin und dorthin flitzenden Schwestern. Im Zentrum dieses Tumults konnte sie eine kleine Gestalt erkennen - ohne Zweifel der Ausreißer Floyd -, die im Griff zweier Wachposten zappelte. Er sah so aus, als seien ihm die im Freien verbrachten Tage und Nächte nicht gut bekommen: Die schlaffen Gesichtszüge waren verdeckt und auf dem kahl werdenden Schädel schälte sich die von zu viel Sonne verbrannte Haut. Vanessa hörte aus dem Geschnatter die Stimme von Mr. Klein heraus, und da betrat er auch schon den Schauplatz. Er näherte sich Floyd und begann, ihn erbarmungslos auszuschimpfen. Vanessa konnte nicht mehr als jedes zehnte Wort aufschnappen, aber unter der verbalen Attacke löste sich der Mann rasch in Tränen auf. Sie wandte sich angewidert vom Fenster ab, mit dem stummen Gebet, daß Klein an seinem nächsten Stück Schokolade ersticken möge.

Bis jetzt hatte ihr der Aufenthalt hier eine kuriose Sammlung von Erfahrungen verschafft: im einen Augenblick angenehm (Gomms Lächeln, die Pizza, die Geräusche der Spiele, die in einem ähnlichen Hof gespielt wurden), im nächsten (das Verhör, die Schikane, die sie eben mit angesehen hatte) widerwärtig. Und noch immer verstand sie um keinen Deut besser, welche Funktion dieses Gefängnis hatte; weshalb es nur fünf Insassen hatte (sechs, wenn sie sich selber

mitrechnete), und alle so alt - eingeschrumpft mit dem Alter, hatte Gomm gesagt. Aber nach dieser Erniedrigung Floyds durch Klein war sie jetzt sicher, daß kein noch so bedrohliches Geheimnis sie davon abhalten würde, Gomm bei seinen Freiheitsbestrebungen zu helfen.

Der Professor kam an diesem Abend nicht wieder, was sie enttäuschte. Vielleicht, schloß sie, hatte Floyds Wieder-gefangennahme zu einer strengeren Überwachung im gesamten Gebäudebereich geführt; auf sie allerdings traf diese Regelung kaum zu. Man hatte sie anscheinend vergessen. Obwohl ihr Guillemot was zum Essen und Trinken brachte, blieb er weder, um ihr das Pokern beizubringen, wie sie ausgemacht hatten, noch wurde sie hinausbegleitet, um frische Luft zu schnappen. Allein in dem muffigen Raum, ohne jegliche unterhaltsame Ablenkung - außer sie zählte ihre Zehen -, wurde sie rasch teilnahmslos und schläfrig.

Und tatsächlich verdöste sie den halben Nachmittag, bis etwas von außen gegen die Wand mit dem Fenster schlug. Sie stand auf und wollte gerade nachschauen, was für ein Geräusch das war, als ein Gegenstand durch das Fenster geschleudert wurde. Er landete mit dumpfem Klirren auf dem Boden. Sie blickte hinaus, um vielleicht den Absender noch irgendwo zu entdecken, aber er war verschwunden.

Das winzige Päckchen war ein mit einem Zettel umwickelter Schlüssel. *Vanessa*, stand auf dem Fetzen Papier, *halten Sie sich bereit. In saecula saeculorum. Ihr H. G.*

Latein war nicht ihre Stärke; hoffentlich waren diese abschließenden Worte eine lebenswürdige Floskel und keine Anweisung. Sie probierte den Schlüssel im Schloß ihrer Zellentür. Er paßte. Gomm wünschte jedoch nicht, daß sie ihn jetzt benutzte, sie sollte auf irgendein Zeichen warten. *Halten*

*Sie sich bereit*, hatte er geschrieben. Ja - leichter gesagt als getan. Es war so verlockend, angesichts der aufgesperrten Tür und des ungehindert benutzbaren Ganges hinaus in die Sonne zu laufen, Gomm und die anderen zu vergessen und schnell das Weite zu suchen. Aber H. G. hatte zweifellos einiges riskiert, den Schlüssel zu beschaffen. Sie durfte ihn einfach nicht hängenlassen.

Nun war es aus mit dem Dösen. Jedesmal wenn sie in den Arkaden einen Schritt oder im Hof jemanden rufen hörte, war sie auf dem Sprung und bereit. Aber Gomms Signal kam nicht. Der Nachmittag schleppte sich in den Abend hinein. Guillemot erschien mit einer weiteren Pizza und einer Flasche Coca-Cola als Abendessen, und ehe sie es richtig mitbekam, war die Nacht hereingebrochen und ein weiterer Tag vorbei.

Vielleicht kamen sie ja im Schutze der Dunkelheit - aber das war nicht der Fall. Der Mond stieg herauf, unter blödem Grinsen seiner ausgestorbenen Meere, und noch immer zeigte sich nichts von H. G. oder dem versprochenen Exodus. Sie begann, das Schlimmste zu befürchten: daß der Plan entdeckt worden sei und die anderen bereits dafür bestraft würden. Falls ja, würde Mr. Klein nicht über kurz oder lang herausfinden, daß sie selbst daran beteiligt war? Und wenn sie auch nur eine minimale Rolle bei dem Ganzen gespielt hatte - welche Sanktionen würde der Schokoladenmann wohl gegen sie verhängen? Irgendwann nach Mitternacht kam sie zu dem Schluß, daß es überhaupt nicht ihr Stil sei, hier zu warten, bis das Beil fiel, und sie es vernünftigerweise wie Floyd machen und Reißaus nehmen sollte.

Sie ließ sich selbst aus der Zelle und sperrte sie hinter sich ab, eilte dann die Arkaden entlang, wobei sie sich, so gut es ging, im Dunkeln hielt. Von menschlicher Gegenwart keine Spur - aber Vanessa erinnerte sich an die wachsame Jungfrau, die ihr gleich zu Anfang nachspioniert hatte. Hier durfte man

sich auf nichts und niemanden verlassen. Heimlich und durch bloßes Glück fand sie schließlich in den Hof hinaus, in dem Floyd Mr. Klein gegenübergestanden hatte. Hier blieb sie stehen, um festzustellen, in welcher Richtung der Ausgang zu suchen sei. Aber Wolken waren übers Gesicht des Mondes gezogen, und im Finstern ließ sie ihr unzuverlässiger Ortssinn gänzlich im Stich. Auf das Glück bauend, das ihr bislang eine Festnahme erspart hatte, entschied sie sich aufs Geratewohl für einen der Ausgänge aus dem Hof und schlüpfte hindurch, ging dann der Nase nach einen überdachten Laufgang entlang, der, nach einer Biegung um hundertachtzig Grad, wiederum in einen Hof hinausführte, der größer war als der vorherige. Eine leichte Brise spielte mit den Blättern zweier verflochtener Lorbeerbäume in der Hofmitte; Nachtinsekten stimmten sich in den Mauern aufeinander ein. Friedlich wie das Geviert war, bot es doch, soweit Vanessa erkennen konnte, keine aussichtsreiche Route, und sie wollte schon den Weg zurückgehen, den sie gekommen war, als der Mond seine Schleier abschüttelte und den Hof von Mauer zu Mauer erhellte.

Er war leer bis auf die Lorbeerbäume und den Schatten der Lorbeerbäume, aber dieser Schatten fiel über ein kunstvolles Bild, das man auf das Pflaster des Hofes gemalt hatte. Vanessas Neugier war stärker als ihr Fluchtwille. Sie sah sich das Bild an, wurde jedoch zunächst beim besten Willen nicht schlau daraus; das Muster schien ebendies zu sein: ein Muster. Sie schritt an einer der Bildkanten entlang und versuchte, seinen Sinn zu ergründen.

Dann dämmerte ihr allmählich, daß sie die Abbildung verkehrt herum anschaute. Sie begab sich auf die andere Hofseite, und die Darstellung wurde von hier aus klar erkennbar. Es war eine Karte der Welt, wiedergegeben noch bis zur unbedeutendsten Insel. Alle großen Städte waren eingezeichnet und die Ozeane und Kontinente kreuz und quer

mit Hunderten feiner Linien durchzogen, die Breiten-, Längengrade und noch vieles andere bezeichneten. Obwohl viele der Symbole rein geographisch waren, war es offenkundig, daß die Karte voller politischer Details steckte. Umstrittene Grenzen; Hoheitsgewässer; Sperrzonen. Viele davon waren mit Kreide eingetragen und nachträglich wieder korrigiert worden, wie um dem täglich neuesten Informationsstand Rechnung zu tragen. In manchen Regionen, in denen sich die Zwischenfälle besonders häuften, war die geographische Grundschrift durch Kritzeleien fast unkenntlich geworden.

Faszination verstellte ihr den Weg in die Sicherheit. Sie hörte nicht die Schritte am Nordpol, bis der, von dem sie herrührten, aus seinem Versteck in den Mondschein hinaustrat. Sie wollte schon Reißaus nehmen, als sie Gomm erkannte.

»Rühren Sie sich nicht«, murmelte er über die Welt hin.

Sie gehorchte. Wie ein bedrängtes Kaninchen blickte H. G. um sich, um ganz sicherzugehen, daß niemand sonst im Hof war, ehe er zu Vanessa herüber kam.

»Was treiben Sie hier?« wollte er von ihr wissen.

»Sie sind nicht gekommen«, warf sie ihm vor. »Ich dachte, Sie hätten mich vergessen.«

»Es gab Schwierigkeiten. Wir werden hier doch ständig überwacht.«

»Ich konnte nicht noch länger warten, Harvey. Das ist kein Ort zum Feiern.«

»Da haben Sie natürlich recht«, sagte er, ein Bild des Trüb-sinns. »Es ist hoffnungslos. *Hoffnungslos*. Sie sollten zusehen, wie Sie allein von hier wegkommen. Vergessen Sie uns. Die lassen uns hier nie raus. Die Wahrheit ist zu schrecklich.«

»Welche Wahrheit?«

Er schüttelte den Kopf. »Vergessen Sie's. Vergessen Sie, daß wir uns je begegnet sind.«

Vanessa packte ihn an seinem spindeldürren Arm. »Das werd' ich *nicht*«, sagte sie. »Ich muß wissen, was hier vor sich geht.«

Gomm zuckte mit den Achseln. »Vielleicht sollten Sie's wissen. Vielleicht sollte alle Welt es wissen.« Er nahm sie bei der Hand, und sie zogen sich in die relative Sicherheit der Arkaden zurück.

»Wozu ist die Karte da?« fragte sie als erstes.

»Hier spielen wir...« antwortete er und starrte auf den Wirrwarr von Kritzeleien auf dem Hofboden. Er seufzte. »Natürlich waren es nicht immer Spiele. Aber Systeme verfallen, wissen Sie. Das ist eine unwiderlegbare Bedingung für Materie wie für Ideen. Man beginnt mit den besten Absichten, und in zwei Jahrzehnten... *zwei Jahrzehnten*...« wiederholte er, als ob ihn die Tatsache von neuem entsetzte, »... spielen wir dann mit Fröschen.«

»Besonders erhellend hört sich das nicht an, Harvey«, sagte Vanessa, »Sind Sie absichtlich begriffsstutzig, oder liegt das an der Senilität?«

Der Vorwurf ging ihm unter die Haut, erfüllte aber seinen Zweck. Den Blick noch immer auf die Weltkarte geheftet, sprach Gomm die nächsten Worte flüssig und klar, als ob er dieses Bekenntnis einstudiert hätte.

»Es gab einen Tag des gesunden Menschenverstandes, damals 1962, an dem den Potentaten der Gedanke kam, daß sie drauf und dran seien, die Welt zu zerstören. Selbst Potentaten finden die Vorstellung von einer nur für Kakerlaken bewohnten Erde nicht besonders berückend. Wenn sich die Vernichtung überhaupt verhindern ließe, dann müßten, so entschieden sie,

unsere besseren Instinkte die Oberhand gewinnen. Auf einem Symposium in Genf versammelten sich die Mächtigen hinter verschlossenen Türen. Noch nie hatte es einen solchen Aufeinanderprall von Meinungen gegeben. Die Führer der Politbüros und Parlamente, Kongresse, Senate - die Herren der Erde - in einer einzigen kolossalen Debatte. Und es wurde beschlossen, daß Weltangelegenheiten künftig von einem speziellen Komitee beaufsichtigt werden sollten, das sich aus bedeutenden und einflußreichen Köpfen wie mir zusammensetzte - Männern und Frauen, die nicht von den Launen politischer Gunst abhängig waren; die einige Leitprinzipien vorbringen konnten, um die menschliche Gattung vor dem Massenselbstmord zu bewahren. Dieses Komitee sollte mit Leuten aus möglichst vielen Bereichen des menschlichen Strebens zusammengesetzt sein - den Besten der Besten -, sozusagen eine geistige und moralische Elite, deren kollektive Weisheit ein neues >Goldenes Zeitalter< heraufbeschwören würde. Jedenfalls war das die Grundidee ...«

Vanessa lauschte, ohne die hundert Fragen laut werden zu lassen, die ihr bei seiner kurzen Rede bis jetzt in den Sinn gekommen waren. Gomm fuhr fort.

»... und eine Zeitlang funktionierte es. Es funktionierte wirklich. Wir waren nur dreizehn - um einen gewissen Konsens aufrechtzuerhalten. Ein Russe, ein paar Europäer - die liebe Yoniyoko natürlich - ein Neuseeländer, zwei Amerikaner... Wir waren ein hochkarätiger Haufen. Zwei Nobelpreisträger, einer davon ich...«

*Jetzt* erinnerte sie sich an Gomm, oder zumindest daran, wo sie dieses Gesicht einmal gesehen hatte. Da waren sie beide viel jünger gewesen. Sie ein Schulmädchen, das *seine* Theorien auswendig lernte.

»... unser Auftrag bestand darin, gegenseitiges Verständnis zwischen den bestehenden Machtblöcken zu fördern, bei der

Bildung humanitär orientierter Wirtschaftsstrukturen zu helfen und die kulturelle Identität von Nationen der Dritten Welt zu entwickeln. Alles Platitudeen natürlich, aber sie hörten sich seinerzeit schön an. So wie die Dinge lagen, waren unsere Interessen fast von Anfang an *regional*.«

»Regional?«

Gomm beschrieb mit dem Arm einen weiten Kreis über die Karte vor ihm. »Indem wir dazu beitrugen, die Welt aufzuteilen«, sagte er. »Indem wir kleine Kriege steuerten, so daß keine großen Kriege daraus wurden, und Diktaturen daran hinderten, aus wachsender Selbstüberschätzung hegemoniale Ansprüche zu stellen. Wir wurden zu Domestiken der Welt. Wir räumten auf, wo immer der Schmutz überhandnahm. Es war eine große Verantwortung, aber wir trugen sie recht gern. Anfangs war uns die Vorstellung ziemlich angenehm, daß wir dreizehn die Welt formten und daß niemand außer den höchsten administrativen Geheimnisträgern wußte, daß es uns überhaupt gab.«

Das war, nach Vanessas Ansicht, das Napoleon-Syndrom in Reinkultur. Gomm war unbestreitbar verrückt: aber was für eine heroische Verrücktheit! Und noch dazu relativ harmlos. Weshalb mußten sie ihn einsperren? Er war sicher nicht imstande, Schaden anzurichten.

»Ich find' es unfair«, sagte sie, »daß man Sie hier einsperrt...«

»Also, das geschieht natürlich zu unserer eigenen Sicherheit«, antwortete Gomm. »Stellen Sie sich das Chaos vor, wenn irgendeine Anarchistengruppe herausfände, von wo aus wir operieren, und uns umbrächte. Wir *verwalten die Welt*. So war es ursprünglich nicht geplant, aber wie gesagt, Systeme verfallen. Im Lauf der Zeit beschäftigten sich die Potentaten - im Bewußtsein, daß sie uns hatten, um kritische



Entscheidungen für sie zu fällen - immer mehr mit den Annehmlichkeiten eines hohen Amtes und immer weniger mit *Denkarbeit*. Innerhalb von fünf Jahren waren wir keine Ratgeber mehr, sondern stellvertretende Oberherren, die mit Nationen jonglierten.«

»Wie amüsant«, sagte Vanessa.

»Eine Zeitlang vielleicht«, antwortete Gomm. »Aber der Glanz verblaßte sehr schnell. Und nach etwa einer Dekade machte sich die Belastung allmählich bemerkbar. Die Hälfte des Komitees war bereits tot. Golovatenko stürzte sich aus einem Fenster. Buchanan - der Neuseeländer - hatte Syphilis, ohne was davon zu wissen. Das Alter holte die liebe Yoniyoko ein, auch Bernheimer und Sourbutts. Es wird uns alle über kurz oder lang einholen, und Klein verspricht ständig, für Leute zu sorgen, die das Ruder übernehmen, wenn wir weg sind, aber sie *kümmern* sich nicht drum. Es ist ihnen völlig egal! Wir sind Funktionäre, und damit hat sich's.« Er war mittlerweile richtig in Rage geraten. »Solang wir sie mit Ansichten versorgen, sind sie glücklich. Also...« seine Stimme sank zu einem Flüstern ab, »wir geben's auf.«

Vanessa stutzte. War dies ein Augenblick der Selbsterkenntnis? Versuchte der geistig Gesunde in Gomms Kopf das Hirn-ge-spinst der Weltherrschaft abzuwerfen? Falls ja, konnte sie vielleicht bei dem Vorgang behilflich sein.

»Sie wollen von hier weg?« sagte sie.

Gomm nickte. »Ich würde gern noch einmal meine Familie wiedersehen, ehe ich sterbe. Ich hab' so viel aufgegeben, Vanessa, für das Komitee, und ich bin fast irrsinnig geworden dabei...« Ah, dachte sie, er weiß es. »Klingt das egoistisch, wenn ich behaupte, daß es ein zu großes Opfer ist, mein Leben für den weltweiten Frieden hinzugeben?« Sie lächelte über seine Ambitionen auf die Macht, sagte aber nichts. »Und wenn ja,

dann, bitte sehr, es geniert mich nicht. Ich will raus! Ich will...«

»Sprechen Sie leise«, riet sie ihm.

Gomm besann sich wieder auf ihre Situation und nickte dann. »Ich will ein wenig Freiheit, ehe ich sterbe. Das gilt für uns alle. Und wir dachten, Sie könnten uns helfen, wissen Sie.« Er sah sie an und zog die Stirn in Falten. »Was ist los mit Ihnen?« fragte er.

»Mit mir?«

»Weshalb sehen Sie mich so an?«

»Mit Ihnen ist nicht alles in Ordnung, Harvey. Ich glaub' nicht, daß Sie gefährlich sind, aber...«

»Moment mal«, sagte Gomm. »Was glauben Sie denn, was ich Ihnen da verrate? Ich mach' mir diese ganze Mühe...«

»Harvey. Es ist eine schöne Geschichte...«

»*Geschichte?* Was soll das heißen, *Geschichte?*« sagte er gereizt. »Oh... ich verstehe. Sie glauben mir nicht, ja? Das ist es! Ich hab' Ihnen grade das größte Geheimnis der Welt verraten, und Sie glauben mir nicht!«

»Ich sag' nicht, daß Sie lügen...«

»Ach nein? Sie glauben, ich bin wahnsinnig!« Gomm explodierte fast. Seine Stimme hallte über der rechteckigen Welt wider. Beinah im selben Augenblick waren von mehreren der Gebäude her Stimmen zu hören, und rasch darauf das dröhnende Trappeln von Füßen.

»Jetzt sehen Sie, was Sie angerichtet haben«, sagte Gomm.

»*Ich?*«

»Wir sitzen in der Patsche.« »Schauen Sie, H. G., das heißt nicht...«

»Zu spät für Widerrufe. Sie bleiben, wo Sie sind - ich werd' abhauen. Sie ablenken.«

Er setzte schon zum Laufen an, als er sich noch einmal umdrehte, unvermutet ihre Hand ergriff und seine Lippen daraufdrückte.

»Wenn ich verrückt bin«, sagte er, »dann sind Sie der Grund dafür.«

Dann spurtete er davon; seine kurzen Beine trugen ihn mit beträchtlicher Geschwindigkeit über den Hof. Er erreichte jedoch nicht einmal die Lorbeerbäume, ehe die Wachposten aufkreuzten. Sie riefen ihm zu, stehenzubleiben. Als er das nicht tat, feuerte einer der Männer. Kugeln pflügten den Ozean um Gomm's Füße.

»Schon gut«, gellte er, machte halt und hob die Hände hoch.  
»*Mea culpa!*«

Das Schießen hörte auf. Die Wachposten traten auseinander, um ihren Führer nach vorn durchzulassen.

»Ach, Sie sind's, Sidney«, sagte H. G. zu dem Captain, der sichtlich zusammenzuckte, als er vor niederen Chargen so angesprochen wurde.

»Was treiben Sie so spät nachts im Freien?« wollte Sidney wissen.

»Sterne angucken«, antwortete Gomm.

»Sie waren nicht allein«, sagte der Captain. Vanessas Mut sank. Es gab keinen Weg zurück zu ihrem Zimmer, der nicht über den offenen Hof geführt hätte; und eben jetzt, da der Alarm ausgelöst war, würde Guillemot wahrscheinlich bei ihr nachschauen.

»Das ist durchaus richtig«, sagte Gomm. »Ich war wirklich nicht allein.« Hatte sie den Alten so sehr beleidigt, daß er sie

jetzt verpiff? »Ich hab' die Frau gesehen, die Sie reingebracht haben...«

»Wo?«

»Ich hab' gesehen, wie sie über die Mauer gestiegen ist«, sagte er.

»Heiliger Strohsack!« sagte der Captain und schnellte herum, um seinen Männern unmittelbar darauf den Befehl zur Verfolgung zu geben.

»Ich hab' ihr gesagt«, schwatzte Gomm weiter, »ich hab' gesagt, Sie werden sich's Genick brechen, wenn Sie über die Mauer klettern. Es is' besser, Sie warten, bis das Tor aufgemacht wird...«

*Das Tor aufgemacht wird.* Ganz so irrsinnig war er also doch nicht. »Phillipenko«, sagte der Captain, »begleiten Sie Harvey in seinen Schlafsaal zurück.«

Gomm protestierte. »Ich brauch' keine Gutenachtgeschichte, danke.«

»Gehn Sie mit ihm.«

Der Wachposten trat zu H. G. hinüber und führte ihn ab. Der Captain blieb noch lange genug, um im Flüsterton »Jetzt zeig, wie schlau du bist, Sidney« zu murmeln und folgte dann den anderen.

Der Hof war wieder leer, bis auf den Mondschein und die Weltkarte.

Vanessa wartete, bis auch der letzte Laut verklungen war, schlüpfte dann aus ihrem Versteck und nahm den Weg, dem die ausgesandten Wachposten gefolgt waren. Der führte sie schließlich in einen Bezirk, an den sie sich, von ihrem Spaziergang mit Guillemot her, vage erinnerte. Ermutigt eilte sie einen Gang entlang, auf dem sie zu dem Hof von Unserer Lieben

Frau mit den elektrischen Augen gelangte. Sie schlich die Mauer entlang und tauchte unter dem Blick der Statue weg und endlich hinaus, um direkt auf das Tor zu stoßen. Die Flügel standen tatsächlich offen. Wie der Alte bei ihrer ersten Begegnung entrüstet bemerkt hatte, waren die Sicherheitsvorkehrungen wirklich jämmerlich unzureichend, und sie dankte Gott dafür.

Während sie auf das Tor zulief, hörte sie das Geräusch von Stiefeln auf dem Schotter, blickte über die Schulter und sah, wie der Captain mit einem Gewehr in der Hand hinter einem Baum hervortrat.

»Etwas Schokolade, Mrs. Jape?« sagte Mr. Klein.

»Das ist ein Irrenhaus«, sagte sie ihm, nachdem man sie wieder in den Verhörraum gebracht hatte. »Nicht mehr und nicht weniger. Sie haben kein Recht, mich hier festzuhalten.«

Er überhörte ihre Beschwerden.

»Sie haben mit Gomm gesprochen«, sagte er, »und er mit Ihnen. «

»Na, und wenn schon?«

»Was hat er Ihnen erzählt?«

»Ich sagte: Na, und wenn schon.«

»Und *ich* sage: *Was hat er Ihnen erzählt?*« brüllte Klein. Die Fähigkeit zu einem solchen Wutanfall hätte sie ihm gar nicht zugetraut. »Ich will es wissen, Mrs. Jape.«

Unwillkürlich geriet sie auf seinen Ausbruch hin ins Zittern, was ihr sehr zuwider war. »Er hat mir Unsinn erzählt«, antwortete sie. »Er ist geisteskrank. Ich glaube, ihr seid *alle* geisteskrank.«

»Was *für* Unsinn hat er Ihnen erzählt?«

»Es war reiner Quatsch.«

»Ich will es wissen, Mrs. Jape«, sagte Klein; sein Zorn war wieder abgeflaut. »Tun Sie mir den Gefallen.«

»Er sagte, hier sei eine Art Komitee tätig, das weltpolitische Entscheidungen trifft, und daß er einer davon sei. Das war's, soviel ich mitbekommen hab'.«

»Und?«

»Und ich hab' ihm schonungsvoll beigebracht, daß er nicht recht bei Sinnen ist.«

Mr. Klein rang sich ein falsches Lächeln ab. »Natürlich ist das ein reines Hirngespinnst«, sagte er.

»Natürlich«, sagte Vanessa. »Herrgott noch mal, behandeln Sie mich nicht wie einen Trottel, Mr. Klein. Ich bin eine erwachsene Frau...«

»Mr. Gomm...«

»Er sagte, er sei Professor.«

»Wieder eine Wahnidee. Mr. Gomm ist ein paranoider Schizophrener. Er kann äußerst gefährlich werden, wenn er nur halbwegs Gelegenheit dazu hat. Sie haben ziemliches Glück gehabt.«

»Und die anderen?«

»Anderen?«

»Er ist nicht allein. Ich hab' sie gehört. Sind das alles Schizophrene?«

Klein seufzte. »Sie sind alle geistesgestört, wenn auch in unterschiedlichen Stadien. Und davor waren sie alle Mörder, so unwahrscheinlich das auch klingen mag.« Er hielt inne, um

diese Information auf Vanessa wirken zu lassen. »Manche von ihnen mehrfache Mörder. Deshalb werden sie an diesem für sie reservierten Ort versteckt gehalten. Deshalb sind die Beamten bewaffnet ...«

Vanessa öffnete den Mund, um zu fragen, weshalb sie gezwungen waren, sich als Nonnen zu verkleiden, aber Klein war nicht gewillt, ihr Gelegenheit dazu zu geben.

»Glauben Sie mir. Hier sein zu müssen ist für mich nicht weniger lästig als für Sie ärgerlich«, sagte er.

»Dann lassen Sie mich gehen.«

»Wenn meine Nachforschungen abgeschlossen sind«, sagte er. »In der Zwischenzeit käme uns Ihre geschätzte Mitarbeit sehr gelegen. Falls Mr. Gomm oder einer der anderen Patienten versucht, Sie in irgendeinen Plan einzuweihen, dann melden Sie mir das bitte *augenblicklich*. Werden Sie das tun?«

»Ich schätze schon...«

»Und *bitte* unterlassen Sie jeden weiteren Fluchtversuch. Das nächste Mal könnte es tödlich ausgehen.«

»Ich wollte fragen...«

»Morgen vielleicht«, sagte Mr. Klein und blickte beim Aufstehen auf seine Uhr. »Jetzt erst mal: Schlaf.«

Welcher, so überlegte sie sich, als jener Schlaf sich nicht einstellen wollte, welcher von all den vor ihr liegenden Wegen zur Wahrheit war der *unwahrscheinlichste* Pfad? Es standen ihr mehrere Alternativen zur Verfügung: Die Gommische, die Kleinsche und die ihres eigenen gesunden Menschenverstands. Alle drei waren verlockend unmöglich. Alle, wie der Weg, der sie hierher gebracht hatte, ohne einen Hinweis auf das endgültige Ziel. Natürlich hatte sie die Konsequenzen ihres Spleens

zu tragen gehabt; hier war sie, erschöpft und zerschlagen, eingesperrt, mit wenig Hoffnung auf Entkommen. Aber dieser Spleen war ihre Wesensart - war vielleicht, wie Ronald einmal gesagt hatte, die einzige unbestreitbare Konstante an ihr. Wenn sie sich jetzt über diesen Instinkt hinwegsetzte, dann war sie verloren, trotz allem, was sie sich damit eingebrockt hatte. Sie lag wach und ließ sich die vorhandenen Alternativen durch den Kopf gehen. Gegen Morgen hatte sie einen Entschluß gefaßt.

Sie wartete den ganzen Tag, in der Hoffnung, Gomm werde kommen, aber sie war nicht überrascht, als er sich doch nicht zeigte. Es war möglich, daß die Vorkommnisse des gestrigen Abends ihn in so große Schwierigkeiten gebracht hatten, daß sogar er sich nicht mehr herausreden konnte. Sie wurde jedoch nicht völlig sich selbst überlassen. Guillemot kam und ging, mit Essen, mit Getränken und - mitten am Nachmittag - mit Kartenspielen. Das Wesentliche am Fünf-Blatt-Poker kriegte sie recht rasch mit, und sie verbrachten ein oder zwei zufriedene Stunden mit Spielen, während die Luft Rufe von dem Hof herübertrug, wo die Tollhäusler offensichtlich Froschrennen veranstalteten.

»Glauben Sie, Sie könnten es für mich arrangieren, daß ich ein Bad nehmen oder wenigstens duschen kann?« fragte sie ihn, als er diesen Abend nochmals kam, um ihr Dinnertablett zu holen. »Langsam wird mir nämlich meine eigene Gesellschaft zuwider.«

Er lächelte tatsächlich, als er erwiderte: »Das find' ich raus für Sie.«

»Ach ja, wirklich?« flötete sie. »Das wäre wirklich sehr freundlich.«

Eine Stunde später kehrte er zurück, um ihr zu sagen, daß um eine Ausnahmewilligung ersucht und diese gewährt worden sei; ob sie Lust hätte, ihn zu den Duschräumen zu



begleiten? »Werden Sie mir den Rücken schrubben?« erkundigte sie sich beiläufig.

Auf die Bemerkung hin klimperte Guillemot entsetzt mit den Augendeckeln, und seine Ohren nahmen die Farbe von roter Bete an. »Bitte folgen Sie mir«, sagte er. Gehorsam folgte sie und versuchte, sich ihrer beider Weg im Geiste einzuprägen für den Fall, daß sie ihn später, ohne ihren Bewacher, zurückgehen wollte.

Die Anlage, zu der er sie brachte, war alles andere als primitiv, und beim Betreten des verspiegelten Badezimmers tat es ihr beinah leid, daß Waschen auf ihrer Prioritätenliste momentan nicht obenan stand. Aber egal; für Sauberkeit war immer noch Zeit.

»Ich warte draußen«, sagte Guillemot.

»Das ist beruhigend«, antwortete sie, sandte ihm einen Blick zu, den er mit Sicherheit als vielversprechend interpretieren würde, und schloß die Tür. Dann drehte sie die Dusche auf, so heiß es ging, bis Dampf den Raum einzunebeln begann, und ließ sich auf Hände und Knie nieder, um den Boden einzuseifen. Als die Sicht im Bad genügend verschleiert und der Boden genügend glitschig war, rief sie nach Guillemot. Er reagierte so schnell, daß sie sich geschmeichelt gefühlt hätte, wäre sie nicht zu sehr damit beschäftigt gewesen, hinter ihn zu treten, während er im Dampf herumtastete, und ihm einen heftigen Stoß zu versetzen. Er glitt auf dem Boden aus, wankte in Richtung Dusche und jaulte auf, als ihm kochend heißes Wasser auf die Kopfhaut spritzte. Sein Selbstladegewehr rasselte auf den Boden, und bis er sich endlich zurecht fand, hatte sie es schon in der Hand und richtete es auf seinen Rumpf, eine beachtliche Zielscheibe. Sie war zwar kein Scharfschütze, und ihre Hände zitterten, aber selbst eine Blinde hätte aus solcher Reichweite nicht danebentreffen können; das wußte sie, und Guillemot ebenfalls. Er hob die Hände hoch.

»Nicht schießen.«

»Wenn Sie die kleinste Bewegung machen...«

»Bitte... nicht schießen.«

»Jetzt... bringen Sie mich zu Mr. Gomm und den anderen. Schnell und leise.«

»Weshalb?«

»Sie bringen mich hin, basta«, sagte sie und gab ihm mit einer Bewegung des Gewehrs zu verstehen, daß er aus dem Bad hinaus vorangehen solle. »Und wenn Sie irgendwelche Tricks probieren, schieß' ich Ihnen in den Rücken«, sagte sie. »Ich weiß, daß das nicht sehr mannhaft ist, aber ich bin ja auch kein Mann. Ich bin bloß eine unberechenbare Frau. Also gehn Sie schön vorsichtig mit mir um.«

»...ja.«

Unterwürfig gehorchte er, führte sie aus dem Gebäude und durch eine Reihe Passagen, über die sie - zumindest ihrer Meinung nach - Richtung Glockenturm und zu dem darum gruppierten Komplex gelangen mußten. Die ganze Zeit über hatte sie angenommen, daß das Kernstück der Festung eine Kapelle sei. Ihr Irrtum hätte nicht größer sein können. Die äußere Schale mochte aus einem Ziegeldach und getünchten Mauern bestehen, aber das war nichts als eine Fassade; sie traten über die Schwelle in ein Betonlabyrinth, das eher an einen Bunker als an eine Kultstätte erinnerte. Kurz kam ihr der Gedanke, daß es sich hier womöglich um einen atombombensicheren Bau handle, ein Eindruck, der durch die Tatsache verstärkt wurde, daß die Gänge alle *nach unten* führten. Wenn dies eine Anstalt war, dann mußte sie ihrer Tektonik nach ein paar ganz besondere Irre beherbergen.

»Was ist das hier?« fragte sie Guillemot.

»Wir nennen es das Boudoir«, sagte er. »Hier spielt sich

alles ab.«

Gegenwärtig spielte sich wenig ab; die meisten der vom Gang wegführenden Büros lagen in Dunkelheit. In einem der Räume rechnete sich ein Computer unbeaufsichtigt seine Chancen für selbständiges Denken aus; in einem anderen schrieb sich eine Telexmaschine selber Liebesbriefe. Ungehindert stiegen sie ins Innerste des Baus hinab, bis sie, um eine Ecke biegend, sich einer Frau gegenüber sahen, die auf Händen und Knien das Linoleum schrubbte. Das Zusammentreffen erschreckte beide Parteien, und Guillemot war flink genug, die Initiative zu ergreifen. Er stieß Vanessa seitwärts gegen die Wand und nahm Reißaus. Ehe sie Gelegenheit hatte, ihn zu Gesicht zu bekommen, war er verschwunden.

Sie fluchte auf sich selber. Nur Augenblicke würde es dauern, bis Alarmglocken zu läuten begännen und die Wachposten gelaufen kämen. Sie war verloren, wenn sie blieb, wo sie war. Die drei Ausgänge auf diesem Flur sahen, einer wie der andere, nicht vielversprechend aus, also steuerte sie einfach auf den nächstgelegenen los und ließ die ihr nachstarrende Putzfrau hinter sich zurück. Der Weg, den sie einschlug, erwies sich wiederum als abenteuerlich. Er führte durch eine Reihe Zimmer, von denen eines mit Dutzenden von Uhren vollgehängt war, die alle eine unterschiedliche Zeit anzeigten; das nächste enthielt mehr als fünfzig schwarze Telefone; das dritte und größte war an allen Wänden mit Fernsehbildschirmen, die sich, einer über dem anderen, vom Boden bis zur Decke erstreckten. Bis auf einen waren alle ausgeschaltet. Die Ausnahme der Regel zeigte - wie Vanessa zunächst annahm - einen Schlammringkampf, der aber in Wirklichkeit ein schlecht wiedergegebener pornographischer Film war. Den sah sich, hingeläzt auf einen Sessel, mit auf dem Bauch ausbalancierter Bierdose, eine schnurrbärtige Nonne an. Der Mann stand überrascht auf, als Vanessa eintrat;

in flagranti erwischt. Sie richtete das Gewehr auf ihn.

»Ich schieß' Sie nieder«, sagte sie zu ihm.

»Scheiße.«

»Wo sind Gomm und die anderen?«

»Was?«

»Wo sind sie?« wollte sie wissen. »*Rasch!*«

»Den Flur runter. Dann nach gleich links und noch mal nach links«, sagte er und fügte dann hinzu: »Ich möcht' nicht sterben.«

»Dann setzen Sie sich hin und halten Sie den Mund«, antwortete sie.

»Gott sei Dank«, sagte er.

»Verdien' ich keinen?« sagte sie. Als sie rückwärts aus dem Raum ging, fiel er auf die Knie, während die Schlammringer hinter ihm herumkapiolten.

Links und noch mal nach links. Die Anweisung war ertragreich. Sie führte sie zu einer Reihe von Zimmern. Vanessa wollte gerade an eine der Türen klopfen, als der Alarm ertönte. Die Vorsicht in den Wind schlagend, stieß sie alle Türen auf. In den Zimmern beklagten sich Stimmen über das Gewecktwerden und fragten, aus welchem Grund die Alarmglocke läute. Im dritten Zimmer fand sie Gomm. Er grinste sie an.

»Vanessa«, sagte er und hüpfte auf den Gang hinaus. Er hatte ein langes Unterhemd an und sonst nichts. »Sie sind gekommen, ja? *Sie sind gekommen!*«

Die anderen tauchten aus ihren Zimmern auf, noch ganz schlaftrunken. Ireniya, Floyd, Mottershead, Goldberg. Beim Anblick ihrer ramponierten Gesichter konnte Vanessa sich

durchaus vorstellen, daß sie es zusammen auf vierhundert Jahre brachten.

»Aufgewacht, ihr alten Säcke«, sagte Gomm. Er hatte eine Hose gefunden und zog sie eben an.

»Der Alarm läutet...« bemerkte einer. Sein Haar, das schlohweiß war, reichte ihm bis auf die Schultern.

»Sie werden bald hier sein...« sagte Ireniya.

»Macht nichts«, antwortete Gomm.

Floyd war bereits angezogen. »Ich bin soweit«, meldete er.

»Aber wir sind in der Minderzahl«, protestierte Vanessa.  
»Wir kommen hier nie lebend raus.«

»Sie hat recht«, sagte einer, mit einem raschen Seitenblick auf sie. »Es hat keinen Sinn.«

»Halt den Mund, Goldberg«, schnauzte Gomm. »Sie hat 'n Schießisen, oder?«

»Eines«, sagte der Weißhaarige. Das mußte Mottershead sein.

»Ein Schießisen gegen die ganze Bande.«

»Ich geh' wieder ins Bett«, sagte Goldberg.

»Das ist eine Chance zur Flucht«, sagte Gomm.  
»Wahrscheinlich unsere einzige Chance.«

»Er hat recht«, sagte die Frau.

»Und was ist mit den Spielen?« erinnerte Goldberg.

»Vergiß die Spiele«, sagte ihm Floyd, »laß sie 'ne Zeitlang schmoren.«

»Es ist zu spät«, sagte Vanessa. »Sie kommen.« Rufe ertönten von beiden Enden des Korridors. »Wir sitzen in der

Falle.«

»Gut«, sagte Gomm.

»Sie *sind* geisteskrank«, sagte sie ihm unumwunden.

»Sie können uns immer noch erschießen«, antwortete er grinsend.

Floyd brummte. »So unbedingt will ich hier nicht raus«, sagte er.

»Drohen Sie damit! *Drohen* Sie damit!« sagte Gomm. »Sagen Sie denen, daß Sie uns beim geringsten Übergriff alle erschießen!«

Ireniya lächelte. Sie hatte ihre Zähne in ihrem Schlafzimmer liegenlassen. »Köpfchen, Köpfchen!« sagte sie zu Gomm.

»Er hat recht«, sagte Floyd, der jetzt strahlte. »Sie würden nicht wagen, uns aufs Spiel zu setzen. Sie müssen uns gehen lassen.«

»Ihr seid nicht bei Trost«, brummelte Goldberg. »Da draußen haben wir nichts zu erwarten...« Er kehrte in sein Zimmer zurück und warf die Tür zu. Im selben Augenblick wurde der Korridor an beiden Enden von einer Menge Wachposten abgeriegelt. Gomm packte Vanessas Gewehr und hob es so an, daß es auf sein Herz zeigte.

»Seien Sie so freundlich«, zischelte er und warf ihr eine Kußhand zu.

»Legen Sie die Waffe hin, Mrs. Jape«, sagte eine vertraute Stimme. Mr. Klein war inmitten des Wachpostengedränges aufgetaucht. »Glauben Sie mir, Sie sind total umstellt.«

»Ich bring' sie alle um«, sagte Vanessa etwas zögernd. Und dann nochmals, diesmal mit mehr Gefühl: »Ich warne Sie. Ich bin zum Äußersten entschlossen. Ich bring' sie *alle* um, ehe ihr mich abknallt.«

»Verstehe...« sagte Mr. Klein ruhig. »Und wieso kommen Sie dazu anzunehmen, daß ich mir das geringste draus mache, ob Sie sie umbringen oder nicht? Es sind Geisteskranke. Wie ich schon sagte: allesamt Irre, Mörder...«

»Wir wissen beide, daß das nicht stimmt«, sagte Vanessa, die aus Kleins beunruhigtem Gesichtsausdruck Zuversicht schöpfte. »Ich will, daß die Haupttore geöffnet werden, und den Zündschlüssel zu meinem Wagen. Sollten Sie irgendwelchen Blödsinn anfangen, Mr. Klein, dann werd' ich diese Geiseln eine nach der anderen erschießen. Jetzt schicken Sie Ihre Schlägerburschen weg und tun, was ich sage.«

Mr. Klein zögerte und gab dann das Zeichen zum allgemeinen Rückzug.

Gomms Augen glitzerten. »Fein gemacht«, flüsterte er.

»Wieso gehn Sie nicht voran?« schlug Vanessa vor. Gomm tat wie geheißen, und Vanessas kleine Anhängerschar schlängelte sich an den Massen von Uhren und Telefonen und Videoschirmen vorbei zum Gebäude hinaus. Bei jedem Schritt, den sie machten, erwartete Vanessa, von einer Kugel getroffen zu werden, aber Mr. Klein war offensichtlich zu sehr um die Gesundheit der Alten besorgt, als daß er sie zu zwingen gewagt hätte, Farbe zu bekennen. Samt ihren Gefangenen gelangte sie ohne Zwischenfall ins Freie.

Die Wachposten draußen versuchten zwar, sich nicht blicken zu lassen, ihre Anwesenheit war aber offenkundig. Vanessa hielt das Gewehr weiter auf die vier Alten gerichtet, während sie durch die Höfe dorthin steuerten, wo ihr Wagen geparkt war. Die Torflügel hatte man geöffnet.

»Gomm«, flüsterte sie. »Öffnen Sie die Wagentüren.«

Gomm tat es. Er hatte gesagt, daß sie alle mit dem Alter eingeschrumpft seien, und womöglich stimmte das auch, aber

sie waren immerhin zu fünf, und das kleine Fahrzeug wurde dicht vollgepackt. Vanessa sollte als letzte einsteigen. Als sie sich duckte, um auf den Fahrersitz zu klettern, erschallte ein Schuß, und sie spürte einen Schlag gegen ihre Schulter. Sie ließ das Gewehr fallen.

»Dreckskerle«, sagte Gomm.

»Laß doch die Frau«, rief hinten jemand unverblümt, aber Gomm war bereits aus dem Wagen und schaffte Vanessa eiligst auf den Rücksitz neben Floyd. Dann glitt er selbst auf den Fahrersitz und startete den Motor.

»Kannst du fahren?« wollte Ireniya wissen.

»Klar kann ich fahren, verdammt noch mal!« gab er zurück, und der Wagen ruckte unter dem Krachen der Gänge durch das Tor.

Vanessa war noch nie zuvor angeschossen worden und hoffte - falls sie diese Episode überstand -, so etwas nicht noch einmal erleben zu müssen. Die Wunde in ihrer Schulter blutete arg. Floyd tat sein Bestes, um den Blutfluß zu stillen, aber Gomm's Fahrweise machte jede wirklich konstruktive Hilfe praktisch unmöglich.

»Da kommt eine Abzweigung«, konnte sie mit Mühe und Not sagen, »hier lang.«

»*Wo denn hier lang?*« schrie Gomm.

»*Rechts! Rechts!*« schrie sie ihrerseits.

Gomm nahm beide Hände vom Lenkrad und schaute seine Mitfahrer an. »*Wo ist rechts?*«

»*Um Himmels willen...*«

Ireniya auf dem Sitz neben ihm drückte seine Hände wieder auf das Lenkrad. Der Wagen tanzte Tarantella. Vanessa stöhnte bei jedem Stoß.



»Ich seh' ihn!« sagte Gomm. »Ich seh' den Weg!« Er brachte den Wagen wieder auf Touren, drückte entschlossen das Gaspedal durch.

Eine der hinteren Türen, die nicht richtig eingerastet war, flog auf, und Vanessa stürzte beinahe hinaus. Mottershead langte an Floyd vorbei und zerrte sie wieder in Sicherheit, aber ehe sie die Tür schließen konnten, prallte diese auf den Steinblock, der den Schnittpunkt der beiden Wege markierte. Der Wagen machte einen Sprung, und die Tür wurde aus den Angeln gerissen.

»Wir brauchen sowieso frische Luft hier drin«, sagte Gomm und fuhr weiter.

Ihr Motor war nicht der einzige, der die ägäische Nacht störte. Scheinwerfer waren hinter ihnen und die Geräusche einer hektischen Verfolgung. Da sie Guillemots Gewehr beim Nonnenkloster zurückgelassen hatten, konnten sie nicht mit einem plötzlichen Tod schachern, und Klein wußte das.

»Gib Gas!« sagte Floyd und grinste dabei von einem Ohr zum anderen. »Sie sind uns auf den Fersen.«

»Ich fahr', so schnell ich kann«, erklärte Gomm.

»Mach die Scheinwerfer aus«, schlug Ireniya vor. »Dann geben wir keine so gute Zielscheibe ab.«

»Aber dann bin ich außerstande, den Weg zu sehen«, klagte Gomm, das Gebrüll des Motors übertönend.

»Na und? Du fährst sowieso nicht drauf.«

Mottershead lachte und Vanessa - obwohl ihr moralisch nicht danach war - gleichfalls. Vielleicht machte sie der Blutverlust verantwortungslos, aber sie konnte einfach nicht anders. Vier Methusalems und sie in einem dreitürigen Wagen, auf Kreuzfahrt in der Dunkelheit: Nur ein Wahnsinniger hätte so etwas ernst genommen. Und *jetzt* hatte sie auch den

endgültigen und unbestreitbaren Beweis, daß diese Leute nicht die Irren waren, als die Klein sie bezeichnet hatte, denn sie erfaßten gleichfalls die Komik dieser Situation. Gomm hatte sich beim Fahren sogar aufs Singen verlegt: Bruchstücke von Verdi und eine Falsett wiedergabe von *Over the Rainbow*.

Und wenn - zu diesem Schluß war sie in ihrem benommenen Hirn gekommen - dies hier so geistig gesunde Geschöpfe wie sie selber waren, was war dann mit der Geschichte, die Gomm erzählt hatte? War die gleichfalls wahr? War es möglich, daß Armageddon von diesen paar kichernden Greisen bisher verhindert worden war?

»Sie kommen näher!« sagte Floyd. Auf dem Rücksitz kniend, spähte er aus dem Fenster.

»Wir werden's nicht schaffen«, bemerkte Mottershead, ohne deshalb mit dem Lachen aufzuhören. »Wir werden alle sterben.«

»Da!« schrie Ireniya. »Da ist noch ein Pfad! Nimm den! Nimm den!«

Gomm wirbelte das Lenkrad herum, und der Wagen kippte beinah um, als er vom Hauptweg abschwenkte und dieser neuen Route folgte. Bei ausgeschalteten Scheinwerfern war es unmöglich, mehr als einen Schimmer der vorausliegenden Strecke zu erkennen, aber Gomm ließ sich in seinem Fahrstil durch solch unbedeutende Erwägungen nicht beengen. Er brachte den Wagen auf Touren, bis der Motor geradezu kreischte. Staub wurde hoch- und durch das Loch geschleudert, wo die Tür gewesen war; weiter vorn floh eine Ziege vom Pfad, Sekunden vor ihrem sicheren Tod.

»Wohin fahren wir?« schrie Vanessa.

»Hab' keine Ahnung«, erwiderte Gomm. »Sie etwa?«

Wohin sie auch steuerten, sie fuhren mit vollem Tempo.

Diese Route war ebener als die, von der sie abgezweigt waren, und Gomm nutzte die Tatsache voll aus. Er hatte wieder angefangen zu singen.

Auf der anderen Seite des Wagens lehnte sich Mottershead, mit im Wind flatterndem Haar, aus dem Fenster und hielt nach ihren Verfolgern Ausschau.

»Wir hängen sie ab!« schrie er triumphierend. »Wir hängen sie ab!«

Die Reisenden wurden jetzt alle von einer ausgelassenen Heiterkeit erfaßt, und sie stimmten in H. G.s Gesang mit ein. Sie sangen so laut, daß Gomm nicht hören konnte, wie Mottershead ihn informierte, daß weiter vorn die Straße zu enden scheine. Und wirklich bemerkte H. G. die Tatsache, daß er den Wagen über die Klippen gesteuert hatte, erst, als das Fahrzeug zum Sturzflug ansetzte und das Meer ihnen entgegenkam.

»Mrs. Jape? Mrs. Jape?«

Vanessa erwachte nur widerwillig. Der Kopf tat ihr weh, der Arm tat ihr weh. Vor kurzem mußten sich irgendwelche schrecklichen Vorgänge abgespielt haben; dennoch brauchte sie eine Zeitlang, um sich ihrer konkret zu entsinnen. Dann kehrten die Erinnerungen zurück: der über die Klippen kippende Wagen; das kalte, durch das Türloch hereinstürzende Meer; die verzweifelten Schreie um sie herum, während das Fahrzeug versank. Sie hatte sich, nur halb bei Bewußtsein, freigekämpft und dunkel mitbekommen, daß Floyd neben ihr nach oben trieb. Sie hatte seinen Namen gesagt, aber er hatte nicht geantwortet. Sie sagte ihn jetzt wieder.

»Tot«, sagte Mr. Klein. »Sie sind alle tot.«

»O mein Gott«, murmelte sie. Sie schaute ihm nicht ins Gesicht, sondern auf einen Schokoladenfleck auf seiner Weste.

»Machen Sie sich jetzt darüber keine Gedanken«, forderte

er.

»Mir keine Gedanken darüber machen?«

»Es gibt Wichtigeres zu erledigen, Mrs. Jape. Sie müssen aufstehen, und zwar rasch.«

Die Dringlichkeit in Kleins Stimme brachte Vanessa auf die Beine. »Ist es Morgen?« sagte sie. Der Raum, in dem sie sich aufhielten, hatte keine Fenster. Es war das Boudoir, nach den Betonwänden zu urteilen.

»Ja, es ist Morgen«, antwortete Klein ungeduldig. »Also kommen Sie jetzt mit mir? Ich muß Ihnen etwas zeigen.« Er öffnete die Tür, und sie traten in den düsteren Korridor hinaus. Es hörte sich so an, als sei ein Stück weiter vorn ein größerer Streit im Gange; Dutzende lauter Stimmen, Verwünschungen und Bitten.

»Was ist da los?«

»Sie trainieren für die Apokalypse«, antwortete er und ging in das Zimmer voran, in dem Vanessa das letzte Mal die Schlammringer gesehen hatte. Jetzt flimmerten die Videoschirme alle, und jeder zeigte ein anderes Interieur. Da gab es Kriegszimmer und Präsidentensuiten, Kabinettskanzleien und Kongreßsäle. Und in jedem dieser Räume brüllte jemand herum.

»Sie waren zwei ganze Tage bewußtlos«, sagte Klein, als ob das irgendwie zur Erklärung der Kakophonie beitrüge. Der Kopf brummte ihr schon davon. Sie blickte von Bildschirm zu Bildschirm: von Washington zu Hamburg zu Sydney zu Rio de Janeiro. Überall, rund um den Globus, warteten die Mächtigen auf Nachricht. Aber die Orakel waren tot.

»Sie sind reine Vollstrecker«, sagte Klein und wies mit einer Geste auf die brüllenden Bildschirme. »Sie könnten keinen Dreibeinwettlauf leiten, geschweige denn die Welt. Sie werden

langsam hysterisch, und ihre Knopfdruckfinger beginnen zu jucken.«

»Und was soll *ich* daran ändern?« erwiderte Vanessa. Dieser Rundgang durch Babel deprimierte sie. »Ich bin kein Stratege.«

»Das waren Gomm und die andern auch nicht. Möglicherweise waren sie's einmal, aber es löste sich bald alles auf.«

»Systeme verfallen«, sagte sie.

»Wenn *das* nicht wahr ist! Bis ich hierherkam, war das halbe Komitee bereits tot. Und der Rest hatte jegliches Interesse an der Pflicht verloren...«

»Aber sie trafen noch immer Entscheidungen, wie H. G. sagte?«

»Aber ja.«

»Sie regierten die Welt?«

»So lala«, antwortete Klein.

»Was soll das heißen: so lala?«

Klein blickte auf die Bildschirme. Seine Augen schienen dem Tränenvergießen nahe.

»Hat er's Ihnen nicht erklärt? Sie haben *Spiele* gespielt, Mrs. Jape. Als ihnen die holde Vernunft und der Laut ihrer eigenen Stimme lästig wurden, gaben sie das Debattieren auf und verlegten sich aufs Münzenwerfen.«

»Nein.«

»Und aufs Veranstellen von Froschrennen natürlich. Das stand immer ganz hoch im Kurs.«

»Aber die Regierungen«, protestierte sie, »die nahmen das doch sicher nicht einfach hin...«

»Sie glauben, die scheren sich was drum?« sagte Klein.  
»Solang sie nur im Licht der Öffentlichkeit stehen, was kümmert es sie denn, welchen Sermon sie von sich geben oder wie er zustande gekommen ist?«

Ihr schwindelte. »Alles Zufall?« fragte sie.

»Wieso nicht? Das hat eine sehr ehrwürdige Tradition. Nationen sind gefallen aufgrund von Entscheidungen, die aus den Eingeweiden von Schafen gelesen wurden.«

»Das ist absurd.«

»Da stimm' ich Ihnen zu. Aber ich frage Sie, ganz aufrichtig, ist das viel beängstigender, als die Macht in *diesen* Händen zu lassen?« Er deutete auf die Reihen zorniger Gesichter. Demokratenangst, gestreßt, der morgige Tag könnte kommen, ohne daß sie Gründe für eine Wiederwahl vorzuweisen hätten oder Beifall einheimsen könnten; Despoten, die davor zitterten, daß ohne Anweisung ihre Grausamkeiten keinen Anklang mehr fänden und über den Haufen geworfen würden. Ein Premier schien einen Hustenanfall erlitten zu haben und wurde eben von zwei seiner Adjutanten gestützt; ein anderer hielt einen Revolver umklammert und richtete ihn auf den Bildschirm, verlangte dabei ständig Genugtuung; ein dritter kaute an seinem Toupet. Waren dies die erlesensten Früchte am Baum der Politik? Babbelnde, den wilden Mann spielende, speichelleckerische Idioten, in den Schlaganfall getrieben, weil niemand ihnen sagen wollte, in welche Richtung sie hüpfen sollten? Kein Mann, keine Frau war unter ihnen, denen Vanessa zugetraut hätte, sie sicher über die Straße zu führen.

»Besser noch die Frösche«, murmelte sie, so bitter der Gedanke auch war.

Das Licht im Hof war, nach der dumpfen Beleuchtung im Bunker, blendend hell, aber Vanessa war erleichtert, außer Hörweite des schrillen Gekeifs der Bildschirmwände zu sein. Sie würden sehr bald ein neues Komitee finden, hatte ihr Klein gesagt, während sie sich nach draußen ins Freie begaben. Es würde lediglich ein paar Wochen dauern, bis das Gleichgewicht wiederhergestellt wäre. In der Zwischenzeit könnte der Erdball von den desperaten Kreaturen, die sie eben gesehen hatte, in tausend Stücke gesprengt werden. Sie brauchten *Entscheidungen*, und zwar umgehend.

»Goldberg ist noch am Leben«, sagte Klein. »Und er wird mit den Spielen weitermachen; aber zum Spielen braucht es zwei.«

»Weshalb nicht Sie?«

»Weil er mich haßt. Uns alle. Er sagt, daß er nur mit Ihnen spielen will.«

Goldberg saß unter den Lorbeerbäumen, beim Patiencelegen. Es war eine langsame Angelegenheit. Seine Kurzsichtigkeit zwang ihn, jede Karte bis auf eine knappe Handbreite vor seine Nase zu halten, um sie zu erkennen, und bis er ans Ende des jeweiligen Satzes gekommen war, hatte er die am Anfang liegenden Karten wieder vergessen.

»Sie ist einverstanden«, sagte Klein. Goldberg blickte nicht von seinem Spiel auf. »*Sie ist einverstanden*, sag' ich.«

»Ich bin blind, nicht taub«, sagte Goldberg und ging ungerührt die Karten durch. Als er schließlich aufschaute, so nur, um Vanessa zuzublinzeln. »Ich hab' Ihnen gesagt, daß es schlimm enden würde...« sagte er leise, und Vanessa wußte, daß er trotz seines zur Schau gestellten Fatalismus sehr unter dem Verlust seiner Gefährten litt. »... Ich hab' von Anfang an gesagt, daß wir hier bleiben müssen. Fliehen ist sinnlos.« Er zuckte mit den Achseln und wandte sich wieder den Karten zu.

»*Wohin* soll man schon fliehen? Die Welt hat sich gewandelt. Das weiß ich. Wir haben sie verwandelt.«

»Es war nicht so schlimm«, sagte Vanessa.

»Die Welt?«

»Wie sie gestorben sind.«

»Ach.«

»Wir hatten unsern Spaß, bis zur letzten Minute.«

»Gomm war so sentimental«, sagte Goldberg. »Wir haben uns nie besonders gut leiden können.«

Ein großer Frosch hüpfte Vanessa über den Weg. Die Bewegung fiel Goldberg ins Auge.

»Wer ist das?« sagte er.

Das Geschöpf betrachtete haßerfüllt Vanessas Fuß. »Bloß ein Frosch«, antwortete sie.

»Wie schaut er aus?«

»Er ist dick«, sagte sie. »Mit drei roten Tupfen auf dem Rücken.«

»Das ist Israel«, sagte er. »Treten Sie nicht auf ihn.«

»Könnten wir bis Mittag einige Entscheidungen kriegen?« platzte Klein dazwischen. »Besonders zur Lage am Golf, und zur Mexiko-Kontroverse und...«

»Ja, ja, ja«, sagte Goldberg. »Jetzt gehen Sie weg.«

»... Es könnte zu einer neuen Schweinebucht kommen...«

»Sie verraten mir nichts, was ich nicht schon wüßte. Gehn Sie! Sie stören die Nationen.« Er sah Vanessa scharf an. »Also, setzen Sie sich jetzt hin oder nicht?«

Sie setzte sich.



»Jetzt liegt's bei Ihnen«, sagte Klein und zog sich zurück.

Goldberg hatte begonnen, ein gutturales Geräusch von sich zu geben - »kek-kek-kek« - er ahmte die Stimme eines Frosches nach. Als Reaktion kam aus jeder Ecke des Hofes Gequake. Vanessa unterdrückte ein Lächeln, als sie das Geräusch hörte. Eine Posse, das hatte sie sich schon vorher einmal gesagt, mußte man mit unbewegter Miene spielen, als ob man jedes absonderliche Wort glaubte. Nur bei der Tragödie war Lachen angebracht; und eine solche konnten sie mit Hilfe der Frösche vielleicht noch verhindern.

*Leibhaftig*



Als Cleveland Smith nach der Unterredung mit dem für seinen Gefängnisflur verantwortlichen Officer zu seiner Zelle zurückkam, hatte sich sein neuer Mitinsasse bereits häuslich eingerichtet und den Blick dem durchs drahtverstärkte Glasfenster einfallenden staubgesättigten Sonnenschein zugewandt. Ein kurzes Gastspiel; weniger als eine halbe Stunde lang zwängte sich die Sonne (sofern die Bewölkung dies gestattete) jeden Nachmittag zwischen die Mauer und das Verwaltungsgebäude und schob sich längsseits des B-Flügels voran, um erst am nächsten Tag wieder aufzutauchen.

»Du bist Tait?« sagte Cleve.

Der Häftling schaute von der Sonne weg. Mayflower hatte gesagt, der neue Bursche sei zweiundzwanzig, aber Tait sah fünf Jahre jünger aus. Er hatte das Gesicht eines verstörten Hundes. Eines häßlichen Hundes obendrein; eines Hundes, den seine Besitzer im Verkehrsgewühl sich selbst überlassen haben. Die Augen zu weit offen, der Mund zu weich, die Arme zu schwächlig: ein geborenes Opfer. Es ärgerte Cleve, daß man ihn mit dem Jungen zusammengesteckt hatte. Tait war reiner Ballast, und er hatte keine überschüssigen Energien, die er zum Schutz des Jungen aufwenden konnte, trotz Mayflowers ermunterndem Gerede vom Ein-bißchen-unter-die-Fittiche-Nehmen und so.

»Ja«, antwortete der Hund. »William.«

»Du wirst mit William angeredet?«

»Nein«, sagte der Junge. »Man nennt mich Billy.«

»Billy.« Cleve nickte und betrat die Zelle. Das Reglement in Pentonville war relativ fortschrittlich; morgens wurden die Zellen zwei Stunden lang offengelassen und nachmittags häufig auch, was den Sträflingen etwas Bewegungsfreiheit einräumte. Die Regelung hatte jedoch ihre Nachteile, und das war auch der Grund für Mayflowers Gerede.

»Man hat mir gesagt, ich soll dir 'n Rat geben.«

»Ach?« antwortete der Junge.

»Du hast bisher noch nicht gegessen?«

»Nein.«

»Nicht mal im Jugendarrest?«

Taits Blick flackerte. »Nur kurz.«

»Dann weißt du ja, wie die Dinge stehen. Du weißt, daß du leicht vernascht werden kannst.«

»Klar.«

»Scheint, ich bin dazu ausersehn«, sagte Cleve lustlos, »zu verhindern, daß man dich zerfleischt.«

Tait starrte Cleve mit Augen an, deren Blau milchig war, als ob die Sonne noch in ihnen nachschimmerte. »Mach dir keine Mühe«, sagte der Junge. »Du bist mir nichts schuldig.«

»Hast du verdammt recht damit. Aber anscheinend hab' ich jetzt 'ne soziale Aufgabe«, sagte Cleve mürrisch. »Und die bist du.«

Cleve hatte zwei Monate seiner Freiheitsstrafe wegen Marihuanahandels hinter sich; sein dritter Besuch in Pentonville. Mit dreißig Jahren war er alles andere als verbraucht. Sein Körper war robust, sein Gesicht hager und fein gezeichnet; bei der Gerichtsverhandlung hätte man ihn in seinem Anzug aus zehn Meter Abstand durchaus für einen Rechtsanwalt halten können. Aus etwas geringerer Entfernung wäre dem Betrachter möglicherweise die Narbe an seinem Hals ins Auge gestochen, das Resultat eines Angriffs durch einen abgebrannten Süchtigen, sowie eine gewisse Wachsamkeit in seinem Gang, als ob er sich bei jedem Schritt nach vorn die Möglichkeit eines schnellen Rückzugs offenhielte.

Sie sind noch jung, hatte der letzte Richter zu ihm gesagt, Sie haben noch Zeit, sich von Grund auf zu ändern. Cleve hatte ihm nicht laut widersprochen, aber er wußte in seinem Innersten, daß er einfach nicht aus seiner Haut konnte. Verbrechen zu begehen war leicht, Arbeit nicht. Solang ihm niemand das Gegenteil bewiese, würde er tun, was er am besten konnte, und die Folgen tragen, wenn man ihn erwischte. Seine Zeit abzusetzen war gar nicht so unangenehm, wenn man die richtige Einstellung dazu hatte. Das Essen war passabel, die Gesellschaft erlesen; solange er irgendeine geistige Beschäftigung hatte, war er durchaus zufrieden. Momentan las er Abhandlungen über die Sünde. Also, *das* war vielleicht ein Thema. In seiner Haftzeit hatte er schon so viele Erklärungen darüber gehört, wie sie in die Welt kam; von Bewährungshelfern und Rechtsanwälten und Priestern. Soziologische, theologische, ideologische Theorien. Einige waren ein paar Minuten Nachdenken wert. Die meisten waren so absurd (die Erbsünde, die Sünde als ursprünglicher Zustand des Menschen), daß er ihren Apologeten ins Gesicht lachte. Keine war auf Dauer stichhaltig.

Aber an dem Knochen hatte er ordentlich was zu knabbern. Er brauchte ein Problem, um die Tage damit auszufüllen. Und die Nächte; er schlief schlecht im Gefängnis. Es war nicht *seine* Schuld, die ihn wachhielt, sondern die anderer. Er war schließlich bloß ein Haschdealer, sorgte für Stoff, wo immer Bedarf bestand; ein kleineres Rädchen in der Vertriebs- und Nachschubmaschine. Er brauchte sich wegen nichts schuldig zu fühlen. Doch es gab andere hier, *viele* andere, so schien es, deren Träume nicht so sanft und deren Nächte nicht so friedlich waren. Sie schrien, sie klagten; sie verfluchten hiesige und himmlische Richter. Ihr Krakeelen hätte die Toten wachgehalten.

»Ist das immer so?« fragte Billy Cleve nach etwa einer Woche. Ein neuer Insasse schlug am anderen Ende des Zellenflurs Krawall: im einen Moment Tränen, im nächsten

Obszönitäten.

»Ja, meistens«, sagte Cleve. »Manche von denen müssen einfach ein bißchen schreien. Das verhindert, daß ihnen das Gehirn verklumpt.«

»Aber bei dir ist es nicht so«, bemerkte die mißtönende Stimme aus dem unteren Bett, »du liest bloß deine Bücher und hältst dich in sicherer Entfernung. Ich hab' dich beobachtet. Es macht dir nichts aus, oder?«

»Ich kann damit leben«, antwortete Cleve. »Ich hab' keine Frau, die jede Woche hierherkommt, um mich dran zu erinnern, was mir abgeht.«

»Du warst schon mal hier?«

»Zweimal.«

Der Junge zögerte einen Augenblick, ehe er sagte: »Ichnehm' an, du kennst dich hier gut aus, oder?«

»Na, ich schreib' zwar nicht an 'nem Führer, aber den allgemeinen Grundplan hab' ich mittlerweile intus.« Eine seltsame Bemerkung, die der Junge da machte. »Wieso?«

»Wollt's nur wissen«, sagte Billy.

»Hast du 'ne Frage?«

Tait antwortete sekundenlang nicht, sagte dann: »Ich hab' gehört, daß sie früher... früher hier welche *gehenkt* haben.«

Der Junge hätte mit allem möglichen herausrücken können, aber auf ausgerechnet *das* war Cleve nicht gefaßt. Na ja, er war schließlich vor mehreren Tagen zu der Überzeugung gelangt, daß Billy Tait ein seltsamer Vogel war. Verstohlene Seitenblicke aus diesen milchigblauen Augen; die Art, in der er die Wand oder das Fenster anstarrte, wie ein Kriminaler einen Mordschauplatz, verzweifelt nach Spuren suchend.

Cleve sagte: »Es gab früher mal 'nen Vorschlag zum Hängen, glaub' ich.«

Wiederum Schweigen; und dann eine weitere Frage von dem Jungen, so leicht fallengelassen, wie er es nur fertigbrachte.

»Steht er noch?«

»Der Vorschlag? Das weiß ich nicht. Sie hängen niemanden mehr, Billy, noch nichts davon gehört?« Von drunten kam keine Antwort. »Wieso interessiert dich das überhaupt?«

»Reine Neugier.«

Billy hatte recht; neugierig war er. So sonderbar, mit seinem leeren Blick und seinem sich abkapselnden Verhalten, daß die meisten Männer ihn mieden. Nur Lowell hatte ein Interesse an ihm, und seine Motive waren eindeutig.

»Leihst mir deine Lady den Nachmittag über?« fragte er Cleve, während sie fürs Frühstück Schlange standen. Tait, der in Hörweite stand, sagte nichts; Cleve ebensowenig.

»Hörst du mich? Ich hab' dich was gefragt.«

»Hab' ich gehört. Du läßt ihn in Ruhe.«

»Du teilst mit mir und ich mit dir«, sagte Lowell. »Ich kann dir 'n paar Gefälligkeiten erweisen. Wir können was miteinander ausmachen.«

»Er ist nicht zu haben.«

»Wieso frag' ich eigentlich nicht ihn selber?« sagte Lowell und grinste durch seinen Bart. »Was sagst du, Baby?«

Tait schaute sich nach Lowell um.

»Ich sag' nein danke.«

»Nein *danke*«, sagte Lowell und lächelte Cleve zum

zweitenmal an, diesmal schon weniger freundlich. »Du hast ihn gut abgerichtet. Macht er auch Männchen und bettelt?«

»Zieh Leine, Lowell«, antwortete Cleve. »Er ist nicht zu haben, und damit hat sich's.«

»Du kannst ihn nicht rund um die Uhr im Auge behalten«, bemerkte Lowell. »Früher oder später muß er auf seinen eigenen zwei Beinen stehen. Außer er kniet lieber.«

Die boshafte Anspielung entlockte Lowells Zellengenossen Nayler ein Gewieher. Beides waren Männer, denen Cleve sich in einer allgemeinen Rauferei nicht gern in den Weg gestellt hätte, aber seine Fähigkeiten im Bluffen waren eins a, und die wandte er jetzt an.

»Du willst dich doch nicht selber in Schwierigkeiten bringen«, sagte er zu Lowell, »mit einem Bart kannst du nicht mehr Narben verstecken, als du eh' schon hast.«

Lowell sah Cleve an, jeglicher Scherz war nun verflogen. Er konnte offensichtlich die Wahrheit nicht vom Bluff unterscheiden und war ebenso offensichtlich nicht bereit, seinen Hals zu riskieren.

»Schau bloß nie anderswohin«, sagte er und beließ es dabei.

Der Zusammenstoß beim Frühstück wurde erst abends erwähnt, als das Licht abgeschaltet worden war. Es war Billy, der darauf zu sprechen kam.

»Das hättest du nicht tun sollen«, sagte er. »Lowell ist ein übler Dreckskerl. Hab' die Unterhaltung gehört.«

»Du willst, daß man dich vergewaltigt, was?«

»Nein«, sagte er rasch. »Gott, nein. Ich muß fit sein.«

»Wenn dich Lowell in die Hände kriegt, bist du für nichts



mehr fit.«

Billy glitt aus dem Bett und stellte sich in die Mitte der Zelle, kaum sichtbar in der Düsternis. »Ich nehm' an, du willst etwas als Gegenleistung«, sagte er.

Cleve drehte sich auf seinem Kissen herum und sah die undeutliche Silhouette an, die einen Meter von ihm entfernt stand.

»Und was hättest du mir anzubieten, Billy-Boy?« sagte er.

»Was Lowell wollte.«

»Du glaubst, daß es nur darum ging bei der ganzen Kabbelei? Daß ich meinen Besitzanspruch behaupte?«

»Ja, klar.«

»Wie du schon sagtest: nein danke.« Cleve wälzte sich wieder herum, kehrte das Gesicht der Wand zu.

»Ich hatte nicht die Absicht...«

»Mir egal, was für 'ne Absicht du hattest. Ich will einfach nichts davon hören, in Ordnung? Du gehst Lowell aus dem Weg und mich läßt du in Ruhe.«

»He«, murmelte Billy, »sei doch nicht so, bitte. *Bitte*. Du bist der einzige Freund, den ich hab'.«

»Ich bin niemandes Freund«, sagte Cleve zur Wand. »Ich will bloß keine Schwierigkeiten, verstanden?«

»Keine Schwierigkeiten«, wiederholte der Junge schleppend.

»Ganz recht. Und jetzt... brauch' ich meinen Schönheitsschlaf.«

Tait sagte nichts mehr, sondern schlüpfte wieder ins untere Bett, wobei die Sprungfedern quietschten. Cleve lag schwei-

gend da und ließ sich den Wortwechsel durch den Kopf gehen. Er hatte kein Verlangen nach dem Jungen, aber vielleicht hatte er seine Ansicht zu schroff vertreten. Na ja, gesagt war gesagt.

Unten murmelte Billy fast unhörbar vor sich hin. Cleve strengte sich an zu erlauschen, was der Junge da redete. Mehrere Sekunden gespannten Horchens vergingen, ehe Cleve erkannte, daß Billy-Boy seine Gebete sprach.

Cleve träumte in dieser Nacht. Wovon, war ihm am Morgen nicht mehr erinnerlich, obgleich ihm beim Duschen und Rasieren kleine Partikel des Traums irritierend durch den Kopf huschten. Kaum zehn Minuten vergingen an diesem Morgen, ohne daß etwas - umgestürztes Salz auf dem Frühstückstisch oder das Geräusch von lauten Stimmen im Übungshof - ankündigte, seinen Traum zu knacken: aber die Enthüllung kam nicht. Daher war er auf für ihn untypische Weise bissig und aufbrausend. Als Wesley, ein unbedeutender Fälscher, den er von seinem vorherigen Urlaub hier kannte, in der Bibliothek zu ihm trat und zu reden anfang, wie wenn sie Busenfreunde wären, sagte Cleve dem Knilch, er solle die Klappe halten. Aber Wesley sprach beharrlich weiter.

»Du kriegst Schwierigkeiten.«

»Ach. Wie das?«

»Der Junge von dir, Billy.«

»Was ist mit ihm?«

»Er stellt Fragen. Er wird aufdringlich. Die Leute mögen das nicht. Sie sagen, du sollst ihn lieber an die Kandare nehmen.«

»Ich bin nicht sein Aufpasser.«

Wesley verzog das Gesicht. »Ich sag's dir nur; als Freund.«

»Verschone mich.«

»Sei nicht blöd, Cleveland. Du machst dir Feinde.«

»Ach?« sagte Cleve. »Nenn mir einen.«

»Lowell«, sagte Wesley blitzschnell. »Dann nimm Nayler. Die unterschiedlichsten Typen. Ihnen paßt nicht, wie Tait ist.«

»Und wie isser?« schnauzte Cleve zurück.

Wesley gab ein kleines protestierendes Grunzen von sich. »Das will ich dir ja gerade sagen. Er ist hinterlistig. Wie eine bekackte Ratte. Es wird Schwierigkeiten geben.«

»Verschon mich mit Prophezeiungen.«

Das Mittelwertgesetz verlangt, daß der schlechteste Prophet zu irgendwelchen Zeitpunkten richtig liegt. Anscheinend war das Wesleys große Stunde. Tags darauf sah sich Cleve, der aus der Werkstatt zurückkam, wo er seinen Intellekt beim Aufstecken von Rädern auf Plastikautos trainiert hatte, plötzlich Mayflower gegenüber, der vor dem Zellenflur auf ihn wartete.

»Ich hab' Sie gebeten, sich um William Tait zu kümmern, Smith«, sagte der Officer. »Ist Ihnen das völlig schnuppe?«

»Was ist passiert?«

»Ja, wahrscheinlich ist es das.«

»Ich hab' gefragt, was passiert ist, Sir.«

»Nicht viel. Bis jetzt noch nicht. Er hat Staub aufgewirbelt, das ist alles. Lowell ist scharf auf ihn, hab' ich recht?« Mayflower sah Cleve eindringlich an, und als er keine Antwort bekam, fuhr er fort: »Ich hab' mich in Ihnen getäuscht, Smith. Hab' geglaubt, daß hinter dem harten Mann irgendwas steckt, an das es sich zu appellieren lohnt. Mein Fehler.«

Billy lag auf dem Bett, das Gesicht grün und blau geschlagen, die Augen geschlossen. Er öffnete sie nicht, als Cleve hereinkam.

»Bist du okay?«

»Klar«, sagte der Junge leise.

»Keine Knochen gebrochen?«

»Ich werd's überleben.«

»Du mußt lernen...«

»Hör zu.« Billy öffnete die Augen. Die Pupillen hatten sich irgendwie verdunkelt, oder es war eine vom Licht herrührende Täuschung. »Ich bin am Leben, okay? Ich bin kein Idiot, weißt du. Ich hab' gewußt, worauf ich mich einlasse, wenn ich hierherkomme.« Er sprach, als hätte er bei der Angelegenheit eine Wahl gehabt. »Mit Lowell werd' ich fertig«, fuhr er fort, »also mach dir keine Sorgen.« Er hielt inne, sagte dann: »Du hattest recht.«

»Womit?«

»Daß man keine Freunde hat. Ich bin auf mich gestellt und du auf dich. Stimmt's? Ich lerne nur langsam; aber ich komm' dahinter.« Er lächelte vor sich hin.

»Du hast Fragen gestellt«, sagte Cleve.

»Ach ja?« antwortete Billy ganz beiläufig. »Wer sagt das?«

»Wenn du Fragen hast, frag mich. Die mögen hier keine Schnüffler. Sie werden argwöhnisch. Und dann drehn sie dir den Rücken zu, wenn Lowell und seinesgleichen ernst machen.«

Der Name rief bei Billy ein schmerzhaftes Stirnrunzeln hervor. Er berührte seine verunstaltete Wange. »Er ist tot«, murmelte der Junge, als ob er zu sich selber spräche.

»Hätt'st wohl gern«, spöttelte Cleve.

Der Blick, den Tait ihm zuwarf, hätte Stahl durchschneiden können. »Ich mein' es«, sagte er, ohne die Spur eines Zweifels in seiner Stimme. »Lowell kommt hier nicht lebend raus.«

Cleve äußerte sich nicht dazu; der Junge brauchte seine Tapferkeitsshow, so lachhaft sie auch war. »Was möchtest du'n herausbekommen bei der Herumschnüffelei?«

»Nicht viel«, antwortete Billy. Er sah Cleve nicht mehr an, sondern starrte zum Bett über sich hinauf. Ruhig sagte er: »Ich wollte bloß wissen, wo die Gräber sind, das war alles.«

»Die Gräber?«

»Wo sie die Männer begruben, die sie gehenkt haben. Jemand hat mir gesagt, daß dort, wo Crippen begraben ist, ein Rosenbusch steht. Hast du je davon gehört?«

Cleve schüttelte den Kopf. Erst jetzt erinnerte er sich wieder daran, wie der Junge sich über den Hinrichtungsverschlagerkundigt hatte; und jetzt die Gräber. Billy schaute zu ihm hinauf. Der Bluterguß wurde von Minute zu Minute voller.

»Du weißt, wo sie sind, Cleve?« fragte er. Wieder diese simulierte Lässigkeit.

»Ich könnt' es rausfinden, wenn du mir dafür sagst, wieso du das wissen willst.«

Billy schaute aus der Deckung seines Bettes hervor. Die Nachmittagssonne beschrieb ihren kurzen Bogen auf der gestrichenen Ziegelwand der Zelle. Ein schwacher Schein heute. Der Junge schwang die Beine vom Bett und setzte sich auf die Matratzenkante, den Blick ins Licht gerichtet wie am ersten Tag. »Mein Großvater - das heißt, der Vater meiner Mutter - wurde hier gehenkt«, sagte er mit rauher Stimme. »1937. Edgar St. Clair Tait.«

»Hast du nicht eben gesagt, der Vater deiner *Mutter*?«

»Ich hab' seinen Namen angenommen. Ich wollte nicht wie mein Vater heißen. Ich hab' nie zu ihm gehört.«

»Niemand gehört zu irgend jemandem«, antwortete Cleve.  
»Du bist dein eigener Herr.«

»Das stimmt aber nicht«, sagte Billy mit winzigem Achselzucken, den Blick noch immer ins Licht auf der Wand gerichtet.

Seine Gewißheit war unerschütterlich; die sanfte Leichtigkeit seiner Sprechweise beeinträchtigte nicht den Nachdruck seiner Aussage. »Ich *gehöre* zu meinem Großvater. Schon immer.«

»Du warst noch nicht mal geboren, als er...«

»Das spielt keine Rolle. Kommen und Gehen; das zählt nicht.«

Kommen und Gehen, rätselte Cleve; meinte Tait Leben und Tod? Er bekam keine Chance zu fragen. Billy sprach wieder, derselbe gedämpfte, aber beharrliche Redefluß.

»Natürlich war er schuldig. Nicht so, wie man es von ihm glaubte, aber *schuldig*. Er wußte, was er war und wessen er fähig war; das ist Schuld, oder? Er tötete vier Menschen. Oder zumindest war es das, wofür man ihn henkte.«

»Du meinst, er tötete mehr?«

Ein weiteres kleines Achselzucken von Seiten Billys: Zahlen spielten offenbar keine Rolle. »Aber niemand kam, um nachzuschauen, wo sie ihn zur Ruhe gebettet haben. Das ist nicht in Ordnung, oder? Es war ihnen egal,nehm' ich an. Die ganze Verwandtschaft war wahrscheinlich froh, daß er weg war. Die glaubten, er sei immer schon krank gewesen im Hirn. Aber das war er nicht. Ich *weiß*, er war's nicht. Ich hab' seine

Hände und seine Augen. Hat Ma gesagt. Sie hat mir alles von ihm erzählt, weißt du, ganz kurz bevor sie starb. Verriet mir Dinge, die sie keinem sonst verriet, und verriet sie mir nur meiner Augen wegen...« Er stockte und führte die Hand an die Lippen, als ob das fluktuierende Licht auf dem Mauerwerk ihn bereits hypnotisiert und er zuviel gesagt hätte.

»Was hat dir deine Mutter verraten?« drängte ihn Cleve.

Billy schien alternative Antworten gegeneinander abzuwägen, ehe er mit einer herausrückte. »Bloß, daß er und ich in mancherlei Hinsicht *gleich* wären«, sagte er.

»Verrückt, meinst du?« sagte Cleve, nur halb im Scherz.

»Etwas in der Art«, antwortete Billy, den Blick noch immer auf die Wand gerichtet. Er seufzte, erlaubte sich dann ein zusätzliches Geständnis. »Deswegen bin ich hierhergekommen. Damit mein Großvater erfährt, daß man ihn nicht vergessen hat.«

»Hierhergekommen?« sagte Cleve. »Wovon redest du? Du wurdest erwischt und verurteilt. Du hattest keine Wahl.«

Das Licht auf der Wand wurde ausgelöscht, als eine Wolke vor der Sonne vorbeizog. Billy schaute zu Cleve hinauf. Das Licht war da, in seinen Augen.

»Ich hab' ein Verbrechen begangen, um hier reinzugelangen«, antwortete der Junge. »Es geschah mit Absicht.«

Cleve schüttelte den Kopf. Die Behauptung war aberwitzig.

»Ich hab's schon vorher versucht: zweimal. Es hat Zeit gebraucht. Aber ich bin hierhergekommen, oder nicht?«

»Halt mich nicht für 'n Idioten, Billy«, warnte Cleve.

»Das tu' ich nicht«, antwortete der andere. Er stand auf. Irgendwie wirkte er jetzt, aufgrund der erzählten Geschichte,

unbeschwerter; er lächelte sogar, wenn auch nur versuchsweise, als er sagte: »Du bist freundlich zu mir. Denk nicht, daß ich das nicht weiß. Ich bin dankbar. Jetzt...« und er schaute Cleve ins Gesicht, ehe er sagte: »... will ich wissen, wo die Gräber sind. Find es heraus, und du hörst keinen Piepser mehr von mir, das versprech' ich dir.«

Cleve wußte so gut wie nichts über das Gefängnis oder seine Geschichte, aber er kannte jemanden, der es wußte. Es gab einen Mann namens Bischof - den Insassen so vertraut, daß sein Name den bestimmten Artikel erworben hatte -, der oft zur selben Zeit in der Werkstatt war wie Cleve. Der Bischof war in seinen etwas mehr als vierzig Jahren immer wieder ins Gefängnis gewandert, meistens wegen kleinerer Vergehen, und war - mit dem ganzen Fatalismus eines Einbeinigen, der sein Leben lang akribisch Monopedie studiert - nachgerade ein Experte für Gefängnisse und den Strafvollzug. Weniges von seinen Kenntnissen stammte aus Büchern. Die Hauptmasse seiner Information hatte er von alten Knastbrüdern und Gefängniswärtern, die die Stunden wegreden wollten, und im Laufe der Zeit hatte er sich zu einer wandelnden Enzyklopädie über Verbrechen und Strafe entwickelt. Er hatte es zu seinem Geschäft gemacht und verkaufte sein sorgfältig angespartes Wissen satzweise; manchmal als geographische Information an den Möchtegernausbrecher, manchmal als Gefängnismythologie an den gottlosen Sträfling, der nach einer Ortsgottheit suchte. Jetzt machte Cleve den Mann ausfindig und legte ihm seine Bezahlung in Tabak und Schuldscheinen hin.

»Was kann ich für dich tun?« fragte der Bischof. Er war massig, dies aber ohne einen Zug ins Krankhafte. Die nadeldünnen Zigaretten, die er permanent drehte und rauchte, verkümmerten zu Winzlingen in seinen vom Nikotin



sepiagefärbten Metzgerfingern.

»Ich will was über das Aufhängen hier erfahren.«

Der Bischof lächelte. »Feine Geschichten«, sagte er und begann zu erzählen. Hinsichtlich der dünnen Einzelheiten hatte Billy im wesentlichen recht gehabt. Gehängt wurde in Pentonville bis zur Jahrhundertmitte, aber den Hinrichtungsverschlagen hatte man schon längst abgerissen. An der Stelle stand jetzt die Bewährungskanzlei im B-Trakt. Was die Geschichte von Crippens Rosen anbetraf, so war auch an ihr was Wahres dran. Vor einer Hütte in den Gartenanlagen, in der, wie der Bischof Cleve informierte, Gärtnereigerät gelagert wurde, war eine kleine grasbewachsene Stelle, in deren Mitte ein Busch blühte, gepflanzt (und an diesem Punkt gestand der Bischof, daß er hier Wahrheit und Dichtung nicht auseinanderhalten könne) zum Gedächtnis von Doktor Crippen, gehängt 1910.

»Und da sind die Gräber?« fragte Cleve.

»Nein, nein«, sagte der Bischof und verwandelte eine seiner Zigaretten mit einem einzigen Zug zur Hälfte zu Asche. »Die Gräber sind längs der Mauer, linker Hand hinter der Hütte. Dort ist ein langer Rasenstreifen; den hast du sicher schon gesehen.«

»Keine Steine?«

»Absolut nicht. Die Parzellen hat man immer ungekennzeichnet gelassen. Nur der Direktor weiß, wo er begraben ist; und wahrscheinlich hat er die Pläne verloren.« Der Bischof stöberte in der Brusttasche seines Gefängnishemds nach seiner Tabaksdose und begann mit solcher Geläufigkeit eine neue Zigarette zu drehen, daß er dabei kaum hinschauen mußte. »Es is' niemandem erlaubt, dort 'n Trauerbesuch abzustatten, verstehst du. Aus den Augen, aus dem Sinn, so ist das gedacht. Natürlich klar, daß das nicht funktioniert.

Premierminister werden vergessen, aber an Mörder erinnert man sich. Du spazierst über diesen Rasen, und bloß sechs Fuß drunter sind einige der berüchtigtsten Männer, die diesem grünen, liebenswerten Land jemals Ehre gemacht haben. Und nicht mal 'n Kreuz, um die Stelle zu kennzeichnen. Kriminell, oder?«

»Du weißt, wer dort begraben liegt?«

»'n paar sehr schlimme Herren«, antwortete der Bischof, als mache er ihnen wegen ihrer kleinen Schandtaten zärtliche Vorhaltungen.

»Hast du von einem Mann namens Edgar Tait gehört?«

Der Bischof zog die Augenbrauen hoch, das Fett seiner Stirn furchte sich. »Sankt Tait? Aber ja doch. Den vergißt man nicht so leicht.«

»Was weißt du über ihn?«

»Er hat seine Frau umgebracht und dann seine Kinder. Sie alle mit dem Messer abgemurkst, so wahr ich hier lebe und atme.«

»Alle?«

Der Bischof steckte sich die frisch gedrehte Zigarette zwischen die wulstigen Lippen. »Alle vielleicht nicht«, nuschelte er und kniff leicht die Augen zusammen beim Versuch, sich die besonderen Einzelheiten ins Gedächtnis zu rufen. »Vielleicht hat einer von ihnen überlebt. Womöglich eine Tochter, denk' ich...« Achselzuckend schloß er dieses Thema ab. »Mein Gedächtnis is' nicht besonders, was die Opfer betrifft. Aber wem geht's da nicht so?« Er richtete seinen gleichgültigen Blick auf Cleve. »Weshalb bist du so an Tait interessiert? Er wurde vor dem Krieg gehenkt.«

»1937. Er wird schon völlig hinüber sein, was?«

Der Bischof hob einen warnenden Finger. »Von wegen!« sagte er. »Weißt du, das Land, auf dem dieses Gefängnis errichtet ist, hat besondere Eigenheiten. Hier begrabene Leichen verwesen nicht so wie anderswo.« Cleve warf dem Bischof einen ungläubigen Blick zu. »Das ist wahr«, beteuerte der Dicke sanft. »Das hab' ich aus sicherster Quelle. Darfst mir glauben, jedesmal, wenn sie aus diesem Boden 'ne Leiche exhumieren mußten, hat man sie immer in beinahe unversehrtem Zustand vorgefunden.« Er hielt inne, um seine Zigarette anzuzünden, und sog daran, atmete dann mit seinen nächsten Worten den Rauch durch den Mund aus. »Wenn das Ende der Welt gekommen ist, werden die Guten von Marylebone und Camden Town bis auf die Knochen verwest auferstehen. Aber die Bösen? Sie wer'n so frisch zum Jüngsten Gericht tanzen wie an dem Tag, als sie tot umfielen. Stell dir das mal vor.« Diese perverse Idee entzückte ihn offensichtlich. Sein dickliches Gesicht bekam vor Freude daran Grübchen und Runzeln. »Hah«, sagte er träumerisch. »Und wer wird wohl wen verdorben nennen an *jenem* schönen Morgen?«

Cleve kriegte nie ganz heraus, wie sich Billy bis zum Gärtnertrupp vorangeschwatzt hatte, jedenfalls schaffte er es. Womöglich hatte er sich direkt an Mayflower gewandt, der dann seine Vorgesetzten davon überzeugt hatte, daß der Aufenthalt im Freien bei dem Jungen kein Risiko darstelle. Wie immer er dieses Manöver gedeichselt hatte, Mitte der Woche, die auf Cleves Entdeckung des Gräberfeldes folgte, war Billy draußen im kalten Aprilmorgen beim Grasmähen.

Was an jenem Tag passierte, sickerte zur Abendzeit durchs interne Nachrichtensystem. Cleve hatte die Geschichte von drei voneinander unabhängigen Gewährsmännern; keiner von ihnen war an Ort und Stelle gewesen. Die Darstellungen wiesen unterschiedliche Nuancen auf, hatten aber offensichtlich die-

selbe Grundlage. Die nackten Fakten waren folgende:

Der Gärtnertrupp, bestehend aus vier Mann unter Aufsicht eines einzelnen Gefängnisbeamten, bewegte sich um die Blocks, um zur Vorbereitung der Frühlingspflanzung Gras zu stutzen und Beete zu jäten. Die Bewachung war offenbar lax gewesen. Erst nach zwei, drei Minuten bemerkte der Officer überhaupt, daß einer der ihm Anvertrauten sich zum Rand der Abteilung gestohlen und davongemacht hatte. Alarm wurde ausgelöst. Die Beamten mußten jedoch nicht weit suchen. Tait hatte keinen Fluchtversuch unternommen, oder falls doch, so war er an seinem Versuch durch eine Art Anfall gehindert worden, der ihn lahmgelegt hatte. Man fand ihn (und hier divergierten die Geschichten beträchtlich) auf einem großen Rasenstück neben der Mauer, auf dem Gras liegend. Einige Berichte behaupteten, daß er schwarz im Gesicht war, sein Körper zusammengekrampft und seine Zunge beinah durchgebissen; andere wieder, er sei mit dem Gesicht nach unten liegend gefunden worden und habe weinend und schmeichelnd auf die Erde eingeredet. Die übereinstimmende Meinung war, daß der Junge den Verstand verloren habe.

Die Berichte rückten Cleve in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit; eine Situation, an der er keinen Geschmack fand. Am nächsten Tag ließ man ihn kaum in Ruhe; die Männer wollten wissen, wie das ist, wenn man die Zelle mit einem Irren teilt. Er bestand darauf, er habe dazu nichts zu sagen. Tait sei der ideale Zellengenosse gewesen - ruhig, anspruchslos und absolut normal. Dieselbe Geschichte erzählte er Mayflower, als er tags darauf ausgequetscht wurde; und später dann dem Gefängnisarzt. Von Tait's Interesse an den Gräbern ließ er keinen Hauch verlauten und machte es sich zur Pflicht, den Bischof aufzusuchen und von ihm ein entsprechendes Stillschweigen zu verlangen. Der war nur bereit, Cleve den Gefallen zu tun, wenn ihm die gesamte Geschichte zum angemessenen Kurs vergütet würde. Cleve versprach es ihm.

Der Bischof, wie es seiner angenommenen Geistlichkeit ziemte, stand zu seinem Wort.

Zwei Tage lang blieb Billy der Gemeinde fern. In der Zwischenzeit verschwand Mayflower aus seiner Position als Zellenflur-Officer. Auf seine Stelle wurde ein Mann namens Devlin, aus dem D-Trakt, versetzt. Sein Ruf ging ihm voraus. Der Neue war, so schien es, kein Mann von seltenem Mitgefühl. Der Eindruck bestätigte sich, als Cleve am Tag von Billys Rückkehr in Devlins Büro gerufen wurde.

»Man hat mir gesagt, Sie und Tait stehen sich nahe«, sagte Devlin. Sein Gesicht war etwa so weich wie Granit.

»Nicht wirklich, Sir.«

»Ich mach' nicht denselben Fehler wie Mayflower, Smith. Was mich angeht, so bedeutet Tait Ärger. Ich werd' ihn mit Argusaugen überwachen, und wenn ich nicht hier bin, wer'n Sie das für mich tun, verstanden? Wenn er auch nur schießt, geht's ab in die Geisterbahn. Ich lass' ihn hier rausschaffen, in 'ne Sondereinheit, eh' er noch furzen kann. Hab' ich mich klar ausgedrückt?«

»Hast ihm deine Reverenz erwiesen, was?«

Billy hatte abgenommen in der Krankenstation; Pfunde, die sein klappriges Gestell kaum entbehren konnte. Das Hemd hing ihm lose von den Schultern; der Gürtel saß im engsten Loch. Die Abmagerung hob mehr denn je seine physische Verletzbarkeit hervor. Mit 'nem federleichten Schlag liegt der am Boden, dachte Cleve. Aber sein Gesichtsausdruck hatte eine neue, fast verzweifelte Intensität bekommen. Er schien nur noch aus Augen zu bestehen; und die hatten jede Spur eingefangenen Sonnenscheins verloren. Auch die vorgetäuschte

Leere war weg, ersetzt durch eine unheimliche Entschlossenheit.

»Ich hab' was gefragt.«

»Hab' ich gehört«, sagte Billy. Es schien heute keine Sonne, aber er schaute trotzdem die Wand an. »Ja, wenn du's unbedingt wissen willst, ich hab' ihm meine Reverenz erwiesen.«

»Ich bin dazu vergattert worden, dich genau im Auge zu behalten, von Devlin. Er will dich aus dem Zellenflur weghaben. Ganz woandershin, womöglich.«

»Raus?« Der entsetzte Blick, mit dem Billy Cleve ansah, war zu nackt, um ihn mehr als ein paar Sekunden lang zu erwidern.

»Fort von hier, meinst du?«

»Scheint mir schon so.«

»Das können sie nicht!«

»O doch, sie können. Sie nennen es die Geisterbahn. Eben bist du noch hier; gleich darauf...«

»Nein«, sagte der Junge, die Hände plötzlich zu Fäusten geballt. Er hatte zu zittern begonnen, und einen Moment lang befürchtete Cleve einen zweiten Anfall. Aber Billy schien, durch einen Willensakt, die Zuckungen unter Kontrolle zu bekommen und richtete seinen Blick wieder auf den Zellengenossen. Die Blutergüsse, die ihm Lowell verpaßt hatte, waren zu Gelbgrau abgemildert, aber alles andere als verschwunden; seine unrasierten Wangen waren von blaßrötlichem Flaum überstäubt. Der Anblick des Jungen weckte in Cleve eine ungewollte Regung von Besorgnis.

»Erzähl's mir«, sagte Cleve.

»Dir was erzählen?« fragte Billy.

»Was bei den Gräbern passiert ist.«

»Mir wurde schwindlig. Ich bin umgekippt. Erst im Krankenhaus kam ich wieder zu mir.«

»Das hast du *denen* erzählt, ja?«

»Es ist die Wahrheit.«

»Da hab' ich aber was anderes gehört. Wieso erklärst du nicht, was wirklich passiert ist? Ich möchte, daß du mir vertraust.«

»Das tu' ich«, sagte der Junge. »Aber ich muß das für mich behalten, verstehst du. Is' 'ne Sache zwischen ihm und mir.«

»Dir und Edgar?« fragte Cleve, und Billy nickte. »Ein Mann, der außer deiner Mutter seine ganze Familie umbrachte?«

Billy war deutlich bestürzt, daß Cleve im Besitz dieser Information war. »Ja«, sagte er nach einiger Überlegung. »Ja, er hat sie alle umgebracht. Er hätte auch Mama umgebracht, wenn sie nicht entwischt wäre. Er wollte die gesamte Familie auslöschen. Damit keiner mehr da wäre, in dem sich das böse Blut forterbte.«

»Dein Blut ist böse?«

Billy gestattete sich das denkbar schwächste Lächeln. »Nein«, sagte er. »Ich glaub' nicht. Großvater hat sich geirrt. Die Zeiten haben sich geändert.«

Er *ist* verrückt, dachte Cleve.

Blitzschnell erfaßte Billy dieses Urteil. »Ich bin nicht geisteskrank«, sagte er. »Sag ihnen das. Sag es Devlin und jedem sonst, der danach fragt. Sag ihnen, ich bin ein Lamm.« Die Wildheit war wieder in seinen Augen. Da war nichts Lammähnliches vorhanden, wenngleich Cleve es unterließ, das zu äußern. »Sie dürfen mich nicht von hier wegverlegen,

Cleve. Nicht, nachdem ich schon so nah dran bin. Ich hab' hier was zu erledigen. Was Wichtiges.«

»Mit einem Toten?«

»Mit einem Toten.«

Wie es sich auch im einzelnen mit der neuen Zielsetzung verhalten mochte, die Billy Cleve dargelegt hatte, als der Junge wieder mit den übrigen Sträflingen zusammenkam, machte er die Schotten dicht. Er reagierte weder auf die Fragen noch auf die Anschuldigungen, die im Raum standen; die Fassade leer-  
äugiger Teilnahmslosigkeit war makellos. Cleve war beeindruckt. Der Junge hatte eine Zukunft als Schauspieler, sofern er sich entschlösse, den schon professionellen Wahnsinn aufzugeben.

Aber die Anstrengung, den neu gefundenen inneren Drang geheimzuhalten, begann sich bald bemerkbar zu machen. In tiefen Ringen um die Augen und einem nervösen Vibrieren in seinen Bewegungen; in Phasen des Grübelns und unerschütterlichen Schweigens. Der körperliche Verschleiß fiel dem Arzt natürlich auf, bei dem sich Billy regelmäßig zu melden hatte. Er behauptete, daß der Junge an einer Depression und akuter Schlaflosigkeit leide und verschrieb Beruhigungsmittel für die Nachtruhe. Diese Tabletten gab Billy Cleve; er bestand darauf, daß er selber sie nicht nötig habe. Cleve war dankbar. Nach vielen Monaten begann er zum erstenmal gut zu schlafen, nicht mehr wachgehalten von den Tränen und Schreien seiner Mithäftlinge.

Am Tag reduzierte sich die Beziehung zwischen ihm und dem Jungen, die immer schon rudimentär gewesen war, zu bloßer Höflichkeit. Cleve spürte, daß Billy völlig dichtmachte, sich von rein körperlichen Belangen löste.

Es war nicht das erste Mal, daß er Zeuge eines solchen anästhesieartigen Rückzugs wurde. Seine Schwägerin Rosanna



war vor drei Jahren an Magenkrebs gestorben: ein langwieriger und, bis zu den letzten Wochen, ständiger Verfall. Cleve hatte ihr nicht nähergestanden, aber vielleicht hatte ihm eben diese Distanz einen Einblick in das Verhalten der Frau eröffnet, der dem Rest seiner Familie abging. Er war bestürzt gewesen über die systematische Art, in der sie sich auf den Tod vorbereitete: ihre emotionalen Besetzungen zurücknahm, bis sie nur noch die wichtigsten Gestalten in ihrem Leben erfaßte - ihre Kinder und ihren Pfarrer -, und alle anderen, auch ihren Mann, mit dem sie vierzehn Jahre verheiratet war, ausschloß.

Jetzt erkannte er dieselbe Leidenschaftslosigkeit und Genügsamkeit bei Billy. Wie einer, der ein wasserloses Ödland zu durchqueren übt und zu haushälterisch an seinen Energien hängt, um sie in einer einzigen fruchtlosen Geste zu vergeuden, sank der Junge in sich selbst zurück. Es war unheimlich. Cleve fand es immer beunruhigender, die knapp vier mal zweieinhalb Meter der Zelle mit Billy teilen zu müssen. Es war, wie wenn man mit einem Mann im Todeszellentrakt zusammenwohnte.

Der einzige Trost waren die Tranquilizer. Bereitwillig brachte Billy durch seinen Charme den Arzt dazu, für ständigen Nachschub zu sorgen. Sie garantierten Cleve erholsamen und, zumindest mehrere Tage lang, traumlosen Schlaf.

Und dann träumte er von der Stadt.

Zunächst nicht von der Stadt; zunächst von der Wüste. Eine leere Weite blauschwarzen Sandes, der ihm beim Gehen in die Fußsohlen stach und ihm von einem kühlen Wind in Nase und Augen und Haar geweht wurde. Er war hier schon gewesen, das wußte er. Sein Traum-Ich erkannte die lange Kette kahler Dünen wieder, deren Monotonie weder Baum noch Haus unterbrach. Aber bei früheren Besuchen hatte er Führer dabei (zumindest seiner vagen Überzeugung nach); jetzt war er allein, und die Wolken über seinem Kopf waren schwer und

schiefergrau, ließen auf keine Sonne hoffen. Stundenlang, so schien es ihm, durchwanderte er die Dünen, seine Füße blutig vom scharfen Sand, sein von den Körnern überstäubter Körper blau getönt. Als er nahe dran war, vor Erschöpfung zusammenzubrechen, erblickte er Ruinen und näherte sich ihnen.

Es war keine Oase. Für Gesundheit und leibliches Wohl fand sich nichts in diesen leeren Straßen; weder fruchtbare Bäume noch sprudelnde Brunnen. Die Stadt war ein Konglomerat aus Häusern oder aus Teilen derselben - manchmal ganze Stockwerke, manchmal einzelne Zimmer -, in städtebaulichen Parodien nebeneinander hingeworfen. Die Stile waren ein hoffnungsloser Mischmasch: vornehme georgianische Wohnsitze, die neben schäbigen Mietskasernen mit ausgebrannten Zimmern standen; ein Haus, aus einer Reihe Terrassenbauten herausgerissen, komplett bis hinunter zum glasierten Hund auf der Fensterbank, Rücken an Rücken mit einer Penthousesuite. Alle waren verunstaltet, brutal aus ihrem ursprünglichen Umfeld herausgerissen. Wände waren geborsten, gaben intime Einblicke auf private Innenräume frei; Treppenaufgänge zick-zackten ohne Ziel wolkenwärts; Türen flappten auf und zu im Wind, führten nach Nirgendwo.

Es gab Leben hier, das wußte Cleve. Nicht nur die Eidechsen, Ratten und Schmetterlinge, die - ausnahmslos Albinos - vor ihm flatterten und flitzten, während er die gottverlassenen Straßen durchstreifte, sondern *menschliches* Leben. Er spürte, daß jeder Schritt, den er machte, überwacht wurde, wenngleich er keinerlei Zeichen menschlicher Gegenwart zu sehen bekam; wenigstens nicht bei seinem ersten Besuch.

Beim zweiten ließ sein Traum-Ich den mühseligen Marsch durch die Wüstenei bleiben und wurde direkt in die Nekropole hineinbefördert, und seine gelehrigen Füße folgten derselben Route wie bei seinem ersten Besuch. Der ständige Wind war

stärker heute nacht. Er fing sich in den Spitzenvorhängen in diesem Fenster und einem klingelnden chinesischen Mobile in jenem. Er trug auch Stimmen mit sich; schauerliche und fremdartige Laute, die von irgendeinem fernliegenden Platz weit hinter der Stadt kamen. Dieses Surren und Girren im Ohr, wie von geisteskranken Kindern, war Cleve dankbar für die Straßen und die Zimmer, für ihre Vertrautheit, wenngleich für nichts von dem Trost, den sie möglicherweise boten. Stimmen hin, Stimmen her, den Wunsch, diese Innenräume zu betreten, hatte er nicht. Er wollte nicht entdecken, was diese Architekturfragmente so sehr auszeichnete, daß sie aus ihren angestammten Bereichen herausgetrennt und in diese winelnde Trostlosigkeit herabgeschleudert worden waren.

Doch sobald er einmal die Stätte besucht hatte, kehrte sein Schlafbewußtsein Nacht für Nacht dorthin zurück. Immer unterwegs, mit blutigen Füßen, sah er nur die Ratten und die Schmetterlinge und den schwarzen Sand auf jeder Schwelle, der in Zimmer und Eingangshallen hineinwehte, die bei jedem Besuch unverändert dieselben blieben; die, nach dem, was er zwischen den Vorhängen oder durch eine zertrümmerte Wand hindurch flüchtig wahrnahm, in einem Schlüsselmoment auf irgendeine Weise *fixiert* worden zu sein schienen - ein Essen, unverspeist stehengelassen auf einem für drei gedeckten Tisch (der Kapaun untranchiert, die Soßen dampfend), oder eine Duschke, aufgedreht gelassen in einem Bad, in dem die Lampe unaufhörlich hin und her schwang, und, in einem Zimmer, das der Arbeitsraum eines Rechtsanwalts gewesen sein mochte, ein Schoßhund oder aber eine heruntergerissene und auf den Boden geschleuderte Perücke, achtlos auf einen eleganten Teppich geworfen, dessen raffiniertes Muster halb vom Sand verschlungen war.

Nur einmal sah er ein anderes menschliches Wesen in der Stadt, und das war Billy. Dazu kam es auf sonderbare Weise. Eines Nachts trieb er aus seinem Traum von den Straßen in den

Halbschlaf hinüber. Billy war wach und stand mitten in der Zelle. Er starrte zu dem durchs Fenster fallenden Licht hinauf. Der Mond schien nicht, aber der Junge badete in dem Licht, als ob es so wäre. Sein Gesicht war zum Fenster hinaufgewandt, der Mund offen und die Augen zu. Cleve hatte kaum Zeit, die Trance zu registrieren, in der der Junge sich anscheinend befand, als ihn die Tranquilizer auch schon wieder in seinen Traum hineinzogen. Er nahm jedoch ein Fragment Wirklichkeit mit sich und integrierte den Jungen in seine Schlafvision. Als er abermals die Stadt erreichte, war dort Billy Tait. Er stand auf der Straße, das Gesicht zu den finster drohenden Wolken emporgewandt, der Mund offen, die Augen zu.

Das Bild verweilte nur einen Augenblick. Gleich darauf war der Junge auf und davon, wobei seine Fersen schwarze Sandfächer hochschleuderten. Cleve rief hinter ihm her. Billy rannte jedoch unbeirrt weiter; und mit jenem unerklärlichen Vorauswissen, das Träume mit sich bringen, wußte Cleve, wohin der Junge lief. Fort zum Stadtrand, wo die Häuser sich verloren und die Wüste begann. Fort, um sich mit einem Freund zu treffen, der vielleicht auf diesem schrecklichen Wind eintrudelte. Nichts würde ihn dazu bewegen, die Verfolgung aufzunehmen, doch wollte er nicht den Kontakt mit dem einzigen Mitmenschen verlieren, den er in diesen verödeten Straßen zu Gesicht bekommen hatte. Wieder rief er Billys Namen, lauter. Diesmal spürte er eine Hand auf seinem Arm und fuhr auf, voller Entsetzen, und kam unvermutet, von jemandem wacherüttelt, in seiner Zelle zu sich.

»Alles in Ordnung«, sagte Billy. »Du träumst.«

Cleve versuchte, die Stadt aus seinem Kopf zu schütteln, aber mehrere gefährvolle Sekunden lang schwappte der Traum in die Wachwelt hinüber, und als Cleve auf den Jungen hinunterschaute, sah er, daß Billys Haare von einem Wind hochgewirbelt wurden, der nicht in den engen Bezirk der Zelle

gehörte, gehören *konnte*.

»Du träumst«, sagte Billy abermals. »Wach auf.«

Schauernd setzte sich Cleve in seinem Bett ganz auf. Die Stadt entschwand, war fast zerronnen, aber ehe er sie endgültig aus dem Blick verlor, regte sich in ihm die unumstößliche Überzeugung, daß Billy *wußte*, woraus er ihn wachrüttelte; daß sie wenige, flüchtige Augenblicke lang zusammen dort gewesen waren.

»Du weißt es«, beschuldigte er das bleiche Gesicht neben sich. Der Junge wirkte verblüfft. »Wovon redest du?«

Cleve schüttelte den Kopf. Die Verdächtigung wurde mit jedem Schritt, den er sich vom Schlaf entfernte, unglaublicher. Trotzdem, als er zu Billys knochiger Hand hinunterschaute, die noch immer seinen Arm umklammerte, erwartete er halb, Teilchen jenes groben Obsidiansandes unter ihren Fingernägeln zu entdecken. Dort war aber nur Schmutz.

Die Zweifel blieben jedoch, weit über den Zeitpunkt hinaus, an dem die Vernunft sie hätte zerstreuen sollen. Von jener Nacht an behielt Cleve den Jungen unwillkürlich genauer im Auge, in Erwartung irgendeines Ausrutschers in Rede oder Blick, der das Wesen seines Spiels enthüllen würde. Solches Unter-die-Lupe-Nehmen war eine aussichtslose Sache. Die letzten Spuren der Zugänglichkeit verschwanden nach jener Nacht. Der Junge wurde - wie Rosanna - ein unentzifferbares Buch und gab auch nicht den kleinsten Hinweis auf das Wesen seiner geheimen Welt. Was den Traum anging - er wurde nicht einmal mehr erwähnt. Die einzige indirekte Anspielung auf jene Nacht war Billys verdoppeltes Beharren, daß Cleve weiterhin die Beruhigungsmittel nehmen solle.

»Du brauchst deinen Schlaf«, sagte er, nachdem er vom Krankenrevier mit weiterem Nachschub zurückkam. »Nimm sie.«

»Du brauchst auch Schlaf«, antwortete Cleve, neugierig, wie weit der Junge die Geschichte noch treiben würde. »Ich brauch' das Zeugs nicht mehr.«

»Doch«, beharrte Billy und hielt ihm das Fläschchen mit den Kapseln hin. »Du weißt, wie schlimm der Lärm ist.«

»Jemand hat gesagt, daß man davon süchtig wird«, antwortete Cleve, ohne ihm die Pillen abzunehmen. »Ich schaff's auch ohne.«

»*Nein*«, sagte Billy. Und jetzt spürte Cleve einen Grad der Beharrlichkeit, der seinen tiefsten Verdacht bestätigte. Der Junge *wollte* ihn unter Betäubung haben, schon die ganze Zeit über.

»Ich schlaf wie 'n Baby«, sagte Billy. »Bitte nimm sie. Sonst hab' ich sie ganz umsonst geholt.«

Cleve zuckte mit den Achseln. »Wenn du unbedingt meinst«, sagte er, da er, nachdem sich seine Ängste bestätigt hatten, zumindest so tun wollte, als lenke er ein.

»Ja, sicher.«

»Dann danke.« Er nahm das Fläschchen.

Billy strahlte. Mit diesem Lächeln begannen - in gewissem Sinne - die schlimmen Zeiten wirklich.

An diesem Abend setzte Cleve der Theaterspielerei des Jungen seine eigene entgegen: nahm scheinbar, wie sonst auch, die Tranquilizer, schluckte sie aber nicht. Sobald er, mit dem Gesicht zur Wand, auf seinem Bett lag, ließ er sie aus dem Mund und unter sein Kissen gleiten. Dann tat er so, als ob er schlief.

Die Tage im Gefängnis begannen und endeten früh; gegen dreiviertel neun oder neun Uhr abends lagen die meisten Zellen

der vier Trakte in Dunkelheit, die Insassen waren bis zur Morgendämmerung hinter Schloß und Riegel und sich selbst überlassen.

Heut nacht war es ruhiger als meistens. Der Weinende in der übernächsten Zelle war in den D-Trakt verlegt worden; ansonsten gab es auf der ganzen Länge des Flurs nur wenig Störungen. Selbst ohne die Tablette spürte Cleve, wie der Schlaf ihn lockte. Vom Bett unter ihm hörte er praktisch keinen Laut, bis auf einen gelegentlichen Seufzer. Man konnte unmöglich erraten, ob Billy tatsächlich schlief oder nicht. Cleve verharrte in Schweigen und warf gelegentlich einen kurzen Moment lang einen verstohlenen Blick auf das Leuchtzifferblatt seiner Uhr. Die Minuten waren bleiern, und während die ersten Stunden vorüberschlichen, befürchtete er, daß seine Schlafimitation nur allzubald zu echtem Schlaf werden würde. Und in der Tat ließ er sich gerade diese Möglichkeit durch den Kopf gehen, als ihn Bewußtlosigkeit übermannte.

Viel später erwachte er. Seine Schlafposition schien unverändert. Die Wand vor ihm, ihr abgeblätterter Farbanstrich wie eine düstere Karte irgendeines unbekannten Territoriums. Er brauchte eine oder zwei Minuten, um sich zu orientieren. Vom unteren Bett kam kein Laut. Als bewege er sich im Schlaf, hob er den Arm in Augennähe und schaute auf das blaßgrüne Zifferblatt seiner Uhr. Es war ein Uhr einundfünfzig. Noch mehrere Stunden bis zur Morgendämmerung. Eine geschlagene Viertelstunde blieb er so liegen, wie er aufgewacht war, und horchte auf jeglichen Laut in der Zelle, versuchte, Billys Position herauszufinden. Er wollte sich um keinen Preis auf die andere Seite drehen und nachschauen, aus Angst, daß der Junge mitten in der Zelle stand wie in der Nacht des gemeinsamen Besuchs in der Stadt.

Die Welt, wenngleich in Dunkelheit getaucht, war alles andere als still. Er konnte dumpfe Tritte hören: Einen Flur

höher schritt jemand in der genau darüber liegenden Zelle auf und ab; konnte Wasser in den Rohren rauschen hören und das Geräusch einer Sirene auf der Caledonian Road. Was er nicht hören konnte, war Billy. Kein Atemhauch von dem Jungen.

Eine weitere Viertelstunde war verstrichen, und Cleve konnte spüren, wie die altvertraute Erschlaffung sich heranarbeitete, um ihn neuerlich in Beschlag zu nehmen; wenn er noch viel länger regungslos daläge, würde er wieder einschlafen, und wenn er das nächste Mal zu sich käme, wäre es Morgen. Wenn er irgend etwas in Erfahrung bringen wollte, mußte er sich auf die andere Seite wälzen und *nachschauen*. Am klügsten war es, fand er, nicht zu versuchen, sich klammheimlich zu bewegen, sondern sich so natürlich wie möglich auf die andere Seite zu drehen. Das tat er und murmelte dabei wie ein Schlafender vor sich hin, um die Vorspiegelung glaubhafter zu machen. Sobald er sich ganz umgedreht und die Hand halb aufgestellt neben das Gesicht gebracht hatte, um sein Spionieren abzuschirmen, öffnete er vorsichtig die Augen.

Die Zelle schien dunkler zu sein als in der Nacht, in der er Billy mit zum Fenster hinaufgewandtem Gesicht gesehen hatte. Was den Jungen betraf, so war er nicht sichtbar. Cleve öffnete die Augen ein wenig weiter und musterte die Zelle zwischen seinen Fingern hindurch so gründlich es nur ging. Irgend etwas stimmte nicht, aber er konnte nicht recht herausbekommen, was. Mehrere Minuten lag er da und wartete, daß seine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnen würden. Das taten sie nicht. Die Szene vor ihm blieb undeutlich, wie ein Gemälde, von Schmutz und Firnis derart überkrustet, daß sich die Darstellung darunter dem nachforschenden Auge verweigert. Aber er wußte - *wußte* -, daß die Schattenzonen in den Ecken der Zelle und an der gegenüberliegenden Wand nicht leer waren. Er wollte der Ahnung, die sein Herz hämmern ließ, ein Ende machen, wollte seinen Kopf von dem kieselsteingefüllten Kissen heben und



Billy aus seinem Versteck rufen. Aber sein gesunder Menschenverstand riet ihm davon ab. Statt dessen lag er regungslos und schwitzte und lauerte.

Und jetzt erkannte er langsam, was an der Szene vor ihm nicht in Ordnung war. Die verbergenden Schatten fielen dort, wo keine Schatten hingehörten; sie breiteten sich dort über den Zellenboden aus, wohin das schwache Licht vom Fenster hätte fallen müssen. Irgendwie war dieses Licht zwischen Fenster und Wand erstickt und verschlungen worden. Cleve schloß die Augen, um seinem benebelten Bewußtsein eine Chance zu geben, diese Folgerung noch einmal zu überdenken und zu verwerfen. Als er die Augen wieder öffnete, sprang sein Herz aus dem Takt. Der Schatten, weit davon entfernt, an Mächtigkeit einzubüßen, hatte sich ein wenig vergrößert.

Solche Angst wie jetzt hatte Cleve noch nie gehabt, noch nie eine Kälte in den Eingeweiden gespürt, die der Frostkühle ähnelte, die ihn jetzt durchdrang. Gleichmäßig atmen und die Hände, wo sie lagen, ruhig halten - das war alles, was er tun konnte. Instinktiv hätte er sich am liebsten in die Laken gerollt und sein Gesicht versteckt wie ein Kind. Zwei Gedanken hielten ihn davon ab. Der eine war der, daß er durch die geringste Bewegung unwillkommene Aufmerksamkeit auf sich ziehen könnte. Der andere, daß Billy irgendwo in der Zelle war und womöglich von dieser lebenden Dunkelheit ebenso bedroht wurde wie er selber.

Und dann redete, vom unteren Bett aus, der Junge. Seine Stimme war gedämpft, so als wolle er seinen schlafenden Zellenengenossen nicht aufwecken. Sie klang auch unheimlich vertraulich. Cleve zog gar nicht erst in Erwägung, daß Billy im Schlaf rede; die Zeit für bewußte Selbsttäuschung war lang vorbei. Der Junge richtete seine Worte an die Finsternis; an dieser unangenehmen Tatsache war nicht zu rütteln.

»... es tut weh...« sagte er, mit einem matten Unterton der

Anklage, »...du hast mir nicht gesagt, wie weh es tut...«

War das Cleves Einbildung, oder blähte sich das Gespenst aus Schatten zur Antwort ein wenig auf, wie die Wolke eines Tintenfischs im Wasser? Cleve hatte gräßliche Angst.

Der Junge sprach erneut. Seine Stimme war so leise, daß Cleve kaum die Worte aufschnappen konnte. »... es muß bald geschehen...« sagte er ruhig, aber eindringlich, »...ich hab' keine Angst. Keine Angst.«

Wiederum verschob sich der Schatten. Als Cleve diesmal in dessen Zentrum blickte, wurde er etwas schlauer aus der schimärenhaften Gestalt, die er umschloß. Cleves Kehle vibrierte; hinter seiner Zunge saß ein Schrei, der unbedingt herauswollte.

»...alles, was du mir beibringen kannst...« sagte Billy gerade, »...rasch...« Worte kamen und verklangen, aber Cleve hörte sie kaum. Seine Aufmerksamkeit war ganz auf den Schattenvorhang gerichtet und die - aus Dunkelheit gestickte - Gestalt, die sich in dessen Falten bewegte. Es war keine Einbildung. Dort war ein Mann oder eher die grobe Nachbildung eines solchen, ihre Substanz dünn, ihre Kontur ständig im Zerfall und wieder, nur unter größter Anstrengung, zu irgendeinem Anschein des Menschlichen zurechtgerüttelt. Von den Gesichtszügen des Besuchers konnte Cleve wenig erkennen, aber genug, um zu ahnen, daß hier Entstellungen präsentiert wurden, als seien es Vorzüge: ein Gesicht, das einem Teller voll verfaultem Obst glich, breiig und sich schälend, hier von einem Nest Fliegen aufgeschwollen und dort plötzlich wieder eingefallen, ein verpesteter Krater. Wie konnte es der Junge über sich bringen, so problemlos mit einem derartigen *Wesen* zu sprechen? Und doch, ungeachtet der Fäulnis, lag in dem Gebaren des Geschöpfes eine schmerzliche Würde - im qualvollen Ausdruck seiner Augen und dem zahnlosen O seines Rachens.

Plötzlich stand Billy auf. Die nach so vielen verhalten geäußerten Worten jähe Bewegung setzte fast den Schrei in Cleves Kehle frei. Er schluckte ihn mit Mühe hinunter und verengte seine Lider zu einem Schlitz, starrte durch die Gitterstäbe seiner Wimpern auf das, was als nächstes geschah.

Billy redete abermals, doch jetzt war die Stimme zu leise, als daß Horchen noch etwas genutzt hätte. Er trat auf den Schatten zu, wobei sein Körper einen Großteil der Gestalt vor der gegenüberliegenden Wand verdeckte. Die Zelle war nicht mehr als drei oder vier Schrittlängen breit, aber durch irgendeine Lockerung der physikalischen Gesetze schien der Junge fünf, sechs, sieben Schritte vom Bett weg zu machen. Cleves Augen gingen weiter auf: Er wußte, daß er unbeobachtet blieb. Der Schatten und sein Anhänger hatten eine Sache miteinander zu regeln, das nahm ihre Aufmerksamkeit voll in Anspruch.

Billys Gesicht war jetzt kleiner, als innerhalb der Begrenzung der Zelle möglich schien; als sei er durch die Wand in irgendein anderes Gebiet geschritten. Und erst jetzt, mit aufgerissenen Augen, erkannte Cleve diese Gegend wieder. Die Dunkelheit, aus der Billys Besucher bestand, war Wolkenschatten und Staub; hinter ihm, kaum sichtbar in der verhexten Düsternis, aber für jeden erkennbar, der schon einmal dort gewesen war, lag die Stadt aus Cleves Träumen.

Billy hatte seinen Meister erreicht. Die Kreatur türmte sich über ihm auf, zerfetzt und spindeldürr, aber strotzend vor Macht. Cleve wußte nicht, wie oder weshalb der Junge zu ihr hingegangen war, und ängstigte sich nun um Billys Sicherheit, aber die Angst um seine eigene Sicherheit fesselte ihn ans Bett. In diesem Augenblick wurde ihm klar, daß er nie jemanden - sei es Mann oder Frau - so sehr geliebt hatte, daß er ihm bis in den Schatten dieses Schattens hinterhergejagt wäre. Der Gedanke brachte ein schreckliches Gefühl der Vereinsamung mit

sich und im selben Moment das Bewußtsein, daß keiner, der *ihn* in sein Verderben gehen sähe, einen einzigen Schritt machen würde, um ihn vom Rand des Abgrunds zurückzuholen. Verlorene Seelen, sie beide; er und der Junge.

Jetzt hob Billys Herr seinen angeschwollenen Kopf, und der unablässige Wind in jenen blauen Straßen wirbelte ihm die Pferdemähne zu wildem Leben auf. Und vom Wind daherge-tragen: dieselben Stimmen, die Cleve schon gehört hatte, die Schreie irrsinniger Kinder, irgendwo zwischen Weinen und Geheul. Wie durch diese Stimmen ermutigt, streckte sich das Gebilde nach Billy aus und umarmte ihn, hüllte den Jungen rundherum in Dampf ein. Billy sträubte sich nicht gegen diese Umarmung, sondern erwiderte sie eher. Cleve, außerstande, diese gräßliche Vertraulichkeit mit anzusehen, schloß die Augen davor, und als er sie - Sekunden, Minuten später? - wieder öffnete, schien das Treffen vorbei zu sein. Das Schattending zerflatterte, ließ seinen geringen Anspruch auf Zusammenhalt fahren. Es zerfiel zu Fragmenten, und Stücke seiner zerfetzten Anatomie flogen in die Straßen fort, wie Abfall vor dem Wind. Sein Weggang schien die Auflösung der gesamten Szene zu signalisieren; schon wurden die Straßen und Häuser von Staub und Entfernung verschlungen. Noch ehe die letzten Schnipsel des Schattens außer Sicht geweht waren, war von der Stadt nichts mehr zu sehen. Cleve war froh, von ihr ausgesperrt zu sein. Die Wirklichkeit war in all ihrer grausamen Härte jener Trostlosigkeit vorzuziehen. Ziegel um übermalten Ziegel setzte sich die Wand wieder durch, und der aus den Armen seines Meisters entlassene Billy war wieder in der handfesten Geometrie der Zelle und starrte zum Licht hinauf, das durchs Fenster fiel.

Cleve schlief in dieser Nacht nicht wieder ein. Ja, er fragte sich, während er auf seiner unnachgiebigen Matratze lag und zu den von der Decke herunterhängenden Farbstalaktiten hinaufstarrte, ob er je wieder Sicherheit im Schlaf finden

könnte.

Das Sonnenlicht war ein Showman. Es warf seine hellen Strahlen mit verschwenderischer Pracht herab, war wie jeder Glitzerkramhändler aufs Blenden und aufs Ablenken aus. Aber unter der schimmernden Oberfläche, die es beleuchtete, befand sich ein anderes Sein, eines, das sich der Sonnenschein - immer der Menge schön gefällig - zu verbergen geschworen hatte. Es war scheußlich und ausweglos, dieses Sein. Die meisten, durch Sehen geblendet, erhaschten nie auch nur einen flüchtigen Blick davon. Aber Cleve kannte jetzt das sonnenlose Sein, hatte es sogar als Träumer durchwandert; und obwohl er den Verlust seiner Unschuld betrauerte, wußte er, daß er niemals mehr den Rückweg zum Irrgarten des Lichts antreten könnte.

Er versuchte sein Äußerstes, Billy von diesem Wandel nichts merken zu lassen; das letzte, was er wollte, war, daß der Junge ihm auf seine Lauscherei käme. Aber verheimlichen war so gut wie unmöglich. Obwohl Cleve sich am folgenden Tag in jeder Hinsicht so normal benahm, wie er konnte, war er außerstande, seine innere Unruhe ganz zu kaschieren. Sie drang nach außen, unwillkürlich und unkontrollierbar wie Schweiß aus seinen Poren. Und der Junge wußte Bescheid, da gab's keinen Zweifel, er *wußte Bescheid*. Auch ließ er sich wenig Zeit damit, seinen Verdacht in Worte zu fassen. Als sie nach dem nachmittäglichen Werkstattaufenthalt in ihre Zelle zurückkehrten, hatte es Billy eilig, auf den Punkt zu kommen.

»Was'n mit dir heute los?«

Cleve beschäftigte sich damit, sein Bett noch einmal zu machen, voller Angst, Billy auch nur flüchtig anzusehen. »Nichts ist los«, sagte er. »Ich fühl' mich nicht besonders wohl, das is' alles.«

»Du hast 'ne schlechte Nacht gehabt?« erkundigte sich der

Junge. Cleve konnte spüren, wie sich Billys Augen ihm in den Rücken bohrten.

»Nein«, sagte er, wobei er darauf achtete, daß die Ablehnung nicht zu schnell herauskam. »Ich hab' deine Pillen genommen, wie immer.«

»Gut.«

Der Wortwechsel stockte, und Cleve durfte schweigend sein Bett fertig richten. Dann aber konnte die stumme Schauspielerlei nicht länger ausgedehnt werden. Als er sich nach getaner Arbeit umdrehte, sah er Billy unvermuteterweise auf dem kleinen Tisch sitzen, mit einem von Cleves Büchern aufgeschlagen in seinem Schoß. Beiläufig blätterte er den Band durch, jegliches Anzeichen seines vorherigen Verdachts war verschwunden. Cleve war jedoch nicht so dumm, rein äußerlichen Erscheinungen zu trauen.

»Warum liest du diese Sachen?« fragte der Junge.

»Vergeht die Zeit schneller«, antwortete Cleve und machte all seine Mühen zunichte, indem er auf das obere Bett hinaufkletterte und sich dort ausstreckte.

»Nein. Ich mein' nicht, warum du Bücher liest. Ich mein', warum liest du *diese* Bücher? Dieses ganze Zeug über Sünde.«

Cleve hörte die Frage nur halb. Hier auf dem Bett zu liegen, das erinnerte ihn allzu heftig daran, wie die Nacht gewesen war. Erinnerte ihn auch daran, daß die Dunkelheit eben jetzt wieder an der Seite der Welt hinaufkroch. Bei diesem Gedanken schien sein Magen zu seiner Kehle aufzusteigen.

»Hast du mich gehört?« fragte der Junge.

Cleve murmelte, daß er das habe.

»Also, warum denn; warum die Bücher? Über Verdammnis und all das.«

»Niemand sonst holt sie sich aus der Bücherei«, antwortete Cleve, der sich schwertat, Gedanken zu bilden, die sich sagen ließen, wenn die anderen, ungesagten, so viel fordernder waren.

»Also glaubst du's nicht?«

»Nein«, antwortete er. »Nein; ich glaub' kein Wort davon.«

Der Junge verharrte eine Zeitlang in Schweigen. Cleve sah Billy zwar nicht an, doch er konnte ihn umblättern hören. Dann eine weitere, aber ruhiger geäußerte Frage; ein Bekenntnis.

»Bekommst du jemals *Angst*?«

Die direkte Frage schreckte Cleve aus seiner Trance auf. Die Unterhaltung war vom allgemeinen Gerede über Lesestoff zu einem eindeutig beziehungsreicheren Thema zurückgesprungen. Weshalb sollte Billy sich nach der Angst erkundigen, wenn er sich nicht gleichfalls fürchtete?

»Wovor soll ich schon Angst haben?« fragte Cleve.

Aus dem Augenwinkel bekam er mit, wie der Junge leicht mit den Achseln zuckte, ehe er antwortete. »Vor Dingen, die geschehen«, sagte er mit ausdrucksloser Stimme. »Dingen, über die man keine Kontrolle hat.«

»Ja«, antwortete Cleve, der sich im unklaren darüber war, wohin dieser Meinungs austausch führte. »Doch, natürlich. Manchmal habe ich schon Angst.«

»Und was tust du dann?« fragte Billy. »Da kann man doch nichts tun, oder?« sagte Cleve. Seine Stimme war so verhalten wie die Billys. »An dem Morgen, an dem mein Vater starb, hab' ich's Beten aufgegeben.«

Er hörte den sachten Schlag, als Billy das Buch zuklappte, und neigte den Kopf genügend schräg, um den Jungen ins Blickfeld zu bekommen. Billy konnte seine Erregung nicht

völlig verbergen. Er *hat* Angst, sah Cleve; er will um keinen Deut mehr, daß es Nacht wird, als ich. Er fand den Gedanken beruhigend, daß sie sich beide fürchteten. Vielleicht gehörte der Junge nicht ganz dem Schatten; vielleicht konnte er Billy sogar dazu überreden, einen für sie beide gangbaren Ausweg aus diesem ausufernden Alptraum aufzuzeigen.

Er setzte sich auf, so daß sein Kopf ein paar Fingerbreit von der Zellendecke entfernt war. Billy blickte von seinen Meditationen auf, sein Gesicht ein bleiches Oval zuckenden Muskelfleisches. Jetzt war die Zeit zum Reden, das wußte Cleve; *jetzt*, ehe in den Fluren die Beleuchtung abgeschaltet und die Zellen den Schatten ausgeliefert wurden. Dann gäbe es für Erklärungen keine Zeit mehr. Der Junge würde schon halb an die Stadt verloren sein und keiner Überredung mehr zugänglich.

»Ich habe Träume«, sagte Cleve. Billy sagte nichts, erwiderte bloß hohläugig Cleves Blick. »Ich träum' von einer Stadt.«

Der Junge zuckte nicht zusammen. Freiwillig würde er offensichtlich nichts zur Erhellung beitragen; man würde ihm ordentlich zusetzen müssen, um ihn dazu zu bringen.

»Weißt du, wovon ich rede?«

Billy schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte er obenhin. »Ich träume nie.«

»Jeder hat Träume.«

»Dann erinnere ich mich einfach nicht daran.«

»An meine erinnere ich mich schon«, sagte Cleve. Jetzt, da er das Thema zur Sprache gebracht hatte, war er entschlossen, Billy keine Ausflüchte zu gönnen. »Und du kommst da drin vor. Du bist in dieser Stadt.«

Und *jetzt* zuckte der Junge zusammen; nur ein trügerisches



Rucken, aber genug, um Cleve die Gewißheit zu geben, daß er nicht in den Wind redete.

»Was hat's mit dem Ort auf sich, Billy?« fragte er.

»Woher soll ich das wissen?« erwiderte der Junge, der gerade zum Lachen ansetzte, den Versuch dann aber wieder aufgab.

»Doch klar, daß ich nichts drüber weiß, oder? Es sind deine Träume.«

Ehe Cleve antworten konnte, hörte er die Stimme von einem Beamten, der sich die Zellenreihe entlangbewegte und allen empfahl, sich zur Nacht schlafen zu legen. Sehr bald würde die Beleuchtung gelöscht und er in dieser engen Zelle zehn Stunden lang eingesperrt sein. Mit Billy; und Phantomen...

»Letzte Nacht...« sagte er, in großer Angst, ohne angemessene Vorbereitung zu erwähnen, was er gehört und gesehen hatte, aber in noch größerer Angst, einer weiteren Nacht an den Grenzen der Stadt ausgesetzt zu sein, allein in der Finsternis. »Letzte Nacht sah ich...« Er stockte. Warum wollten die Worte nicht kommen? »Sah ich...«

»Sahst was?« verlangte der Junge mit störrischem Gesichtsausdruck; welch leiser Anflug von Betroffenheit auch darin gelegen haben mochte, jetzt war er jedenfalls verschwunden. Vielleicht hatte auch er das Herannahen des Beamten gehört und sich gesagt, daß da nichts zu machen sei; kein Mittel, das Herannahen der Nacht aufzuhalten.

»Was hast du gesehen?« beharrte Billy.

Cleve seufzte. »Meine Mutter«, antwortete er.

Der Junge verriet seine Erleichterung nur durch das dünne Lächeln, das um seine Lippen spielte.

»Ja... ich sah meine Mutter. In voller Lebensgröße.«

»Und es hat dich durcheinandergebracht, ja?«

»Das tun Träume manchmal.«

Der Officer war bei B. 3. 20. angekommen. »Licht aus in zwei Minuten«, sagte er im Vorbeigehen.

»Du solltest 'n paar mehr von diesen Pillen nehmen«, riet ihm Billy, legte dabei das Buch hin und ging zu seinem Bett hinüber. »Dann geht's dir wie mir. Keine Träume.«

Cleve hatte verloren. Er, der Erzbluffer, war von dem Jungen im Bluffen ausgetrickst worden und hatte jetzt die Folgen zu tragen. Er lag da, mit dem Gesicht zur Decke, und zählte die Sekunden ab, bis das Licht ausging, während unten der Junge sich auszog und zwischen die Laken schlüpfte.

Noch war Zeit, aufzuspringen und den Beamten zurückzurfen; Zeit, seinen Kopf gegen die Tür zu schlagen, bis jemand käme. Aber was würde er sagen, um sein Theater zu rechtfertigen? Daß er schlimme Träume hatte? *Wer nicht?* Daß er sich vor der Dunkelheit fürchtete? *Wer nicht?* Sie würden ihm ins Gesicht lachen, ihm sagen, er solle sich wieder hinlegen, und er bliebe ohne jegliche Tarnung zurück bei dem Jungen und seinem Herrn, die an der Wand warteten. Diese Strategie brachte keine Sicherheit.

Und das Beten ebensowenig. Er hatte Billy die Wahrheit gesagt, darüber, daß er Gott aufgegeben hatte, als die Gebete um das Leben seines Vaters nicht erhört worden waren. Aus solch göttlicher Unterlassung erwuchs der Atheismus; der Glaube konnte jetzt nicht wieder entfacht werden, wie abgrundtief Cleves Entsetzen auch war.

Gedanken an seinen Vater führten unausweichlich zu Gedanken an seine Kindheit; wenige andere Themen hätten sein Bewußtsein hinreichend in Anspruch nehmen können, um ihn von seinen Ängsten loszueisen. Als das Licht schließlich

gelöscht wurde, suchte sein verschrecktes Gemüt Zuflucht bei Erinnerungen. Sein Herzschlag verlangsamte sich; seine Finger hörten auf zu zittern, und schließlich beschlich ihn der Schlaf, ohne daß er davon das geringste mitbekam.

Die seinem Wachbewußtsein zur Verfügung stehenden Ablenkungen standen seinem Unbewußten nicht zur Verfügung. Sobald er eingeschlafen war, wurde das liebevolle Sichentsinnen verbannt; die erinnerte Kindheit wurde ein Bestandteil der Vergangenheit, und er war wieder, mit blutigen Füßen, in dieser schrecklichen Stadt.

Oder vielmehr an ihren Grenzen. Denn heute nacht folgte er nicht der vertrauten Route an dem georgianischen Haus und den daran anschließenden Mietskasernen vorbei, sondern wanderte statt dessen zu den Außenbezirken der Stadt, wo der Wind stärker war als je und die auf ihm daherwehenden Stimmen deutlich. Obwohl er bei jedem Schritt, den er machte, darauf gefaßt war, Billy und dessen dunklen Gefährten zu sehen, entdeckte er niemanden. Nur Schmetterlinge begleiteten ihn den Pfad entlang, leuchtend wie sein Uhrenzifferblatt. Sie ließen sich auf seinen Schultern und Haaren nieder wie Konfetti, flatterten dann wieder davon.

Ohne Zwischenfall erreichte er den Stadtrand, blieb stehen und betrachtete forschend die Wüste. Über ihm zogen dicht geballt wie immer die Wolken mit der Majestät von Molochen dahin. Er hatte den Eindruck, daß die Stimmen heute nacht aus größerer Nähe kamen, und die Gefühlsausbrüche, die in ihnen laut wurden, weniger bedrückend waren als zuvor. Ob diese Abschwächung von ihnen selbst oder von seiner Reaktion auf sie herrührte, wußte er nicht zu sagen.

Und dann, während er noch die Dünen und den Himmel betrachtete, hypnotisiert von ihrer Öde, hörte er einen Laut, schaute über die Schulter und erblickte einen lächelnden Mann in einer Kleidung, die sicherlich sein Sonntagsstaat war; er

schlenderte aus der Stadt hinaus und auf Cleve zu. Er hatte ein Messer bei sich; das Blut daran und an seiner Hand und vorn an seinem Hemd war naß. Selbst als Träumender, also unverletzbar, war Cleve von dem Anblick eingeschüchtert und trat zurück - ein Wort der Selbstverteidigung auf den Lippen. Der Lächelnde schien ihn jedoch nicht zu sehen und schritt an ihm vorbei, weiter voran und in die Wüste hinaus, um beim Überqueren irgendeiner unsichtbaren Grenzlinie die Klinge fallen zu lassen. Erst jetzt sah Cleve, daß andere dasselbe getan hatten und daß der Boden an der Stadtgrenze mit tödlichen Andenken übersät war - Messer, Stricke (selbst eine Menschenhand, am Gelenk abgehauen) -, von denen die meisten beinah begraben waren.

Der Wind trug abermals die Stimmen heran: Fetzen unsinniger Lieder und abgerissenes Gelächter. Er blickte auf vom Sand. Der Verbannte, der an die hundert Meter aus der Stadt hinausgegangen war, stand jetzt auf dem Gipfel einer der Dünen und wartete offenbar auf etwas. Die Stimmen wurden ständig lauter. Cleve wurde plötzlich nervös. Wann immer er während seiner Aufenthalte in der Stadt diese Kakophonie gehört hatte, hatte das Bild, das er sich dabei von ihren Urhebern machte, ihm das Blut in den Adern erstarren lassen. Konnte er jetzt stehenbleiben und darauf warten, daß die Todesfeen erschienen? Neugier besiegte die Vorsicht. Er heftete den Blick auf die Kammlinie, über die sie kommen würden, mit hämmerndem Herzen, außerstande wegzuschauen. Der Mann im Sonntagsanzug hatte begonnen, seine Krawatte aufzubinden. Und jetzt glaubte Cleve, in den Dünen etwas zu sehen, und der Stimmenlärm stieg zu einem ekstatischen Willkommensgeheul an. Unverwandt schaute er hin, ging dabei das Risiko ein, daß seine Nerven ihn im Stich ließen, war er doch entschlossen, diesem Grauen in seine vielen Gesichter zu sehen...

Plötzlich wurde das Getöse der Geistermusik von einem Kreischen übertönt; die Stimme eines Mannes, aber hoch, von

Entsetzen kastriert. Sie kam nicht aus der Traumstadt hier, sondern aus jener anderen, von ihm bewohnten Fiktion, an deren Namen er sich nicht recht erinnern konnte. Er drängte seine Aufmerksamkeit wieder zu den Dünen, entschlossen, sich den Anblick der Wiedervereinigung, die gleich vor ihm stattfinden würde, nicht nehmen zu lassen. Der Schrei in jenem namenlosen Anderswo kletterte in kehlensprengende Höhe und brach ab. Aber jetzt schrillte statt seiner eine Alarmglocke, beharrlicher als je. Cleve konnte spüren, wie ihm sein Traum entglitt.

»Nein...« murmelte er, »...laßt mich sehn...«

Die Dünen bewegten sich. Aber sein Bewußtsein gleichfalls - aus der Stadt und wieder Richtung Zelle. Seine Proteste bewirkten kein Entgegenkommen. Die Wüste zerrann, die Stadt ebenso. Er öffnete die Augen. Die Beleuchtung in der Zelle war noch immer aus. Die Alarmglocke läutete. Aus Zellen auf dem darüber- und darunterliegenden Flur war Gebrüll zu hören sowie das Geräusch von Beamtenstimmen, ein lautstarkes Durcheinander von Erkundigungen und Forderungen.

Einen Moment lang lag er auf seinem Bett und hoffte selbst jetzt, in die Enklave seines Traums zurückversetzt zu werden. Aber nein; der Alarm war zu schrill, die steigende Hysterie in den Zellen ringsum zu übermächtig. Er gab sich geschlagen und setzte sich auf, hellwach.

»Was'n los?« sagte er zu Billy.

Der Junge stand nicht an seinem Platz an der Wand. Also schlief er, dieses eine Mal trotz des Getöses.

»Billy?«

Cleve lehnte sich über die Bettkante und spähte in den Raum darunter. Er war leer. Die Laken und Decken waren zurückgeworfen.

Cleve sprang von seinem Bett herunter. Die gesamte Zelle

ließ sich mit zwei Blicken erfassen, verstecken konnte man sich nirgends. Der Junge war nicht zu sehen. Hatte man ihn verschwinden lassen, während Cleve schlief? So etwas lag im Bereich des Möglichen; das war die Geisterbahn, vor der Devlin gewarnt hatte: die nicht begründete Verlegung schwieriger Gefangener in andere Anstalten. Cleve hatte noch nie gehört, daß dies nachts geschah, aber für alles gab es ein erstes Mal. Er ging zur Tür hinüber, um zu sehen, ob er aus dem Gebrüll da draußen irgendwie schlau werden könnte, aber es widersetzte sich jeder Deutung. Die wahrscheinlichste Erklärung war vermutlich eine Rauferei: Zwei Sträflinge, die die Vorstellung, eine weitere Stunde im selben Raum verbringen zu müssen, nicht mehr ertragen konnten. Er versuchte, sich daran zu besinnen, woher der erste Schrei gekommen war, von rechts oder von links, von oben oder von unten; aber der Traum hatte die Richtungen ununterscheidbar vermengt.

Während er an der Tür stand und darauf hoffte, daß ein Beamter vorbeikäme, spürte er eine Veränderung in der Luft. Sie war so subtil, daß er sie zunächst kaum registrierte. Erst als er die Hand hob, um sich den Schlaf aus den Augen zu reiben, erkannte er, daß seine Arme von einer geschlossenen Gänsehaut überzogen waren.

Hinter sich hörte er jetzt ein Atemgeräusch oder eine holprige Parodie desselben.

Seine Lippen formten das Wort Billy, aber er sprach es nicht aus. Die Gänsehaut war an seinem Rückgrat angelangt; jetzt begann er zu schlottern. Die Zelle war also *doch nicht* leer; es war jemand bei ihm in dem winzigen Raum.

Er nahm seinen ganzen Mut zusammen und zwang sich dazu, sich umzudrehen. Die Zelle war dunkler, als sie es bei seinem Erwachen gewesen war, die Luft ein foppender Schleier. Aber Billy war nicht in der Zelle und auch sonst

niemand.

Und dann kam das Geräusch wieder und lenkte Cleves Aufmerksamkeit auf das untere Bett. Der Bereich war pechschwarz, ein Schatten - wie der an der Wand, zu tief und zu flatterhaft, um natürlicher Herkunft zu sein. Aus ihm heraus: ein krächzender Ansatz zu einem Atmen, das das Sterberöcheln eines Asthmatikers hätte sein können. Cleve erkannte, daß die trübe Düsternis in der Zelle dort ihren Ursprung hatte - in dem engen Bereich von Billys Bett. Der Schatten lief auf den Boden aus und stieg in Ringeln zur Oberseite des Etagenbetts hinauf.

Cleves Angstvorrat war nicht unerschöpflich. In den vergangenen paar Tagen hatte er ihn in Träumen und Wachträumen aufgebraucht; er hatte geschwitzt, er war vor Schreck erstarrt, er hatte sich am Rande geistig normaler Erfahrung bewegt und überlebt. Jetzt - obgleich sein Körper noch immer auf Gänsehaut bestand - wurde Cleve innerlich nicht zur Panik getrieben. Er fühlte sich so cool wie nie zuvor; die jüngsten Ereignisse hatten ihn in eine neue Unvoreingenommenheit gepusht. Er würde sich *nicht* verkriechen. Er würde *nicht* die Augen bedecken und den Morgen herbeibeten, denn wenn er das täte, würde er eines Tages unvermutet als Toter erwachen und niemals über die wahre Beschaffenheit dieses Mysteriums Bescheid wissen.

Er holte einmal tief Atem und näherte sich dem Bett. Es hatte zu wackeln begonnen. Der lakenverhüllte Insasse der unteren Pritsche warf sich wild hin und her.

»Billy«, sagte Cleve.

Der Schatten begann zu wandern. Er bildete eine Pfütze um Cleves Füße, rollte zu seinem Gesicht hinauf; er roch nach Regen auf Stein, kalt und trostlos.

Cleve stand nicht mehr als einen Meter von dem Bett entfernt, und noch immer konnte er nichts ausmachen; der

Schatten trotzte ihm. Da er sich nicht um den Anblick bringen lassen wollte, langte Cleve Richtung Bett. Auf sein Drängen hin teilte sich der Schleier wie Rauch, und der Schemen, der auf der Matratze mit Armen und Beinen um sich schlug, gab sich zu erkennen.

Es war natürlich Billy; und auch wieder nicht. Ein verlorener Billy vielleicht oder ein künftiger. Im letzteren Fall wollte Cleve nicht das geringste mit der Zukunft zu tun haben, die ein solches Trauma hervorbringen konnte. Dort auf dem unteren Bett lag eine dunkle, ekelhafte Form, die sich vor Cleves Augen noch immer verfestigte, sich aus den Schatten zusammenknüpfte. Etwas von einem tollwütigen Fuchs lag in ihren rotglühenden Augen, in ihrem Arsenal nadelspitzer Zähne; etwas von einem ans Licht beförderten Insekt, so wie sie da halb zusammengerollt lag, der Rücken mehr Flügeldecke als Fleisch und mehr Alptraum als beide. Kein Teil war endgültig festgelegt. Welche Anatomie sie auch hatte (vielleicht hatte sie viele), Cleve sah jedenfalls zu, wie dieser Zustand sich auflöste. Die Zähne wurden immer noch länger und dabei unstofflicher; ihre Materie, bis zur Zerbrechlichkeit ausgedünnt, löste sich schließlich wie Nebel auf; auch ihre hakenbewehrten, in der Luft strampelnden Glieder zerfledderten allmählich. Unter dem Chaos erkannte er das Gespenst von Billy Tait, mit offenem Mund, vor unerträglicher Qual lallend, während es darum rang, sich zu erkennen zu geben. Cleve wollte in den Mahlstrom langen und den Jungen herausfischen, aber er spürte, daß der Prozeß, dem er zuschaute, seine Eigendynamik hatte und eine Einmischung tödlich sein könnte. Ihm blieb nichts weiter übrig, als dazustehen und zuzusehen, wie Billys schwächliche weiße Glieder und sein sich hebender und senkender Unterleib sich wanden, um diese entsetzliche Anatomie abzustreifen. Fast zuletzt verschwanden dann auch die leuchtenden Augen: Auf Myriaden Fäden spritzten sie aus ihren Höhlen und verfolgten



in schwarzem Dampf.

Endlich sah er Billys Gesicht, über das ab und zu noch ein paar verspätete Spuren des vorherigen Stadiums huschten. Und dann waren selbst diese aufgelöst, die Schatten weggefeht, und nur Billy lag auf dem Bett, nackt, keuchend von der Strapaze seiner Qual.

Er sah Cleve an, mit dem Ausdruck der Unschuld im Gesicht.

Cleve erinnerte sich, wie der Junge sich bei dem Geschöpf aus der Stadt beklagt hatte. »...es tut weh...« hatte er geklagt, oder: »...du hast mir nicht gesagt, wie weh es tut...« Das war die beobachtbare Wahrheit. Der Körper des Jungen war eine Wüstenei aus Schweiß und Knochen; ein unappetitlicherer Anblick war kaum vorstellbar. Aber *menschlich*, wenigstens das.

Billy öffnete den Mund. Seine Lippen waren rot und glänzend, als trüge er Lippenstift.

»Also...« sagte er und versuchte, zwischen zwei schmerzenden Atemzügen zu sprechen. »... also, was soll'n wir jetzt tun?«

Der Akt des Sprechens schien zuviel für ihn. Er gab einen gutturalen Würgelaut von sich und preßte die Hand vor den Mund. Cleve rückte zur Seite, als Billy aufstand und zu dem Eimer in der Zellenecke hinüberwankte, der dort für ihre nächtliche Notdurft bereitstand. Bevor er ihn noch erreichen konnte, packte ihn der Brechreiz; Flüssigkeit spritzte zwischen seinen Fingern hervor und traf auf den Boden auf. Cleve schaute weg, während Billy sich übergab, und machte sich auf den Gestank gefaßt, den er bis zur Eimerleerung am nächsten Morgen würde ertragen müssen. Es war jedoch nicht der Geruch von Erbrochenem, der die Zelle erfüllte, sondern etwas Süßeres und Widerlicheres.

Verblüfft schaute Cleve wieder zu der Gestalt, die in der Ecke kauerte. Auf dem Boden zwischen Billys Füßen waren Spritzer dunkler Flüssigkeit; Rinnsale derselben liefen an seinen nackten Beinen herunter. Selbst in der Düsternis der Zelle war das unverkennbar Blut.

In den bestgeführten Gefängnissen konnte Gewalt ohne Vorwarnung ausbrechen - und tat dies unausweichlich auch. Die Beziehung zweier Sträflinge, die täglich von vierundzwanzig Stunden sechzehn zusammengespart wurden, war eine unvorhersagbare Sache. Aber soweit es für Häftlinge wie für Beamte ersichtlich gewesen war, hatte es zwischen Lowell und Nayler keinen Stunk gegeben. Auch war, bevor dieses Kreischen anfang, aus ihrer Zelle kein Laut gekommen: kein Streit, keine erregten Stimmen. Was Nayler dazu veranlaßt hatte, seinen Zellengenossen urplötzlich anzugreifen und abzuschlachten und sich dann selber verheerende Wunden beizubringen, war sowohl im Speisesaal wie auch im Trainingshof *das* Thema. Das Weshalb dieser rätselhaften Angelegenheit folgte jedoch an zweiter Stelle nach dem Wie. Die Gerüchte, die den Zustand von Lowells Körper nach dessen Entdeckung schilderten, spotteten jeglicher Vorstellung; selbst unter Männern, die gegen gelegentliche Brutalität abgehärtet waren, lösten die Beschreibungen Entsetzen aus. Man hatte Lowell nicht besonders leiden können, er war ein Schläger und Schwindler gewesen. Aber nichts, was er getan hatte, verdiente eine derartige Verstümmelung. Der Mann war aufgeschlitzt worden: seine Augen herausgenommen, seine Genitalien weggerissen. Nayler, der einzige in Frage kommende Gegner, hatte es dann fertiggebracht, sich selber den Bauch aufzufetzen. Er befand sich jetzt auf der Intensivstation; die Prognose war nicht vielversprechend.

Bei diesem allgemeinen aufgebrauchten Durcheinander im

ganzen Trakt fiel es Cleve leicht, den Tag fast unbemerkt zu verbringen. Auch er hatte eine Geschichte zu erzählen, aber wer würde sie glauben? Er glaubte sie ja selber kaum. Tatsächlich fragte er sich mit kurzen Unterbrechungen den ganzen Tag lang - wenn die Bilder ihn von neuem heimsuchten -, ob er geistig völlig gesund sei. Aber schließlich war geistige Gesundheit ein bewegliches Fest, oder nicht? Der Wahnsinn des einen konnte durchaus die Verhaltenstaktik eines anderen sein. Das einzige, was er mit Sicherheit wußte, war, daß er gesehen hatte, wie Billy Tait sich verwandelte. Er klammerte sich an diese Gewißheit mit einer Zähigkeit, die schon beinahe der Verzweiflung entsprang. Wenn er aufhörte, seinen eigenen Augen zu glauben, hatte er keine Verteidigungsmöglichkeit mehr, um sich der Finsternis zu erwehren.

Nach dem Waschen und Frühstück hatte der gesamte Trakt Zellenarrest. Werkstattarbeit, Erholung - jegliche Aktivität, die eine Bewegung im Bereich der Flure erforderte - wurden gestrichen, während Lowells Zelle fotografiert und untersucht, dann gründlich geschrubbt wurde. Im Anschluß an das Frühstück durchschlief Billy den Vormittag; ein mehr dem Koma als dem Schlaf verwandter Zustand von bleierner Schwere. Als Billy zum Mittagessen erwachte, war er munterer und mitteilbarer, als Cleve ihn seit Wochen gesehen hatte. Nichts hinter dem leeren Geplapper ließ darauf schließen, daß er wußte, was vergangene Nacht geschehen war. Am Nachmittag konfrontierte ihn Cleve mit der Wahrheit.

»Du hast Lowell umgebracht«, sagte er. Es hatte keinen Zweck zu versuchen, noch länger den Ahnungslosen zu spielen. Falls der Junge sich jetzt nicht an das erinnerte, was er getan hatte, so würde es ihm sicher irgendwann später einfallen. Und wie lange würde es dann dauern, bis er sich wieder daran erinnerte, daß Cleve Augenzeuge seiner Verwandlung geworden war? Besser, es jetzt einzugestehen. »Ich hab' dich gesehen«, sagte Cleve. »Ich hab' deine

Verwandlung mit angesehen...«

Billy schien durch diese Enthüllungen nicht sonderlich beunruhigt. »Ja«, sagte er. »Ich hab' Lowell umgebracht. Willst du mir das verübeln?« Die Frage, die hundert andere nach sich zog, wurde beiläufig gestellt, als wäre er nur am Rande interessiert, mehr nicht.

»Was ist mit dir passiert?« sagte Cleve. »Ich hab' dich gesehen ... *dort*...« er deutete, mit Grausen sich erinnernd, auf das untere Bett, »du warst kein menschliches Wesen.«

»Ich wollte nicht, daß du's siehst«, antwortete der Junge. »Ich hab' dir doch die Pillen gegeben, nicht? Du hättest nicht spionieren sollen.«

»Und die Nacht davor...« sagte Cleve, »da war ich auch wach.«

Der Junge zwinkerte wie ein verwirrter Vogel, den Kopf leicht schiefgelegt. »Das war wirklich dumm von dir«, sagte er. »So dumm.«

»Ob's dir paßt oder nicht, ich steck' da mit drin«, sagte Cleve. »Ich hab' Träume.«

»Ach, ja.« Jetzt legte sich die porzellanene Stirn in unschöne Falten. »Ja. Du träumst von der Stadt, oder?«

»Was ist mit diesem Ort, Billy?«

»Irgendwo hab' ich gelesen: *Die Toten haben Straßen*. Je davon gehört? Also... die Städte haben sie auch.«

»Die Toten? Du meinst, es is 'ne Art Geisterstadt?«

»Ich hab' nie gewollt, daß du da mit reingezogen wirst. Du bist freundlicher zu mir als die meisten hier. Aber ich hab' es dir schon gesagt: Ich bin nach Pentonville gekommen, um etwas zu erledigen.«

»Mit Tait.«

»Ganz recht.«

Cleve hätte am liebsten gelacht. Was ihm da erzählt wurde - *eine Stadt der Toten?* -, häufte nur Unsinn auf Unsinn. Und doch hatte seine überreizte Vernunft keine einzige plausible Erklärung gefunden.

»Mein Großvater brachte seine Kinder um«, sagte Billy, »weil er seine Veranlagung nicht an die nächste Generation weitergeben wollte. Er lernte spät, verstehst du. Erst als er eine Frau und Kinder hatte, begriff er, daß er nicht so war wie die meisten Menschen. Er war ein Sonderfall. Aber er wollte die ihm verliehenen Fähigkeiten nicht; und er wollte nicht, daß seine Kinder mit derselben Kraft im Blut weiterlebten. Er hätte sich selbst umgebracht und damit die Aufgabe zu Ende geführt; nur daß eben meine Mutter entkam. Ehe er sie finden und ebenfalls umbringen konnte, wurde er verhaftet.«

»Und gehenkt. Und begraben.«

»Gehenkt und begraben; aber nicht *verloren*. Niemand geht verloren, Cleve. Niemals.«

»Du bist hergekommen, um ihn aufzuspüren.«

»Nicht bloß, ihn aufzuspüren. Mir von ihm *helfen* zu lassen. Ich wußte seit meinem zehnten Lebensjahr, wozu ich imstande war. Nicht voll bewußt, aber ich hatte eine dunkle Ahnung. Und ich hatte Angst. Natürlich hatte ich Angst: Es war ein schreckliches Geheimnis.«

»Diese Umwandlung - machst du das immer schon?«

»Nein. Ich *wußte* nur schon immer, daß ich dazu imstande bin. Ich bin hierhergekommen, um mich von meinem Großvater unterweisen zu lassen, mir von ihm *zeigen zu lassen, wie*. Sogar jetzt...« er blickte auf seine abgezehrten Arme hinunter, »... wo er's mir beibringt... ist der Schmerz fast unerträglich.«

»Wozu es dann tun?«

Der Junge schaute Cleve ungläubig an. »Um *nicht* ich selbst zu sein, um Rauch und Schatten zu sein. Um etwas Schreckliches zu sein.« Er schien von Cleves Abneigung wirklich verblüfft.

»Würd'st du nicht dasselbe tun?«

Cleve schüttelte den Kopf. »Das, wozu du letzte Nacht wurdest, war abstoßend.«

Billy nickte. »Mein Großvater hat genauso gedacht. Bei seinem Prozeß bezeichnete er sich selbst als Scheusal. Was freilich nicht heißt, daß sie wußten, wovon er redete, aber das hat er gesagt. Er stand auf und sagte: >Ich bin Satans Exkrement< - Billy lächelte bei der Vorstellung -, >um Gottes willen hängt mich und verbrennt mich.< Er hat mittlerweile seine Meinung geändert. Das Jahrhundert wird alt und schal, es braucht neue Stämme.« Er sah Cleve eindringlich an. »Hab keine Angst«, sagte er. »Ich werd' dir nicht schaden, außer du versuchst, Geschichten zu erzählen. Das wirst du nicht tun, oder?«

»Was könnt' ich wohl sagen, das sich halbwegs zurechnungsfähig anhören würde?« erwiderte Cleve sanft. »Nein, ich werd' keine Geschichten erzählen.«

»Gut. Und in 'ner kleinen Weile werd' ich weg sein und du wirst weg sein. Und du kannst vergessen.«

»Das bezweifle ich.«

»Sogar die Träume werden aufhören, wenn ich nicht hier bin. Du hast sie nur, weil du schwache Anlagen zu einem Medium hast. Glaub mir. 's gibt keinen Grund zur Angst.«

»Die Stadt...«

»Was ist damit?«

»Wo sind ihre Einwohner? Ich seh' nie jemand. Nein, das stimmt nicht ganz. Einen hab' ich gesehen. Einen Mann mit einem Messer... der in die Wüste hinausging...«

»Ich kann dir nicht helfen. Ich bin dort selber nur auf Besuch. Ich weiß lediglich, was mir mein Großvater sagt: daß es eine von toten Seelen bewohnte Stadt ist. Egal was du dort gesehen hast, denk nicht mehr dran. Du gehörst dort nicht hin. Du bist noch nicht tot.«

War es vernünftig, immer zu glauben, was einem die Toten erzählten? Wurden sie durch den Akt des Sterbens von jeglicher Hinterlist gereinigt und ihrer neuen Seinsweise wie Heilige überantwortet? Cleve konnte so etwas Naives nicht glauben. Wahrscheinlicher war, daß sie ihre Anlagen mit sich nahmen, die guten und die bösen, und sie nach besten Kräften gebrauchten. Es gab doch wohl auch Schuhmacher im Paradies. Töricht zu glauben, sie hätten vergessen, wie man Leder näht.

Also log Edgar Tait vielleicht, was die Stadt betraf. Mit diesem Ort hatte es mehr auf sich, als Billy wußte. Was war mit den Stimmen im Wind? Dem Mann, der sein Messer zu den anderen am Boden verstreuten Waffen warf, ehe er sich, nach Gott weiß wohin, fortbegab? Was für ein Ritual war das?

Jetzt - nachdem die Angst aufgebraucht und keine saubere Realität mehr übrig war, an die er sich hätte klammern können - sah Cleve keine Veranlassung, die Stadt nicht freiwillig und gern aufzusuchen. Was konnte es in jenen staubigen Straßen geben, das schlimmer war als das, was er im Bett unter ihm gesehen hatte oder was Lowell und Nayler passiert war? Neben solchen Gräßlichkeiten war die Stadt eine Zufluchtsstätte. Heiterkeit herrschte auf ihren leeren Durchgangsstraßen und Marktplätzen. Cleve hatte dort das unbestimmte Gefühl, daß

alles Handeln vorbei, aller Zorn und Kummer überwunden waren, daß diese Innenräume (mit dem laufenden Badewasser und der randvollen Tasse) das *Schlimmste* gesehen hatten und jetzt bereit waren, das Jahrtausend auszusitzen. Als diese Nacht Schlaf brachte und sich die Stadt vor ihm auftat, betrat er sie nicht als eingeschüchterter, in Feindesland herumirrender Mann, sondern als Besucher, willens, eine Zeitlang an einem Ort zu entspannen, den er zu gut kannte, um darin die Orientierung zu verlieren, aber nicht gut genug, um seiner überdrüssig zu sein.

Wie als Antwort auf seine neugefundene Unbeschwertheit, tat sich ihm die Stadt auf. Beim Durchwandern der Straßen, mit blutigen Füßen wie immer, fand er die Türen weit offen, die Vorhänge an den Fenstern zurückgezogen. Er spielte die Verlockung nicht herunter, die sie boten, sondern sah sich die Häuser und Mietskasernen näher an. Bei genauerer Inspizierung waren sie nicht mehr die Musterbeispiele häuslichen Friedens, für die er sie zunächst gehalten hatte. In jeder Wohnstätte entdeckte er irgendein Anzeichen von vor kurzem verübter Gewalt. In einer vielleicht nicht mehr als einen umgestürzten Stuhl oder eine Spur auf dem Boden, wo ein Absatz in einem Blutfleck ausgeglitten war; in anderen waren die Beweise handgreiflicher. Ein Hammer, an der Finne mit geronnenem Blut überzogen, war auf einem mit Zeitungen abgedeckten Tisch liegengelassen worden. Da gab es ein Zimmer, in dem die Bodenbretter aufgerissen und schwarze Plastikpakete, verdächtig glänzend, neben dem Loch abgelegt waren. In einem war ein Spiegel zertrümmert worden; in einem anderen hatte jemand ein Gebiß neben einem Ofen liegenlassen, in dem ein Feuer loderte und zischte.

Es waren Mordszenen, ausnahmslos. Die Opfer waren verschwunden - in andere Städte vielleicht, voller abgeschlachteter Kinder und ermordeter Freunde - und hatten diese Bilder zurückgelassen, auf ewig erstarrt in den atemlosen Augenblick-



ken, die dem Verbrechen folgten. Cleve ging die Straßen entlang, der perfekte Voyeur, spähte in eine Szene nach der anderen und rekonstruierte vor seinem geistigen Auge die Stunden, die der gekünstelten Stille jedes Zimmers vorausgegangen waren. Hier war ein Kind gestorben: sein Bettchen war umgestürzt. Hier war jemand in seinem Bett ermordet worden, das Kissen blutgetränkt, das Beil auf dem Teppich. Bestand also darin die Verdammung, daß die Mörder dazu verpflichtet waren, einen gewissen Abschnitt der Ewigkeit (vielleicht die ganze) in dem Zimmer auszuharren, in dem sie gemordet hatten?

Von den Übeltätern selber sah er nichts, obwohl sie logischerweise in unmittelbarer Nähe sein mußten. Hatten sie etwa die Fähigkeit, sich unsichtbar zu machen, um sich vor den neugierigen Blicken herumreisender Träumer, wie er selbst einer war, zu schützen? Oder verwandelte sie der Aufenthalt in diesem Nirgendwo, so daß sie nicht mehr Fleisch und Blut waren, sondern ein Bestandteil ihrer Zelle wurden: ein Sessel, eine Porzellanpuppe?

Dann fiel ihm der Mann an der Peripherie wieder ein, der, die Hände blutbefleckt, in seinem guten Anzug dahergekommen und in die Wüste hinausgegangen war. *Der* war nicht unsichtbar gewesen.

»Wo sind Sie?« sagte er. Er stand auf der Schwelle eines schäbigen Zimmers, mit einem offenen Backofen und Geschirr im Ausguß, über das Wasser lief. »Zeigen Sie sich.«

Eine Bewegung fiel ihm ins Auge, und er warf einen raschen Blick zu der anderen Tür hinüber. Dort stand ein Mann. Er war schon die ganze Zeit dort, erkannte Cleve, aber so regungslos und vollständig Bestandteil dieses Zimmers, daß er erst sichtbar wurde, als seine Augen sich bewegten und er in Cleves Richtung schaute. Der verspürte einen Stich der Beklommenheit bei dem Gedanken, daß höchstwahrscheinlich

jedes Zimmer, in das er gespäht hatte, einen oder mehrere Mörder enthielt, alle auf ähnliche Weise durch Stillstand getarnt.

Da er nun wußte, daß er gesehen worden war, trat der Mann aus seinem Versteck. Er war in fortgeschrittenem Alter und hatte sich heute morgen beim Rasieren geschnitten. »Wer sind Sie?« sagte er. »Ich hab' Sie schon früher gesehen. Beim Vorbeigehen.«

Er sprach leise und traurig. Ein untypischer Mörder, dachte Cleve. »Bloß ein Besucher«, sagte er zu dem Mann.

»Es gibt hier keine Besucher«, antwortete er, »nur künftige Einwohner.«

Cleve runzelte die Stirn, versuchte zu ergründen, was der Mann wohl meinte. Aber sein Traumbewußtsein war schwerfällig, und ehe er das Rätsel der Worte des Mannes lösen konnte, gab es weitere.

»Kenne ich Sie?« fragte der Mann. »Ich merke, daß ich immer mehr vergesse. Das führt doch zu nichts, oder? Wenn ich vergesse, werd' ich nie von hier weggehen, oder?«

»Weggehen?« wiederholte Cleve.

»Tauschen«, sagte der Mann und rückte dabei sein Toupet wieder zurecht.

»Um wohin zu gehen?«

»Zurück. Es wieder tun.«

Jetzt ging er auf Cleve zu. Er streckte die Hände aus, die Handflächen nach oben; sie waren mit Blasen bedeckt.

»Sie können mir helfen«, sagte er. »Mit den besten von denen kann ich einen Handel abschließen.«

»Ich verstehe Sie nicht.«

Der Mann hielt das offensichtlich für einen Bluff. Seine Oberlippe, die mit einem schwarzgefärbten Schnurrbart ausgestattet war, kräuselte sich. »Doch«, sagte er. »Sie verstehen vollkommen. Sie wollen sich bloß gut verkaufen, so wie's jeder macht. An den Meistbietenden, nicht? Was sind Sie, ein Attentäter?«

Cleve schüttelte den Kopf. »Ich träume bloß«, antwortete er.

Der plötzliche Groll des Mannes legte sich wieder. »Seien Sie ein Freund«, sagte er. »Ich hab' keinerlei Einfluß, im Unterschied zu manch anderen. Wissen Sie, manche von ihnen kommen hierher und sind innerhalb von Stunden wieder draußen. Das sind Professionelle. Sie treffen Vereinbarungen. Aber ich? Bei mir war's ein Verbrechen aus Leidenschaft. Ich bin unvorbereitet hergekommen. Ich werd' hierbleiben, bis ich einen Handel abschließen kann. Bitte seien Sie ein Freund.«

»Ich kann Ihnen nicht helfen«, sagte Cleve, der sich nicht einmal im klaren darüber war, worum der Mann ihn bat.

Der Mörder nickte. »Natürlich nicht«, sagte er. »Ich hab' nicht erwartet...«

Er wandte sich von Cleve ab und begab sich zum Backofen. Hitze stieg flimmernd daraus auf und verwandelte die Herdplatte in eine Luftspiegelung. Beiläufig legte er eine seiner blasenbedeckten Handflächen an die Ofentür und schloß sie; er war praktisch kaum damit fertig, als sie schon wieder knarrend aufging. »Wissen Sie überhaupt, wie lecker das ist, der Geruch von bratendem Fleisch?« sagte er, während er sich wieder der Ofentür zuwandte und sie ein zweites Mal zu schließen versuchte. »Kann mir da irgendwer einen Vorwurf draus machen? Wirklich?«

Cleve überließ ihn seinem zusammenhanglosen Geschwafel; falls ein Sinn dahintersteckte, dann war er es wahrscheinlich nicht wert, daß *er* sich damit herumplagte. Das Gerede von

Tauschgeschäften und von Entkommen aus der Stadt: das ging über seinen Verstand.

Er wanderte weiter, ohne in die Häuser zu spähen. Er hatte es satt, hatte alles gesehen, was er sehen wollte. Sicher war der Morgen nahe, und auf dem Zellenflur würde die Glocke läuten. Vielleicht sollte er sogar von selber wach werden und es mit dieser Tour für heute nacht genug sein lassen.

Während ihm dieser Gedanke in den Sinn kam, sah er das Mädchen. Es war nicht älter als sechs oder sieben Jahre, und es stand an der nächsten Kreuzung. Das war sicherlich kein Mörder. Er steuerte auf das Kind zu. Es wandte sich - entweder aus Scheu oder aus einem weniger gutartigen Beweggrund - nach rechts und lief davon. Cleve folgte. Bis er die Kreuzung erreicht hatte, war es schon weit die nächste Straße entlanggelaufen; wieder jagte er hinterher. Wie es in Träumen bei solchen Verfolgungen regelmäßig der Fall ist, trafen die Gesetze der Physik auf Verfolger und Verfolgtes nicht in gleicher Weise zu. Das Mädchen schien sich mühelos zu bewegen, während Cleve gegen eine sirupdicke Luft ankämpfte. Er gab jedoch nicht auf, sondern drängte weiter, wohin ihn das Mädchen auch führte. Bald befand er sich, in beträchtlicher Entfernung von jeder ihm mittlerweile bekannten Stelle, in einem Gewirr von Höfen und Gassen - alles, wie er annahm, Schauplätze des Blutvergießens. Im Unterschied zu den Hauptdurchgangsstraßen enthielt dieses Getto wenige komplette Räumlichkeiten, lediglich rudimentäre Geländeausschnitte: ein Grasstreifen, mehr rot als grün, ein Stück Gerüst, von dem eine Schlinge herunterhing, ein Erdhaufen. Und jetzt, schlicht und einfach, eine Mauer. Das Mädchen hatte ihn in eine Sackgasse geführt; es selber war jedoch verschwunden, und er stand nun alleine vor einer kahlen Ziegelmauer, die stark verwittert war und ein schmales Fenster hatte. Er trat näher: offenkundig war er hierhergeführt worden, um da hineinzuschauen. Er spähte durch die drahtverstärkte

Scheibe, die auf seiner Seite von mehreren Schichten Vogelkot verschmutzt war - und starrte unvermutet in eine der Zellen in Pentonville. Ihm drehte sich der Magen um. Was für ein Spiel war das: aus einer Zelle hinaus- und in diese Traumstadt geführt, nur um wieder ins Gefängnis geführt zu werden? Aber ein paar Sekunden genauer Betrachtung sagten ihm, daß es nicht *seine* Zelle war. Es war die von Lowell und Nayler. Von ihnen waren die mit Tesafilm an die grauen Ziegel geklebten Bilder, von ihnen das über Boden und Wand und Bett und Tür verteilte Blut. Dies war ein weiterer Mordschauplatz.

»Allmächtiger Gott«, murmelte er. »Billy...«

Er wandte sich von der Mauer ab. Im Sand zu seinen Füßen paarten sich Eidechsen; der Wind, der Zugang zu diesem Getto fand, brachte Schmetterlinge. Während Cleve ihnen beim Tanzen zusah, läutete die Glocke im B-Trakt, und es war Morgen.

Es war eine Falle. Ihr Mechanismus war Cleve keineswegs klar - aber über ihren Zweck bestand für ihn kein Zweifel. Billy würde in die Stadt kommen; bald. Die Zelle, in der er einen Mord begangen hatte, erwartete ihn bereits. Und von all den scheußlichen Stätten, die Cleve in jener Ansammlung von Leichenhäusern gesehen hatte, war die winzige, in Blut schwimmende Zelle sicherlich die schlimmste.

Der Junge konnte nicht wissen, was für ihn vorbereitet war. Sein Großvater hatte ihn durch Verschweigen über die Stadt belogen; er hatte Billy nicht erzählt, welche besonderen Qualifikationen erforderlich waren, um dort zu existieren. Und weshalb? Cleve kam wieder auf die einseitige Unterhaltung, die er mit dem Mann in der Küche geführt hatte. Dieses Gerede von Tauschaktionen, von Handel-Abschließen, von *Zurückgehen*. Edgar Tait trauerte wohl seinen Sünden nach. Im Lauf der Jahre hatte er zu der Überzeugung gefunden, daß er *nicht* das

Exkrement des Teufels sei, daß es gar nicht so übel wäre, wieder in die Welt versetzt zu werden.

»Mein Großvater kann dich nicht leiden«, sagte der Junge, als sie nach dem Mittagessen wieder eingeschlossen wurden. Auch am zweiten Tag nach dem blutigen Gewaltakt war jegliche Freizeitgestaltung oder Werkstattarbeit gestrichen, während eine Zelle-zu-Zelle-Befragung über Lowells und - seit den Morgenstunden des heutigen Tages - Naylers Tod durchgeführt wurde.

»Ach nein?« sagte Cleve. »Und weshalb?«

»Sagt, du fragst zuviel. In der Stadt.«

Cleve saß auf dem oberen Bett, Billy auf dem Stuhl vor der gegenüberliegenden Wand. Die Augen des Jungen waren blutunterlaufen; ein geringfügiges, aber ständiges Zittern hatte sich seines Körpers bemächtigt.

»Du wirst sterben«, sagte Cleve. Wie anders sollte man diese Tatsache konstatieren als unverblümt? »Ich sah... in der Stadt...«

Billy schüttelte den Kopf. »Manchmal redest du daher wie ein Irrer. Mein Großvater sagt, ich soll dir nicht trauen.«

»Er hat Angst vor mir, deshalb.«

Billy lachte höhnisch. Es klang häßlich, von Großvater Tait gelernt, nahm Cleve an. »Er hat vor gar niemand Angst«, gab Billy zurück.

»Angst vor dem, was ich sehen könnte. Vor dem, was ich dir sagen könnte.«

»Nein«, sagte der Junge, mit absoluter Überzeugung.

»Er hat dich beauftragt, Lowell umzubringen, nicht?«

Billys Kopf schnellte hoch. »Warum sagst du das?«

»Du wolltest ihn nie ermorden. Vielleicht beiden einen kleinen Schreck einjagen, aber sie nicht *umbringen*. Das war die Idee von deinem liebevollen Großvater.«

»Niemand sagt mir, was ich zu tun habe«, antwortete Billy; sein Blick war eisig. »Niemand.«

»Na schön«, räumte Cleve ein, »vielleicht hat er dich *überredet*, hm? Dir gesagt, daß der Familienstolz es erfordert. Etwas in der Art?« Die Bemerkung berührte offenkundig einen Nerv; das Zittern hatte sich verstärkt.

»Und? Wenn's so wäre?«

»Ich hab' gesehen, wohin du bald gehen wirst, Billy. Ein Platz, der auf dich ganz allein wartet...« Der Junge starrte Cleve an, machte aber nicht den Versuch, ihn zu unterbrechen. »Nur Mörder wohnen in der Stadt, Billy. Deshalb ist dein Großvater dort. Und wenn er einen Ersatz finden kann - wenn er es schafft, hinauszugelangen und einen weiteren Mord zu vollbringen - dann kann er freikommen.«

Billy stand auf, mit dem Gesichtsausdruck einer Furie. Jede Spur von Hohn war verschwunden. »Was soll das heißen: *frei*?«

»Wieder auf die Welt. *Wieder hierher*.«

»Du lügst...«

»Frag ihn.«

»Er würde mich nicht betrügen. Sein Blut ist mein Blut.«

»Du glaubst, das kümmert ihn? Nachdem er fünfzig Jahre in dem Ort auf eine Chance wartet, da rauszukommen. Du glaubst, er schert sich einen *Dreck* drum, wie er das hinkriegt?«

»Ich werd' ihm sagen, wie du lügst...« sagte Billy. Die Wut richtete sich nicht ausschließlich gegen Cleve; eine Unterströmung des Zweifels war spürbar, die Billy zu unterdrücken

suchte. »Du bist tot«, sagte er, »wenn er herausfindet, wie du versuchst, mich gegen ihn einzunehmen. Du wirst ihn dann schon sehen. O ja. Du wirst ihn sehen. Und du wirst bei Gott wünschen, es war' nicht der Fall.«

Die Lage schien ausweglos. Selbst wenn Cleve die Verwaltung durch Angabe irgendwelcher Gründe dazu bringen könnte, ihn vor Einbruch der Nacht zu verlegen (eine allerdings dürftige Chance; er müßte alles über den Haufen werfen, was er von dem Jungen behauptet hatte - ihnen sagen, daß Billy auf gemeingefährliche Weise geisteskrank sei oder etwas in der Art; die Wahrheit bestimmt nicht), selbst wenn es ihm gelingen sollte, sich in eine andere Zelle schaffen zu lassen, bot ein solches Manöver keine Aussicht auf Sicherheit. Der Junge hatte gesagt, er sei Rauch und Schatten. Weder Tür noch Gitter konnten solchen Einschleichmethoden Widerstand entgegensetzen; das Schicksal von Lowell und Nayler war der eindeutige Beweis dafür. Auch war Billy nicht allein. Mit Edgar St. Clair Tait war zu rechnen - und welche Kräfte mochte der wohl besitzen? Aber mit dem Jungen heute nacht in derselben Zelle zu bleiben, das war doch fast dasselbe wie eine Selbstschlachtung. Da würde er sich selber den Bestien ans Messer liefern.

Als sie zum Abendessen ihre Zellen verließen, sah sich Cleve nach Devlin um, und als er ihn entdeckte, bat er um die Möglichkeit einer kurzen Unterredung, was auch bewilligt wurde. Nach dem Essen meldete sich Cleve bei dem Officer.

»Sie haben mich gebeten, ein Auge auf Billy Tait zu haben, Sir.«

»Was is' mit ihm?«

Cleve hatte sich den Kopf zerbrochen, was er Devlin wohl sagen könnte, um sofort verlegt zu werden. Ihm war nichts eingefallen. Er stammelte, in der Hoffnung auf eine Eingebung,



fand aber keine Worte.

»Ich... möchte hiermit um eine Zellenverlegung ersuchen.«

»Weshalb?«

»Der Junge ist gestört«, antwortete Cleve. »Ich fürchte, daß er mir was antut. Wieder einen von seinen Anfällen bekommt...«

»Sie könnten ihn noch mit einer auf den Rücken gebundenen Hand flachlegen; er is' ausgelaugt bis auf die Knochen.« Hätte er mit Mayflower gesprochen, wäre es Cleve zu diesem Zeitpunkt vielleicht möglich gewesen, ihn direkt zu bitten. Bei Devlin war ein solches Vorgehen von vornherein zum Scheitern verurteilt.

»Ich seh' keinen Grund für Ihre Beschwerde. Bis jetzt ist er der reine Musterknabe«, sagte Devlin, der die Parodie des zärtlichen Vaters sichtlich auskostete. »Ruhig, stets höflich. Er ist keine Gefahr für Sie oder sonst jemand.«

»Sie kennen ihn nicht...«

»Was versuchen Sie hier zu drehen?«

»Stecken Sie mich in 'ne Vorschrift-43-Zelle, Sir. *Irgendwohin*, mir gleich. Nur schaffen Sie mich ihm aus dem Weg. *Bitte*.«

Devlin antwortete nicht, sondern starrte Cleve verblüfft an. Schließlich sagte er: »Sie haben *tatsächlich* Angst vor ihm.«

»Ja.«

»Was is' los mit Ihnen? Sie haben die Zelle mit harten Männern geteilt und nie mit der Wimper gezuckt.«

»Er ist anders«, antwortete Cleve. Recht viel mehr konnte er nicht sagen, außer: »Er ist geisteskrank. Ich versichere Ihnen, er ist geisteskrank.«

»Die ganze Welt ist verrückt, bis auf dich und mich, Smith. Noch nix davon gehört?« Devlin lachte. »Gehn Sie wieder auf Ihre Zelle, und hören Sie auf zu quengeln. Sie wollen doch nicht Geisterbahn fahren, oder?«

Als Cleve in die Zelle zurückkehrte, schrieb Billy gerade einen Brief. Wie er da auf seinem Bett saß, in sein Blatt Papier vertieft, sah er äußerst verwundbar aus. Was Devlin gesagt hatte, stimmte: Der Junge war ausgelaugt bis auf die Knochen. Wenn man ihn so sah, seine durch das T-Shirt erkennbare Rückgratleiter, fiel es schwer zu glauben, daß diese zarte Gestalt die Agonien der Umformung überstehen konnte. Aber womöglich würde sie das auch nicht. Womöglich würden ihn die Strapazen der Verwandlung mit der Zeit auseinanderreißen. Aber nicht bald genug.

»Billy...«

Der Junge nahm die Augen nicht von seinem Brief.

»... was ich gesagt hab', über die Stadt...«

Er hörte auf zu schreiben - »... vielleicht hab' ich mir das ja alles *eingebildet*. Es bloß geträumt...« - und begann erneut.

»... Ich hab' dir nur davon erzählt, weil ich Angst um dich hatte. Das war alles. Ich möchte, daß wir Freunde sind...«

Billy schaute auf.

»Das liegt nicht in meiner Macht«, sagte er sehr einfach. »Nicht jetzt. Das hängt von Großvater ab. Möglicherweise ist er gnädig, möglicherweise nicht.«

»Wieso mußt du's ihm denn erzählen?«

»Er weiß, was in mir ist. Er und ich... wir sind praktisch eins. Daher weiß ich auch, daß er mich nicht betrügen würde.«

Bald würde es Nacht sein. Die Beleuchtung würde den Trakt entlang ausgehen, die Schatten würden kommen.

»Also muß ich einfach abwarten, ja?« sagte Cleve.

Billy nickte. »Ich werd' ihn rufen, und dann wer'n wir sehen.«

Ihn rufen? dachte Cleve. Mußte der Alte allnächtlich von seiner Ruhestätte herbeizitiert werden? War es das, was er Billy hatte tun sehen, als dieser mitten in der Zelle stand, die Augen geschlossen und das Gesicht zum Fenster hinauf gewandt? Wenn ja, dann konnte man vielleicht den Jungen daran *hindern*, seinen Ruf an den Toten vorzubringen.

Während der Abend sich tiefer herabsenkte, lag Cleve auf seinem Bett und überdachte seine Alternativen. War es besser, hier tatenlos abzuwarten, was für ein Urteil von Tait käme, oder sollte er versuchen, die Lage unter Kontrolle zu bringen und die Ankunft des Alten zu blockieren? Im letzteren Fall gäbe es kein Zurück mehr, keinen Spielraum für Ausreden oder Entschuldigungen. Seine Aggression würde unzweifelhaft Aggression erzeugen. Wenn es ihm mißlänge, den Jungen daran zu hindern, Tait zu rufen, würde das das Ende bedeuten.

Die Lichter gingen aus. In den Zellen der fünf Flure des B-Trakts drehten Männer das Gesicht dem Kissen zu. Manche lagen vielleicht wach und planten ihre Karriere für die Zeit, in der dieser kleinere Schluckauf in ihrem Berufsleben vorüber war; andere lagen in den Armen einer unsichtbaren Geliebten. Cleve lauschte den Geräuschen aus der Zelle, dem rasselnden Lauf von Wasser in den Rohren, dem flachen Atmen vom unteren Bett. Manchmal hatte er den Eindruck, auf diesem muffigen Kissen ein zweites Leben verlebt zu haben, ausgesetzt in der Finsternis.

Das Atmen von unten wurde bald so gut wie unhörbar; auch gab es keinerlei Bewegengeräusch. Vielleicht wartete Billy

darauf, daß Cleve einschlief, ehe er irgendeine Bewegung machte. Falls ja, würde der Junge vergeblich warten. Er würde nicht die Augen zumachen und es denen überlassen, ihn im Schlaf abzuschlachten. Er war kein Schwein, das sich klaglos unters Messer begab.

So vorsichtig wie möglich, um keinen Verdacht zu erregen, schnallte Cleve seinen Gürtel auf und zog ihn durch die Schlaufen seiner Hose. Wenn er sein Laken und den Kissenbezug zerreißen würde, hätte er vielleicht brauchbarere Fesseln erhalten, aber das konnte er nicht tun, ohne Billys Aufmerksamkeit zu erregen. Jetzt wartete er, den Gürtel in der Hand, und tat so, als ob er schlief.

Heut nacht war er dankbar, daß der Lärm im Trakt ihn ständig aus dem Dösen aufrüttelte, denn es verstrichen volle zwei Stunden, ehe Billy aus dem Bett stieg, zwei Stunden, in denen Cleves Augenlider - trotz seiner Angst vor dem, was geschehen würde, falls er schlief - ihn bei drei oder vier Gelegenheiten hintergingen. Aber andere auf den Fluren weinten heut nacht; der Tod von Lowell und Nayler hatte selbst die hartgesottensten Sträflinge nervös gemacht. Schreie - und Gegenrufe von den dadurch Geweckten - interpunktierten die Stunden. Trotz der Müdigkeit in seinen Gliedern bezwang ihn der Schlaf nicht.

Als Billy endlich vom unteren Bett aufstand, war es weit über Mitternacht, und der Zellenflur war fast ruhig. Cleve konnte den Atem des Jungen hören; er ging nicht mehr gleichmäßig, sondern stockend. Cleve sah zu, mit zu Schlitzen verengten Augen, wie Billy durch die Zelle zu seinem altgewohnten Platz vor dem Fenster ging. Es gab keinen Zweifel, daß er gleich den Alten rufen würde.

Als Billy die Augen schloß, setzte Cleve sich auf, warf seine Decke ab und glitt vom Bett herunter. Der Junge reagierte nur langsam. Ehe er ganz begriff, was vorging, hatte Cleve die

Zelle durchquert und ihn gegen die Wand gestoßen, wobei er Billy mit der Hand den Mund zuhielt.

»Nein, das läßt du bleiben«, zischte er. »Ich tret' nicht ab wie Lowell.« Billy zappelte und wand sich, aber Cleve war ihm körperlich eindeutig überlegen.

»Heute nacht kommt er nicht«, sagte Cleve und starrte dem Jungen dabei in die aufgerissenen Augen, »weil du ihn nämlich nicht rufen wirst.«

Billy wehrte sich heftiger, um freizukommen, und biß mit aller Kraft in die Handfläche seines Gefangennehmers. Unwillkürlich zog Cleve die Hand weg, und mit zwei großen Schritten war der Junge am Fenster und langte hinauf. In seiner Kehle ein seltsamer Singsang; auf seinem Gesicht plötzliche und unerklärliche Tränen. Cleve zerrte ihn vom Fenster fort.

»Hör mit dem Geraunze auf!« fauchte er ihn an. Aber der Junge gab die Laute weiterhin von sich. Cleve schlug ihm mit der flachen Hand, aber heftig, voll ins Gesicht. »*Halt's Maul!*« sagte er. Noch immer weigerte sich der Junge, sein Gesänge zu beenden; die Melodie war jetzt in einen anderen Rhythmus übergegangen. Cleve schlug ihn abermals; und wieder. Aber die Gewaltanwendung brachte Billy nicht zum Schweigen. Ein Gewisper der Verwandlung erfüllte die Luft der Zelle; die Verteilung von Hell und Dunkel schichtete sich um. Die Schatten kamen in Bewegung.

Cleve geriet in Panik. Ohne Vorwarnung ballte er die Hand zur Faust und versetzte dem Jungen einen schweren Hieb in den Magen. Während Billy sich zusammenkrümmte, erwischte ihn ein Aufwärtshaken am Kiefer und trieb ihm den Kopf nach hinten gegen die Wand, wobei sein Schädeldach das Mauerwerk streifte. Billys Beine knickten ein, und er klappte zusammen. Ein Federgewicht, hatte Cleve einmal gedacht, und das stimmte. Zwei saubere Fausthiebe, und der Junge war flachge-

legt.

Cleve sah sich flüchtig in der Zelle um. Die Bewegung in den Schatten war angehalten worden; aber sie zitterten wie Windhunde, die darauf warten, daß man sie starten läßt. Mit hämmerndem Herzen trug er Billy zu seinem Bett zurück und legte ihn hin. Nichts deutete darauf hin, daß er wieder zu Bewußtsein kam. Der Junge lag schlaff auf der Matratze, während Cleve sein Laken zerriß und ihn knebelte: Er stopfte dem Jungen einen Stoffknäuel in den Mund; mit diesem Knebel würde er keinen Mucks mehr von sich geben können. Dann machte er sich daran, Billy ans Bett zu binden. Dazu benutzte er seinen eigenen Gürtel und den des Jungen, ergänzt durch weitere behelfsmäßige Fesseln aus zerrissenen Laken. Er brauchte mehrere Minuten, um sein Werk zu vollenden. Während Cleve die Beine des Jungen miteinander verzurrte, kam Billy langsam zu sich. Er schlug flatternd, voller Verwirrung, die Augen auf. Dann, als er seine Lage begriff, begann er, den Kopf hin und her zu werfen; sonst konnte er nicht viel tun, um seinen Protest anzumelden.

»Nein, Billy«, murmelte Cleve und warf dabei eine Decke über den gefesselten Körper, um den Tatbestand vor jedem Beamten, der vor morgen früh durch das Guckloch hereinschauen könnte, zu verbergen. »Heute nacht bringst du ihn nicht her. Alles, was ich gesagt habe, ist wahr, Junge. Er will raus, und er benutzt dich zur Flucht.« Cleve packte mit beiden Händen Billys Kopf und drückte ihm die Finger gegen die Wangen. »Er ist nicht dein Freund. *Aber ich.* Schon immer.« Billy versuchte, seinen Kopf aus Cleves Griff zu schütteln, doch vergeblich. »Verschwende deine Kräfte nicht«, riet ihm Cleve, »es wird 'ne lange Nacht werden.«

Er ließ den Jungen auf dem Bett liegen, ging zur gegenüberliegenden Wand hinüber und glitt an ihr hinunter in die Hocke, auf Beobachterposten. Er würde bis zur

Dämmerung wach bleiben, und dann, wenn es etwas Licht gab, in dem er nachdenken konnte, würde er seinen nächsten Zug ausarbeiten. Im Augenblick war er zufrieden, daß sein plumptes Vorgehen funktioniert hatte.

Der Junge hatte es aufgegeben, sich zur Wehr zu setzen; er hatte klar erkannt, daß die Fesseln zu gekonnt geknüpft waren, um sie zu lösen. Eine Art Ruhe senkte sich auf die Zelle herab: Cleve saß in dem Fleck Licht, das durch das Fenster fiel, der Junge lag in der Düsternis des unteren Betts und atmete gleichmäßig durch die Nase. Cleve warf einen Blick auf seine Uhr. Es war fünf vor eins. Wie lang bis zum Morgen? Er wußte es nicht. Fünf Stunden mindestens. Er legte den Kopf in den Nacken und starrte ins Licht.

Es hypnotisierte ihn. Die Minuten vertickten langsam, aber stetig, und das Licht änderte sich nicht. Hin und wieder kam ein Officer den Flur entlang, und Billy, der die Schritte hörte, begann dann sein Gezappel von neuem. Aber niemand schaute in die Zelle. Die beiden Häftlinge blieben ihren Gedanken überlassen: Cleve konnte sich fragen, ob je eine Zeit kommen würde, in der er den Schatten in seinem Nacken wieder los wäre; Billy konnte jeden Gedanken denken, der gefesselten Monstern eben in den Sinn kam. Und noch immer verstrichen die Tiefste-Nacht-Minuten, Minuten, die einem durchs Hirn schlichen wie gehorsame Schulkinder, die jeweils nächste immer schon der gegenwärtigen auf den Fersen, und nachdem sechzig vorbei waren, nannte man die Summe eine Stunde. Und die Dämmerung war um diese Spanne näher, nicht wahr? Aber der Tod ebenso, und vermutlich ebenso das Ende der Welt: dieser gloriose letzte Trumpf, von dem der Bischof so entzückt gesprochen hatte, wenn die toten Männer unter dem Rasen da draußen so frisch wie das gestrige Brot sich erheben und ihrem Schöpfer gegenübertreten würden. Und wie er so an die Wand gelehnt dasaß und Billys Ein- und Ausatmen lauschte und das Licht in der Scheibe und durch die Scheibe

betrachtete, erkannte Cleve ohne jeden Zweifel, daß, selbst wenn er dieser Falle entkäme, dies nur einen zeitweiligen Aufschub bedeutete; daß diese lange Nacht, ihre Minuten, ihre Stunden, der Vorgeschmack einer längeren Nachtwache waren. Da verzweifelte er beinahe; fühlte, wie seine Seele in ein Loch versank, aus dem es anscheinend kein Entrinnen gab. *Hier* war die wirkliche Welt, erfaßte er unter Tränen. Nicht Freude, nicht Licht, nicht frohe Erwartung; nur dieses Harren in Unwissenheit, ohne Hoffnung, nicht einmal auf Angst, denn Angst stand nur denen zu, die Träume zu verlieren hatten. Das Loch war tief und düster. Er spähte aus ihm hinauf ins Licht, das durch das Fenster fiel, und seine Gedanken wurden zu einem einzigen scheußlichen Reigen. Er vergaß das Bett und den Jungen, der dort lag. Er vergaß die Fühllosigkeit, die sich in seinen Beinen ausgebreitet hatte. Er hätte, mit der Zeit, selbst den einfachen Akt des Atemholens vergessen, wäre da nicht der stechende Uringeruch gewesen, der ihn aus seinem Dämmerzustand rüttelte.

Er schaute Richtung Bett. Der Junge entleerte gerade seine Blase; aber diese Handlung war lediglich das Symptom von etwas völlig anderem. Unter der Decke bewegte sich Billys Körper auf ein Dutzend Arten, die seine Fesseln hätten verhindern sollen. Cleve brauchte einige Momente, um die Lethargie abzuschütteln, und noch weitere Sekunden, um klar zu erkennen, was geschah. Billy verwandelte sich.

Cleve versuchte, sich gerade aufzurichten, aber seine unteren Gliedmaßen waren von so langem Stillsitzen wie abgestorben. Er fiel fast nach vorn, quer durch die Zelle, und verhinderte seinen Sturz nur dadurch, daß er einen Arm ausstreckte und sich am Stuhl festhielt. Seine Augen waren auf die Düsternis des unteren Betts geheftet. Die Bewegungen wurden immer mehr und komplexer. Die Decke wurde weggeschleudert. Billys Körper, der darunter zum Vorschein kam, war bereits nicht mehr zu erkennen; derselbe schreckliche



Vorgang, wie Cleve ihn schon einmal gesehen hatte, aber in umgekehrter Richtung. Materie, die sich in schwirrenden Wolken um den Körper sammelte und zu abscheulichen Formen gerann. Gliedmaßen und Organe, die aus dem Unaussprechlichen herbeizitiert waren, Zähne, die sich wie Nadeln formten und sogleich an ihre Stelle rückten, in einem bereits überdimensionalen und ständig weiter anschwellenden Kopf. Cleve flehte Billy an aufzuhören, aber mit jedem neuen Atemzug war weniger Menschsein vorhanden, an das man sich hätte wenden können. Die Stärke, die dem Jungen gefehlt hatte, wurde der Bestie bewilligt; sie hatte bereits fast alle Einengungen gesprengt und kämpfte sich eben jetzt vor Cleves Augen aus der letzten frei und rollte vom Bett herunter auf den Zellenboden.

Cleve wich zur Tür zurück, während er Billys veränderte Gestalt musterte. Er erinnerte sich an das Grausen seiner Mutter vor Ohrwürmern und sah etwas von diesem Insekt in der Anatomie des Gebildes: in der Art, wie es seinen schimmernden Rücken durchbog und dabei das komplizierte Ruderwerk seiner Unterleibssegmente bloßlegte. An anderen Stellen war dem Anblick durch keinerlei Analogie beizukommen. Der Kopf wimmelte von Zungen, die statt Lidern die Augen sauberleckten und ständig über die Zähne fuhren, um sie feucht zu halten. Aus triefenden Löchern in den Flanken des Wesens kam Kloakengestank. Doch selbst jetzt hielt sich noch ein Rest von etwas Menschlichem in dieser Abscheulichkeit, wobei sein vager Anklang lediglich dazu beitrug, die Verkommenheit des Ganzen zu steigern. Beim Anblick der Haken und Stacheln erinnerte sich Cleve an Lowells sich hochschraubenden Schrei - und spürte, wie seine eigene Kehle pulsierte, bereit, einen dementsprechenden Laut loszulassen, falls die Bestie sich gegen ihn wenden sollte.

Aber Billy hatte andere Absichten. Er begab sich - die Glieder in gräßlicher Anordnung - zum Fenster und kletterte

hinauf, drückte dabei seinen Kopf gegen die Scheibe wie ein Blutegel. Die Melodie, die er von sich gab, war nicht wie sein letzter Singsang - aber für Cleve bestand kein Zweifel, daß es dasselbe Herbeizitieren bedeutete. Er drehte sich zur Tür und begann, dagegen zu schlagen, in der Hoffnung, daß Billy zu sehr in seine Anrufung vertieft sei, um sich gegen ihn zu wenden, bevor Hilfe käme.

»Schnell! Um Himmels willen! Schnell!« Er schrie, so laut die Erschöpfung es zuließ, und blickte einmal flüchtig über die Schulter, um zu sehen, ob Billy ihn holen käme. Nein, er hielt noch immer das Fenster umklammert, obwohl seine Anrufung beinahe verstummt war. Ihr Zweck war erreicht. Die Zelle war unter der Fuchtel der Finsternis.

In Panik wandte sich Cleve wieder zur Tür und nahm sein Getrommel wieder auf. Jemand rannte jetzt den Flur entlang; er konnte Gebrüll und Verwünschungen aus anderen Zellen hören. »Lieber Gott, hilf mir!« brüllte er. An seinem Rücken konnte er einen Frosthauch spüren. Er brauchte sich nicht umzudrehen, um zu erfahren, was hinter ihm vor sich ging. Wie der Schatten wuchs, die Wand sich auflöste, damit die Stadt und ihr Bewohner hereingelangen konnten. Tait war hier. Cleve konnte die Gegenwart des Mannes spüren, riesenhaft und dunkel. Tait der Kindermörder, Tait das Schattenwesen, Tait der Verwandler. Cleve schlug auf die Tür ein, bis ihm die Hände bluteten. Die Schritte schienen einen Erdteil weit weg. Kamen sie? Kamen sie?

Der Frosthauch hinter ihm wurde zum Sturm. Cleve sah, wie sein Schatten von flackerndem blauem Licht auf die Tür geworfen wurde; roch Sand und Blut.

Und dann die Stimme. Nicht die des Jungen, sondern die von seinem Großvater, von Edgar St. Clair Tait. Dies war der Mann, der sich selbst als Exkrement des Teufels bezeichnet hatte, und als er diese verabscheuungswürdige Stimme hörte,

glaubte Cleve sowohl an die Hölle wie auch an ihren Herrn, glaubte sich selbst schon im Satanspfuhl, ein Augenzeuge seiner Wunder.

»Sie fragen zuviel«, sagte Edgar. »Wird Zeit, daß Sie sich schlafen legen.«

Cleve wollte sich nicht umdrehen. Sein letzter Gedanke war, daß er sich umdrehen und den Sprecher anschauen *sollte*. Aber er war nicht mehr seinem eigenen Willen unterworfen; Tait hatte die Finger in seinem Kopf und stümperte darin herum. Cleve drehte sich um und schaute.

Der Gehenkte war in der Zelle. Er war nicht jene Bestie, die Cleve verschwommen wahrgenommen hatte, jenes Gesicht aus fleischigem Brei und Eiern. Er war leibhaftig hier; für ein neues Menschenalter herausgeputzt und nicht ohne Charme. Sein Gesicht war wohlgestaltet; seine Stirn breit, seine Augen unerschrocken. Noch immer trug er seinen Ehering an der Hand, die Billys geneigten Kopf wie den eines Schoßhundes streichelte.

»Zeit zu sterben, Mr. Smith«, sagte er.

Cleve hörte Devlin draußen auf dem Flur brüllen. Er hatte nicht mehr genug Atem, um zu antworten. Aber er hörte Schlüssel im Schloß, oder war das nur eine Illusion, die sein Bewußtsein zur Beschwichtigung seines panischen Entsetzens produziert hatte?

Die winzige Zelle war voller Wind. Er warf den Tisch und den Stuhl um und hob die Laken in die Luft empor wie Kindheitsgespenster. Und jetzt nahm er Tait und den Jungen mit sich, saugte sie wieder ins entschwindende Weichbild der Stadt.

»Kommen Sie schon...« forderte Tait, dessen Gesicht verfiel, »wir brauchen Sie, mit Leib und Seele. Kommen Sie

mit uns, Mr. Smith. Uns schlägt man nichts ab.«

»Nein!« entgegnete Cleve schreiend seinem Folterer. Der Sog zupfte an seinen Fingern, an seinen Augäpfeln. »Ich will nicht...«

Hinter ihm klapperte die Tür.

»Ich will nicht, hören Sie!«

Plötzlich wurde die Tür aufgestoßen und warf ihn nach vorn in den Wirbelwind aus Nebel und Staub, der Tait und seinen Enkel fortstrudelte. Beinah wäre er ihnen gefolgt, wenn ihn nicht eine Hand am Hemd gepackt und ihn, eben als das Bewußtsein sich selber aufgab, vom Abgrund zurückgezerrt hätte.

Irgendwo weit weg begann Devlin wie eine Hyäne zu lachen. Er hat den Verstand verloren, stellte Cleve fest; und auf dem Bild, das seine sich verdunkelnden Gedanken hervorriefen, entwich aus Devlins Mund der Inhalt seines Gehirns wie ein Rudel fliegender Hunde.

Er wachte in Träumen auf; und in der Stadt. Erwachte mit der Erinnerung an seine letzten bewußten Momente: an Devlins Hysterie, an die Hand, die seinen Sturz abfing, während die zwei Gestalten vor ihm fortgestrudelt wurden. Er war ihnen anscheinend gefolgt, außerstande, sein komatöses Gemüt daran zu hindern, wieder den altvertrauten Weg zur Mördermetropole zu beschreiten. Aber Tait hatte noch nicht gewonnen. Cleves Anwesenheit hier war noch immer bloß *geträumt*. Sein körperliches Ich war noch in Pentonville; seine Verlagerung von dort teilte sich jedem seiner Schritte mit.

Er lauschte dem Wind. Der war beredt wie immer: Die Stimmen kamen und gingen mit jeder sandigen Bö, verschwanden aber nie völlig, selbst wenn der Wind zu einem

Geflüster erstarb. Wie er so lauschte, hörte er einen Schrei. In dieser stummen Stadt war das Geräusch ein Schock; es scheuchte Ratten aus ihren Nestern und Vögel von irgendeinem abgelegenen Marktplatz auf.

Neugierig ging er dem Geräusch nach, dessen mehrfacher Widerhall beinahe Spuren in der Luft hinterließ. Während Cleve die leeren Straßen entlangeilte, hörte er weitere erregte Stimmen, und jetzt erschienen Männer und Frauen an den Fenstern und Türen ihrer Zellen. So viele Gesichter, und zwischen dem einen und dem nächsten nichts Gemeinsames, das die Hoffnungen eines Physiognomen bestätigt hätte. Mord hatte so viele Gesichter, wie es Mordfälle gab. Ihr einziger gemeinsamer Grundzug war der des Elends, der geistig-seelischen Verzweiflung nach einem Menschenalter Haft am jeweiligen Tatort. Cleve betrachtete sie flüchtig im Vorbeigehen, durch ihr Aussehen genügend abgelenkt, um erst dann zu bemerken, wohin der Schrei ihn führte, als er sich zum zweitenmal in dem Getto befand, zu dem er von dem Kind geführt worden war.

Jetzt bog er um eine Ecke, und am Ende der Sackgasse, die er schon von seinem vorherigen Besuch hier kannte (die Mauer, das Fenster, die blutige Kammer dahinter), sah er Billy, der sich zu Tait's Füßen im Sand wand. Der Junge war halb er selbst und halb die Bestie, zu der er vor Cleves Augen geworden war. Der bessere Teil zuckte konvulsivisch bei seinem Bemühen, sich aus dem anderen herauszuwinden, aber ohne Erfolg. Im einen Moment tauchte der Leib des Jungen an die Oberfläche, weiß und zerbrechlich, nur um im nächsten einem Fluß ständiger Umwandlung untergeordnet zu werden. War das ein Arm, der sich da bildete - und schon wieder weggerissen wurde, noch ehe ihm Finger wuchsen? War das ein Gesicht, das da aus dem Zungenhaus, dem Kopf der Bestie, herausgedrückt wurde? Der Anblick widersetzte sich jeder Festlegung. Sobald sich Cleve für irgendeinen erkennbaren Zug entschied, wurde dieser wieder in die Tiefe gespült.

Edgar Tait blickte von dem Kampf vor ihm auf und bleckte die Zähne gegen Cleve. Es war eine Darbietung, auf die ein Hai hätte neidisch werden können. »Er hat an mir gezweifelt, Mr. Smith...« sagte das Monster, »... und wollte hier seine Zelle suchen.«

Ein Mund wölbte sich aus dem Flickwerk auf dem Sand vor und stieß einen durchdringenden Schrei aus, voller Schmerz und Entsetzen.

»Jetzt will er weg von mir«, sagte Tait. »Sie haben den Zweifel gesät. Der Junge muß die Folgen tragen.« Mit zitterndem Finger zeigte er auf Cleve, und beim Zeigen verwandelte sich das Körperlief, Fleisch wurde gequetschtes Leder. »Sie sind aufgekruzt, wo Sie nicht erwünscht waren, und sehen Sie sich die Qualen an, die Sie verursacht haben.«

Tait versetzte dem Wesen zu seinen Füßen einen Tritt. Es wälzte sich auf den Rücken und erbrach sich dabei.

»Er braucht mich«, sagte Tait. »Haben Sie nicht so viel Verstand, das einzusehen? Ohne mich ist er verloren.«

Cleve entgegnete dem Gehenkten nichts, sondern sprach statt dessen die Bestie im Sand an. »Billy?« Er rief nach dem Jungen in dem wabernden Wust.

»Verloren«, sagte Tait.

»Billy...« wiederholte Cleve. »Hör mir zu...«

»Er wird jetzt nicht zurückgehen«, sagte Tait. »Sie träumen das bloß. Aber er ist *hier*, leibhaftig.«

»Billy«, fuhr Cleve beharrlich fort, »hörst du mich? Ich bin's, Cleve.«

Der Junge schien in seinen Kreisbewegungen einen Augenblick lang innezuhalten, als ob er den Aufruf hörte. Cleve sagte wieder Billys Namen, und nochmals.

Eine der ersten Fertigkeiten, die das menschliche Kind erlernte, war, sich als etwas zu bezeichnen. Wenn irgend etwas den Jungen erreichen konnte, dann mit Sicherheit sein eigener Name.

»Billy... Billy...« Auf die wiederholte Anrede hin wälzte sich der Körper herum.

Tait schien unruhig zu werden. Die Zuversicht, die er hervorgekehrt hatte, war jetzt zum Schweigen gebracht. Sein Körper wurde dunkler, der Kopf knollenförmig. Cleve versuchte krampfhaft, nicht auf die schleichenden Verzerrungen in Edgars Anatomie zu achten und sich darauf zu konzentrieren, Billy zurückzugewinnen. Die Wiederholung des Namens zahlte sich aus; die Bestie wurde allmählich überwunden. Mit jedem Augenblick kam mehr von dem Jungen zum Vorschein. Er sah erbarmungswürdig aus; nur noch Haut und Knochen auf dem schwarzen Sand. Aber sein Gesicht war jetzt fast wiederhergestellt, und sein Blick lag auf Cleve.

»Billy...?«

Er nickte. Das Haar war ihm mit Schweiß an die Stirn geklebt; seine Glieder von Spasmen gebeutelt.

»Du weißt, wo du bist? *Wer* du bist?«

Zunächst schien es so, als ob sich bei dem Jungen kein Begreifen einstellen wollte. Und dann - nach und nach - nahm das Wiedererkennen in seinen Augen Gestalt an, und mit ihm kam das Entsetzen vor dem Mann, der über ihm stand.

Cleve blickte flüchtig zu Tait auf. Innerhalb der wenigen Sekunden, seit er ihn zum letztenmal angesehen hatte, waren von seinem Kopf und oberen Torso bis auf wenige Ausnahmen sämtliche menschlichen Merkmale getilgt worden, und jetzt zeigten sich tiefgreifendere Entstellungen als bei seinem Enkel.

Billy starrte über die Schulter hinauf wie ein geprügelter Hund.

»Du gehörst mir«, erklärte Tait, dessen Gesichtszüge kaum mehr der Sprache fähig waren.

Billy sah, wie die Glieder herabfuhren, um nach ihm zu greifen, und erhob sich aus seiner Bauchlage, um ihnen zu entkommen, aber er war zu langsam. Cleve sah, wie Tait den stachelbewehrten Haken eines seiner Körperteile um Billys Hals wickelte und den Jungen an sich zog. Blut schoß aus der zerschlitzten Luftröhre, und gleichzeitig der weinerliche Laut entweichender Luft.

Cleve schrie auf.

»Mit mir«, sagte Tait noch, bevor seine Worte in unverständliches Gesabber übergingen.

Plötzlich wurde die enge Sackgasse von Helligkeit durchflutet, und der Junge und Tait und die Stadt verblaßten. Cleve versuchte, an ihnen festzuhalten, aber sie entglitten ihm, und an ihre Stelle trat eine andere handgreifliche Wirklichkeit: ein Licht, ein Gesicht (Gesichter) und eine Stimme, die ihn aus der einen Aberwitzigkeit heraus- und gleich darauf in die nächste hineinrief.

Die Hand des Arztes war auf seinem Gesicht. Sie fühlte sich feuchtkalt an.

»Wovon in aller Welt haben Sie geträumt?« fragte er, der komplette Idiot.

Billy war gegangen.

Von allen Geheimnissen, mit denen sich der Direktor sowie Devlin und die anderen Beamten, die in dieser Nacht Zelle B. 3. 20. betreten hatten, auseinandersetzen mußten, war das spurlose Verschwinden von William Tait aus einer unversehr-



ten Zelle das konsternierendste. Von dem Anblick, der bei Devlin dieses irre Gekicher ausgelöst hatte, wurde nichts erwähnt; es fiel leichter, an irgendeine kollektive Täuschung zu glauben, als daran, daß sie irgendeine objektive Wirklichkeit zu Gesicht bekommen hatten. Als Cleve versuchte, die Vorkommnisse dieser Nacht und der vielen Nächte, die ihr vorausgingen, in Worte zu fassen, reagierte man auf seinen von häufigem Weinen und Verstummen durchsetzten Monolog mit vorgeblichem Verstehen und Seitenblicken. Trotzdem erzählte er die Geschichte mehrere Male von vorn, ungeachtet der Herablassung seiner Zuhörer; und diese, die in seinen Irrsinnsfabeln zweifelsohne nach einem brauchbaren Hinweis auf die Natur von Billy Tait's Houdini-Akt suchten, legten jedes Wort auf die Goldwaage.

Als sie in seinen Geschichten nichts fanden, was ihre Nachforschungen voranbrachte, verloren sie die Geduld mit ihm. Trost wurde durch Drohungen ersetzt. Sie wollten wissen - und ihre Stimmen wurden mit jeder Wiederholung der Frage lauter - wohin Billy gegangen sei. Cleve antwortete ihnen einfach so, wie er es eben verstand. »In die Stadt«, verriet er ihnen, »er ist ein Mörder, wissen Sie.«

»Und sein Körper?« fragte der Direktor. »Wo ist Ihrer Meinung nach sein *Körper*?«

Cleve hatte keine Ahnung, und sagte das auch. Viel später erst, genaugenommen ganze vier Tage später - er stand gerade am Fenster und sah dem Gärtnertrupp zu, der die Pflanzen für diesen Frühling zwischen den Gebäudetrakten hin und her trug - erinnerte er sich an den Rasen.

Er suchte Mayflower auf, der in den B-Flügel zurückversetzt worden war und Devlins Platz wieder eingenommen hatte, und teilte dem Officer den Gedanken mit, der ihm in der Zwischenzeit gekommen war.

»Er ist in dem Grab«, sagte er. »Er ist bei seinem Großvater. Rauch und Schatten.«

Sie gruben im Schutze der Nacht den Sarg aus, nachdem sie eine raffinierte Abschirmung aus Pfosten und Planen errichtet hatten, um die Prozedur neugierigen Augen vorzuenthalten; und Lampen, hell wie der Tag, aber nicht so warm, richteten sich auf die Plackerei der Männer, die sich als Exhumierungskommando zur Verfügung gestellt hatten. Cleves Lösung für das Rätsel von Tait's Verschwinden war fast überall auf Verwirrung gestoßen, aber keine - noch so absurde - Erklärung wurde bei einem derart widerspenstigen Geheimnis ignoriert. So versammelten sie sich an der unbezeichneten Grabstelle, um Erde aufzuwerfen, die aussah, als sei sie fünf Dekaden lang nicht gestört worden: der Direktor, eine Abordnung von Vertretern des Innenministeriums, ein Pathologe und Devlin.

Einer der Ärzte, der glaubte, daß man Cleves krankhafter Selbsttäuschung am anschaulichsten entgegenwirken könne, wenn dieser sich den Inhalt des Sarges ansähe und seinen Irrtum mit eigenen Augen erkennen würde, überzeugte den Direktor davon, daß man auch Cleve unter die Zuschauer einreihen sollte.

Im engen Geviert von Edgar Tait's Sarg gab es wenig, das Cleve nicht schon vorher gesehen hatte. Die Leiche des Mörders - hierher zurückversetzt (als Rauch vielleicht?), weder ganz Bestie noch ganz menschlich, und, wie es der Bischof versprochen hatte, so unverwest wie am Tag seiner Hinrichtung - teilte den Sarg mit Billy Tait, der, nackt wie ein Säugling, in den Armen seines Großvaters lag. Edgars verdorbenes Körperglied war noch immer um Billy's Hals gewunden, und die Wände des Sarges waren dunkel von geronnenem Blut. Aber Billy's Gesicht war nicht besudelt. *Er sieht aus wie eine Puppe*, bemerkte einer der Ärzte. Cleve hätte gern erwidert, daß keine Puppe solche Tränenflecken auf den

Wangen habe, noch solche Verzweiflung in den Augen, aber der Gedanke wollte sich nicht artikulieren lassen.

Cleve wurde drei Wochen später auf besonderen Antrag bei der Kommission für bedingte Strafaussetzung aus Pentonville entlassen, nach Verbüßung von nur zwei Dritteln seines vollen Strafmaßes.

Kaum ein halbes Jahr verging, und er kehrte zu dem einzigen Beruf zurück, den er je gekannt hatte. Jegliche Hoffnung auf eine Befreiung von seinen Träumen, die er eventuell gehegt hatte, war von kurzer Dauer. Die Stätte war noch immer bei ihm: weder so klar konturiert noch so mühelos durchwandert, jetzt, da Billy - dessen geistige Kräfte diese Tür für ihn geöffnet hatten - fort war, aber noch immer ein überaus machtvolleres Schreckgespenst, dessen lauernde Gegenwart Cleve zermürbte.

Manchmal schwanden die Träume fast völlig, nur um mit schrecklicher Macht wieder zurückzukehren. Cleve brauchte mehrere Monate, ehe er das Grundmuster dieser Schwankung zu begreifen begann. *Menschen*, erkannte er, brachten ihm den Traum.

Wenn er eine Zeitlang mit jemandem zusammen war, der Mordabsichten hatte, kam die Stadt zurück. Auch waren solche Menschen nicht besonders selten. Sobald er ein stärkeres Gespür für die tödliche Ader in Menschen seiner unmittelbaren Umgebung entwickelt hatte, war er kaum mehr imstande, die Straße entlangzugehen. Sie waren *überall*, diese Killer im Embryonalzustand; Menschen mit schicker Kleidung und heiterer Miene schritten übers Pflaster dahin und stellten sich unterm Schreiten den Tod ihrer Arbeitgeber und ihrer Ehepartner, von Seifenopernstars und unfähigen Schneidern vor. Die Welt hatte Mord im Sinn, und er konnte ihre Gedanken nicht mehr

ertragen.

Nur Heroin bot ein wenig Erlösung von der Last der Erfahrung. Er hatte sich bisher nie viel H gespritzt, aber es wurde rasch sein ein und alles. Es war jedoch eine teure Sucht und eine, die er aus seinem zunehmend eingeschränkten Kreis beruflicher Kontakte kaum zu finanzieren erhoffen konnte. Es war ein Mann namens Grimm, auch ein Süchtiger (der übrigens der Wirklichkeit so verbissen aus dem Weg ging, daß er auf saure Milch high werden konnte), der Cleve dezent nahelegte, daß er möglicherweise eine bestimmte Arbeit erledigen wolle, die eine seinem Hunger angemessene Bezahlung einbrächte. Eine vernünftige Idee, so schien es. Ein Treffen wurde vereinbart und ein Vorschlag gemacht. Die Bezahlung für den Job war so hoch, daß ein Mann, der so dringend Geld brauchte wie Cleve, ihn nicht ablehnen konnte. Der Job war natürlich Mord.

*»Es gibt hier keine Besucher; nur künftige Einwohner.«* Das hatte ihm einmal jemand gesagt, obwohl er sich nicht mehr recht erinnerte, wer, und er glaubte an Prophezeiungen. Wenn er jetzt keinen Mord beginge, wäre es nur eine Frage der Zeit, bis er es doch tun würde.

Aber obwohl die Einzelheiten des Attentats, das er ausführte, eine grauenhafte Vertrautheit für ihn hatten, war er nicht auf die Kollision von Umständen gefaßt, aufgrund deren er schließlich vom Schauplatz seines Verbrechens barfuß floh und derart gehetzt über Pflaster und Asphalt rannte, daß seine Füße, bis die Polizei ihn gestellt und niedergeschossen hatte, blutig waren und endlich dazu bereit, die Straßen der Stadt zu beschreiten - genauso, wie er es in seinen Träumen schon getan hatte.

Das Zimmer, in dem er gemordet hatte, wartete auf ihn, und er wohnte dort, hielt sich mehrere Monate lang vor jedem verborgen, der draußen auf der Straße auftauchte. (Er nahm

aufgrund des Bartes, der ihm gewachsen war, an, daß hier die Zeit verging; obwohl Schlaf selten kam und der Tag nie.) Nach einer Weile jedoch setzte er sich mutig dem kühlen Wind und den Schmetterlingen aus und machte sich zu den Randbezirken der Stadt fort, wo die Häuser sich verloren und die Wüste in den Vordergrund trat. Er ging, nicht um die Dünen zu sehen, sondern um den Stimmen zu lauschen, die ständig kamen, steigend und fallend, wie das Geheul von Schakalen oder Kindern.

Er verweilte dort lange Zeit, und der Wind verschwor sich mit der Wüste, ihn zu begraben. Aber er war nicht enttäuscht über das Ergebnis seiner Nachtwache. Denn eines Tages (oder Jahres) sah er einen Mann zu der Stätte kommen und ein Schieß Eisen in den Sand fallen lassen, dann in die Wüste hinauswandern, wo nach einer Weile die Urheber der Stimmen kamen und ihn empfangen, in beschwingtem Trott und unbändig auf ihren Krücken tanzend. Lachend umringten sie ihn. Lachend ging er mit ihnen. Und obgleich Entfernung und der Wind die Sicht trübten, war Cleve sicher, daß er sah, wie der Mann von einem der Feiernden ergriffen und als Junge auf die Schultern genommen, im Anschluß daran als Kleinkind in die Arme eines anderen gerissen wurde, bis Cleve, an der Grenze seines Wahrnehmungsvermögens, den Mann plärren hörte, als man ihn ins Leben zurückbeförderte. Zufrieden ging er davon, wußte er doch endlich, wie die Sünde (und er) in die Welt gekommen war.